Lbaa(6) 3-2

L bua (b) 3, 12

Leonard Meisters

Charakteristik

deutscher Dichter,

Nach der Zeitordnung gereihet,

mit Bildnissen

von

Heinrich Pfenninger.

Zweenter Band.

St. Gallen und Leipzig,
bey Huber und Compagnie. 1789.

Bibliothek der Philosophisch. Kantonsschule Passau

Staatliche Bibliothek Passau

1035261888

Staatliche Bibliothek Passau

Johann von Beßer. *

Von Beßer wurde mit dem Freyherrn von Canitz in gleichem Jahre, nämlich 1654. den 8 May zu Frauenburg in Curland gebohren. Nachdem er bey seinem Vater, dem Prediger des Ortes, den Grund zu den Wissenschaften gelegt hatte, begab er sich auf die hohe Schule nach Königsberg. Als Candidat der Gottesgelehrtheit vertheidigte er in den Jahren 1673 und 1674. verschiedene philosophische und theologische Streitschriften, z. B. de Euporia rationum dialecticarum, de assimilatione hominis cum Deo u. a. m. Als Hofmeister zog er im J. 1675. mit einem Churländischen Edelmann, dem Herrn von Mandel, nach Leipzig. Hier geriethen beyde mit einigen Officieren von der Besatzung auf Pleissenburg in Verdruß. Den 15. Febr. 1677. kam es zwischen ihnen zum Zweykampf. Nach Abrede sollten sich die Partheyen nur des Degens bedienen. Als aber Beßer und sein Untergebener der Gegenparthey hierin überlegen waren,

* S. Beßers Schriften, nach J. U. Königs Ausgabe. Leipz. 1732, wie auch des Herrn von Loen kleine Schriften, Th. I.

so eilten einige versteckte Soldaten herbey, welche Feuer gaben und den Herrn von Maydel meuchelmörderischer Weise erschossen. Beßer gerieth darüber bey dem academischen Senat in Verantwortung, kam aber endlich, nach langwirrigem Rechtshandel, mit einer Geldstrafe davon. Bey dieser Gelegenheit verfertigte er auf seinen verstorbenen Untergebenen eine Denkschrift in ungebundener Rede. Durch und durch herrschten in dieser Schrift ein pedantischer Geschmak und eine mit so genannten Realien bis zum Ekel überladene Schreibart. Auch schämete er sich bey reiferm Alter dieses Versuches so sehr, daß er alle Exemplare aufkaufete und sie so fort verbrannte. Eben dieses that er mit andern Schriften.

In Leipzig hatte er Anlaß, seine Kühlweinin, die Tochter des Bürgermeisters, ein Mädchen von eben so grossen Glüksgütern als Talenten kennen zulernen. Sie lebte bey dem Stiefgrosvater, dem Commendanten auf Pleissenburg. Ihre Schönheit und ihr Geschmak für die Tonkunst unterhielten bey Beßern das Feuer der Dichtkunst. Die Liebe gab ihren Schiksalen und Lebensentwürfen eine ganz andere Wendung. Wegen des vorgefallenen Duells war er schon entschlossen, den geistlichen Stand an das Kriegshandwerk zutauschen; nunmehr aber änderte er diesen Entschluß. Um in Leipzig bleiben zukönnen, wiedmete er sich der Rechtswissenschaft. Die Kühleweinin gab ihren Vorsatz auf, in ein

protestantisches Mädchenkloster im Lüneburgischen zugehn, und aus Liebe zu Beßern verlor sie ihre Abneigung zum Heyraten. Neid und Mißgunst setzten sich dem Glücke der Liebenden entgegen, und besonders verursachten Beßern die Geistlichen sehr viel Verdruß. Er siegte über ihre Verfolgungen, als er sich mit Carpzoven aussöhnte.

Er sah, daß es ihm in Leipzig nicht gelingen würde, zu dem Besiz seiner Geliebten zukommen; er begab sich also im J. 1680. nach Berlin. Hier erhielt er auf Empfehlung des Fürsten von Dessau von dem Churfürsten den Antrag zu einer Hauptmannstelle: seine Kühleweinin aber bewog ihn, lieber ein Amt bey Hofe zusuchen. Im Herbstmonat gleichen Jahres bekam er die Stelle eines churfürstlichen Rahtes, wiewol noch ohne Besoldung. Im J. 1681. begleitete er den Churfürsten zur Erbhuldigung nach Halle, und bey dieser Gelegenheit überreichte er ihm ein Gedicht, welches, so schlecht es war, mit dem Charakter eines wirklichen Legationsrathes und mit einem Jahrgehalte von 300 Thalern bezahlt wurde. Der Churfürst selbst bat für ihn bey dem Kommendanten auf Pleissenburg, und auf seine Fürbitte erhielt er endlich von diesem seine geliebte Kühleweinin. Im J. 1682. führte er sie mit sich nach Berlin. Im J. 1684. kam er als brandenburgischer Resident nach London. Hier hatte er die Ehre, mit dem Könige in dem

Ballhause zuspielen. Wegen einer gewissen Begebenheit war der König von England sehr ungehalten über den brandenburgischen, geheimen Staatsrath von Fuchs. Anstat dieses nur den Räthen zumelden, berichtete es Beßer unmittelbar an den Churfürsten. Nicht ohne Mühe und erst nach langer Zeit konnte er wegen dieser Unbesonnenheit den Staatsrath von Fuchs wieder versöhnen. Gegen Ende des Jahres 1685. kam er nach Berlin zurück. Großmüthiger Weise beförderte ihn der Herr von Fuchs im J. 1687. zur Stelle eines Regierungsraths in dem Herzogthum Magdeburg. Ehe er zur Bekleidung des neuen Amts nach Halle gieng, begab er sich nach Königsberg, um einen gewissen Baron Piccinardi, der den Namen eines kayserlichen Agentes führete, ingeheim aufzuheben, welches er auch mit glücklicher Schlauheit zu Stande brachte.

Im J. 1688. litt er zu gleicher Zeit die empfindlichsten Verluste. Nicht nur entriß ihm der Tod seinen grossen Beschützer, den Churfürsten, sondern auch seine Geliebte, welcher im J. 1689. der einzige Sohn nachfolgete.

Im J. 1690. begleitete er den Hof zur Erbhuldigung nach Königsberg. Bey dieser Gelegenheit erhielt er die neuerrichtete Stelle eines Ceremonienmeisters, nebst der Erhöhung in den Adelstand. Er hatte bisher als Magdeburgischer Regierungsrath eine Besoldung von 500. Thalern; nunmehr

wurde sie mit 200. Thlr. vermehrt; zugleich erhielt er, nebst dem Hofrathtitel, den Rang des jüngsten geheimen Raths. Im Sommer begleitete er den Churfürsten zu Felde in die Niederlande, und wurde von ihm an den Bischoff von Lüttich geschikt. Im J. 1694. hatte er bey Einweyhung der hohen Schule zu Halle die Aufsicht über das Cäremoniel, und bald darauf verfertigte er das Lobgedicht auf den Herrn von Danckelmann. Nicht nur bewog dieser den Churfürsten, daß er Beßern für verschiedene Gelegenheitsgedichte ein Geschenk von 1000. Thlr. auszalen ließ, sondern auch er selbst bewieß ihm thätliche Erkenntlichkeit. Vor einigen Jahren hatte er ihn für ein Trostgedicht beym Hinscheid der Frau von Danckelmann 200. Thlr. geschenkt; in diesem Jahre beschenkte er ihn für das erwähnte Lobgedicht mit 700. Thalern, und in dem folgenden Jahre überreichte er ihm für ein Sonnet über seine Erhöhung zur Ober-Präsidentenstelle abermal 200. Thlr. * — So freygebig waren gegen den Hofpoeten nicht nur Minister und Fürsten, sondern auch ein Mitbruder in Apollo. Im J. 1696. machte ihm der Freyherr von Kanitz, wegen eines Trostgedichtes über die verstorbene Doris, mit ganz

* Auch nachher wirkte ihm Danckelmann bey Hofe verschiedene, sehr beträchtliche Beschenkungen aus.

besonderer Delicatesse, ein Geschenk von 500 Thalern.

Nach Danckelmanns Tode fand Beßer einen neuen Gönner an dem Ober-Cämmerer, Graf Kolbe von Wartenberg. Auf des Grafen Aufforderung rückte er in den Mercüre galant eine Dedution über die Wiederherstellung von Elbingen ein. Für diese Arbeit erhielt er von dem Churfürsten eine Verschreibung auf die erste erledigte Dohmherrenstelle in den beyden Stiftern, Magdeburg und Halberstadt, die er an einen stiftsfähigen gegen beliebige Vergütung abtreten konnte. Bald hernach erhielt er für die Beschreibung des Beylagers der Churprinzeßin mit dem Hessen-Casselschen Erbprinzen abermal eine Churfürstliche Begnadigung von 1000. Thalern. Bey der Krönung des Churfürsten zu Königsberg bekam er, ausser dem Titel eines geheimen Raths, 500 Thaler Besoldungszulage und jährlich Futter für sechs Pferde. Im J. 1702. ward er auch Ceremonienmeister des Ritterordens vom schwarzen Adler und bekam für seine Krönungsgeschichte 2000. Thaler. Bald hierauf ward er mit dem Orden der Grosmut beehret. Für sein Trauergedicht über den Hinscheid der Königin Sophia Charlotta gab ihm der verwittwete König 3000. Thaler, jedoch unter Beding der Zurückstellung der Verschreibung auf eine Dohmherrenstelle. Für das von ihm entworfene Ballet zu dem Beylager des Kronprinzen

beschenkte ihn der König schon wieder mit 1000. Thalern, und zugleich ernennte er, auf Beßers Anhalten, den Herrn von Drost aus Königsberg zum zweyten Cäremonienmeister. Ein Jahr hernach verheyrathete sich der Herr von Drost mit Beßers einziger Tochter. Das Singspiel bey dem Beylager des Königs mit der Prinzeßin von Mecklenburg erwarb Beßern im J. 1709 abermal ein königliches Geschenk von 2000. Thlr.

Mit dem Tode seines Monarchen im J. 1713. schien auch sein Glücksstern zusinken. Er war der erste, welchen der neue König, nebst allen seinen Bedienungen, sogleich im zweyten Monate durchstrich. Nunmehr gerieth er in Elend und Schulden. Endlich nahm ihn im J. 1717. der König von Pohlen in Dienste. Nebst dem Titel eines geheimen Kriegsraths, Cäremonienmeisters und Introducteurs der Gesandten, erhielt er ein Jahrgehalt von 1500. Thalern. Um diese Zeit gerieth er in Bekanntschaft mit dem geheimen Secretair und Hofpoeten, Joh. Ulrich König. Beyde hatten dieses gemein, daß der Hofmann dem Poeten und der Poet dem Hofmann Kredit gaben; ihr Apoll bediente sich des Hofcäremoniels, um Zutrit zusinden: indeß so pedantisch zuweilen ihr poetischer Gang war, so kann man doch nicht läugnen, daß ihnen zuweilen ein schönes Gemälde oder ein feuriger Ausdruk gelungen. Ihre Gedichte gleichen einem

noch beschneyten Winterfeld, auf welchem hier und da eine Frühlingspflanze hervorblüht. Immer haben sie das Verdienst, daß sie die Nation von dem Geschmak an Lohensteinischem Schwulste zum Geschmak am Natürlichen und Einfachen zurükführeten.

Von seinem Schwiegersohne hatte Beßer einen beträchtlichen Darschuß an Gelde erhalten. Um ihn befriedigen zukönnen, verkaufte er dem König durch Vermittlung des Grafen von Friese seine Bibliothek für 10000. Thaler. Lebenslang ließ ihm der König die Bücher zu seinem Gebrauche, verlangte aber, daß er irgend jemand zur Kenntniß derselben, wie auch besonders zur Cäremonielwissenschaft anführen sollten. Hierzu erwählte er den geheimen Secretair König.

Von seinen Umständen in Dresden macht der Herr von Loen folgende Beschreibung: „ Als „ ich bey diesem berühmten Staatspoeten zu Ende „ des Jahres 1722. das erstemal einsprach, führete „ man mich in seine Bibliothek. Es war eine „ grimmige Kälte. Das Zimmer war ringsherum „ mit Büchern bestellt: allein so viel Feuer auch „ ihre Verfasser mögen gehabt haben, so gaben sie „ doch nicht die geringste Wärme in einem unge„ heizten Zimmer von sich. Der Herr von Beßer „ erschien in einem rothen scharlachen mit Pelz ge„ fütterten Talar, und hatte eine grosse, lange

„ Staatsperücke auf. Er sagte, daß er die einge-
„ heizten Stuben nicht vertragen könnte. Als ich
„ ihn darauf bey andern Gelegenheiten angekleidet
„ sah, machte er eine schlechte Figur, und man
„ bemerkte fast keine Kennzeichen mehr an ihm von
„ dem Ober-Ceremonienmeister eines vormahls
„ prächtig gewesenen Hofes. Dieser Mann, von
„ dessen erhabener Mine und vortreflichen Gestalt
„ die Musen so viel als von seinen netten Schrif-
„ ten gesungen haben, sah nun einem ganzen Ge-
„ lehrten gleich und affectirte nicht einmal mehr,
„ ein Hofmann zuseyn. Er genoß von dem König
„ in Polen einen jährlichen Gehalt von 1500.
„ Reichsthalern; er that dafür nichts, als daß
„ er aß und trank und schlief und das ruhigste Leben
„ mitten unter seinem auserlesenen Bücherschaz füh-
„ rete. So großmüthig war August, daß er sei-
„ nem Ruhm etwas zuvergeben schien, wenn er
„ einen berühmten Mann, der unglüklich worden,
„ nicht bey sich aufnehmen und ihm seine noch übri-
„ ge Lebensjahre durch seine Freygebigkeit versüssen
„ sollte.

„ Die Bibliothek des Herrn von Beßer hat viele
„ Kupferbücher von Aufzügen, Krönungen, Ritter-
„ spielen, Lustfesten, Leichenbegängnissen und der-
„ gleichen, die der Besizer deswegen für hoch schäzte,
„ weil sie in die Ceremonienwissenschaft einen Ein-
„ fluß hatten. An andern Orten würde man die-

„ selbe für keine solche Naritäten gehalten haben.
„ Die Bücher waren dabey meistens schlecht gebun-
„ den und mit allerhand farbigten Papieren um-
„ zogen, und nach nach einer ins Auge spielenden
„ Schattierung unter einander aufgestellt. Der
„ Herr von Beßer merkte, daß mich solches befrem-
„ dete. Er fragte mich, ob es mir nicht annehm-
„ licher schien, auf einem Blumenbeet, Blumen
„ von allerhand Farben, als von einfacher Farbe
„ zusehn? Ich hielte dieses für einen guten poetischen
„ Einfall, der den vernünftigsten Grund in der
„ Sparsamkeit des Besizers hatte; denn schön ließ
„ er in meinen Augen nicht. Die einfältige Gleich-
„ förmigkeit dünket mich die wahre Eigenschaft des
„ Schönen und Grossen zuseyn: das Kleine ist
„ bunt und vielfärbig.

„ So alt der Herr von Beßer war, so hatte er
„ doch noch viel Feuer; allein es loderte zuweilen
„ stark neben aus. Wenn man bey ihm vom König
„ in Preussen zureden kam, so vergas er die Ehr-
„ furcht für die Majestät und schimpfte auf den
„ König wie ein Poet, der aufhört zuloben. Ja
„ hätte er so viele Mannschaft als Reimen auf-
„ bringen können, er hätte ihm gewiß den Krieg
„ angekündigt. Seine vormalige Aufführung in
„ Berlin machte ihm wenig Ehre. Der König
„ von Preussen hatte darüber ein gerechtes Miß-
„ fallen. Es verschmähete ihn billich, einen Men-

„ schen in seinen Diensten zuhaben, der seinen
„ Ruhm liederlichen Weibsbildern Preiß gab.
„ Der Herr von Beßer überwarf sich zulezt noch
„ gar mit dem Hofrath König, der ihm doch so
„ redlich in allen seinen verdrießlichen Umständen
„ beygestanden hatte. „

In des Hofpoeten Königs Gesellschaft that Beßer im J. 1728. eine Reise nach Königsberg, um vor seinem Ende noch einmal seine einzige Tochter zusehn. Nach seiner Zurükkunft zu Dresden zerfiel er mit dem geheimen Secretair König. Dieser vergab ihm mit Großmut. Beßer bereute sein beleydigendes Verfahren. In seiner Lebensbeschreibung thut davon König beynahe keine Erwähnung. In den deutschen Actis Eruditorum Th. CLXXII, N°. 2. wird seine edelmüthige Nachsicht nach Verdienen gepriesen.

Beßer starb den 10. Febr. 1729. Bis auf wenige Tage behielt er die Kräfte, und seit dreyßig Jahren hatte er der besten Gesundheit genossen. Nach seinem Absterben besorgte König sein Leichenbegängniß und übermachte die Verlassenschaft an Beßers Tochter nach Königsberg.

Die meisten Beßerschen Gedichte erschienen, mit des Verfassers Einwilligung, schon im J. 1711. in einer eigenen Sammlung, welche im J. 1720. von neuem aufgelegt wurde. Nach seinem Hinscheid lieferte J. U. König eine neue, verbesserte und ver-

mehrte Ausgabe, in Octav, Leipzig 1732. In dem ersten Bande befinden sich die Staats = und Lobschriften, die heroischen Gedichte, die Leichen= und Trostschriften: In dem zweyten Bande das Ehrengedächtniß der sel. Frau von Beßer, geb. Kühleweinin, nebst einer Zuschrift des Verfassers an seine damals zweyjährige Tochter; ferner der Lebenslauf dieser liebenswürdigen Gattin, nebst Trauergedichten und andern Schriften, durch ihren Hinscheid veranlaßt; den Beschluß machen Staats= und Lobschriften, Beylagersgedichte, galante Gedichte, vermischte Gedichte, Uebersezungen, und endlich geistliche Lieder. Schon diese Rubriken characterisiren einiger massen die Muse dieses Hofmännischen Poeten. Selten erhebt sie sich über die Mittelmäßigkeit des Zeitgeschmaks. Nur hin und wieder stöst man auf eine glükliche Wendung oder auf wahre Empfindung. Leicht und fliessend aber sind die Reimen, deutlich der Ausdruck und so ziemlich frey von läppischer Spielerey und lohensteinischer Verzierung. — Beßern mag man vergessen, aber immer ist es merkwürdig, daß er selbst von einem Bodmer und Breitinger hin und wieder geliebkoset, und immer geschont worden.

* * *

Joh. Ulrich von König war zu Eßlingen im J. 1688. gebohren, und starb im J. 1747. zu Dres-

den als Königl. polnischer Hofrath und Ceremonienmeister. Seine Poesien sind im J. 1745. zu Dresden erschienen. Weder die Opern, die er meist während seines Aufenthaltes in Hamburg schrieb, noch sein August im Lager, ein schwacher epischer Versuch, noch seine andern kleinern Poesien pflanzen sich fort auf die Nachwelt. Sein Styl ist ungleich; bald steif, aus ängstlicher Genauigkeit, und bald wieder weitschweifig, aus rüstiger Eile. Ueberall zeigt er sich als Poeten des Hofes, der sehr oft aus Pflicht schreibt, selten in wahrer Begeisterung.

Berthold Heinrich Brockes.

Ueber diesen Dichter müssen wir einige Nachrichten nachholen, die wir aus G. W. Göttens gelehrtem Europa entlehnen.

Sein Vater war ein angesehener Handelsmann in Hamburg. Er verlor ihn schon im J. 1694. Von der Mutter erhielt er eine sehr gute Erziehung. Sie schikte ihn in das Johanneum. Hier genoß er den Unterricht des berühmten Reimarus. So

wol in dieser Schule als in dem Gymnasium hielt er die ganze, vorgeschriebene Zeit aus. In den Stunden der Musse belustigte er sich sehr gerne mit Zeichnen. Dieser stille Zeitvertreib verwahrete ihn vor böser Gesellschaft, zugleich heftete er seine Aufmerksamkeit auf jede Gattung des Schönen, und reizte ihn zu dem Studium der Geschichtschreiber und Dichter. Da sein Privatlehrer Granardus gewisser Angelegenheiten wegen nach Wien reisen mußte, so entschloß sich seine Mutter, ihn mitgehen zulassen. Im J. 1698. kam er unter seiner Aufsicht nach Dresden. Unterwegs bemerkte Brockes, daß die Aufführung seines Mentors ziemlich anstößig wäre. Bey Tische wurden sie mit einem Edelmann aus der Lausnitz und dessen Hofmeister bekanut. Sie entschlossen sich, die Reise in ihrer Gesellschaft nach Prag fortzusetzen. Da aber der Hofmeister des Edelmanns den Granardus etwas verächtlich behandelte, so änderte dieser den gefaßten Entschluß. Ohne ihn folgete Brockes den beyden Lausnitzern nach Prag. Je länger je mehr indeß nahm sein Geld unterwegs ab. Anstat weiter nach Wien zugehn, entschloß sich der Jüngling, mit seinen Reisegefährten nach Dresden zurükzukehren, und von da mit der wohlfeilsten Gelegenheit zu Wasser nach Hause zufahren, woselbst er auch im Herbste glücklich anlangete. In Hamburg blieb er noch ein Jahr, legte den ersten Grund in den Rechten,

übte

übte sich im Reiten und Fechten, lernte die Tonkunst und die französische Sprache. Sein täglicher Gesellschafter war damals Herr du Plarc, nachheriger Hauptmann bey der polnischen Leibwache. Sie waren beyde von ausserordentlicher Leibesstärke und pflegten in heftigen Leibesübungen um den Vorzug zu streiten. Zu wiederholten malen stürzte er vom Pferde, und nur durch besondere Behendigkeit entgieng er der Todesgefahr. Im J. 1700. begab er sich in Gesellschaft Herrn Voigts auf die hohe Schule zu Halle. Hier hörete er Stryk, Thomasius, Ludovici, Ludewig. Von da kam er nach Berlin. Hierauf übete er sich in Wetzlar in der kameralischen Praxis. Nachher wollte er eine Reise nach Genf unternemmen. Kaum war er bis nach Heydelberg gekommen, als er die Nachricht von der Schlacht bey Hüningen erhielt. Aus Besorgniß, von den französischen Truppen weggenommen zuwerden, entschloß er sich, für einmal nach Nürnberg zugehn. Hier machte er vertraute Bekanntschaft mit Sandrart. Auch lernte er daselbst einen Grafen von Oxenstirn kennen, der ihn zu einer Reise nach Italien beredete. In Venedig langte er glüklich zur Zeit des Carnevals an. Ihm war aber nicht wol zu Muthe, indem seine Wechsel noch nicht angelangt waren. Die allenthalben ausbrechenden Unruhen erweckten bey ihm die Besorgniß, die Posten möchten beraubt worden seyn. Er befand

sich an einem Orte, woselbst er keinen einzigen Bekannten hatte, und wo ihm so gar die Sprache fremd war. Ein mitgebrachtes Empfehlungsschreiben wurde gar nicht in Betrachtung gezogen. Mehr als vier Wochen verflossen, ohne daß er Briefe erhielt. Sein Geld war bereits bis auf einen Ducaten geschmolzen, und er war schon im Begriff, seine Kleider und ein Demantenes Kreuz zuversetzen, als endlich die Wechsel anlangeten. Hierauf begab er sich über Ferrara, Bologna und Loretto nach Rom. Als er Unterwegs in dem Städtgen Toletino übernachten mußte, entdeckten seine Reisegefährten im Kamin eine Oefnung, wodurch man sich in die Kammer hineinstählen und die Schlafenden ermorden oder berauben konnte. Wechselweise wacheten sie die ganze Nacht durch. Vermuthlich wegen ihrer grossen Anzal wurde die Diebsbande abgeschrekt. Ehe sie wegreiseten, schrieben sie in allen ihnen bekannten Sprachen an den Kamin, daß jeder Fremder sich in Acht nemmen sollte. In Rom gieng es mit seinem Gelde abermal auf die Neige. Wegen Unrichtigkeit der Posten giengen ihm verschiedene Briefe verloren. Wie froh war er jzt, als endlich seine Wechsel anlangeten, und zwar eben zu der Zeit, als er den Ducaten, welcher in Venedig der lezte gewesen, auch als den lezten hinzugeben im Begriff war! In Rom fühlte er sich bey den bewundernswirdigen Werken der Natur und der Kunst zum

schönsten Enthusiasmus begeistert, und die ehrwürdigen Ruinen des Alterthums versenkten ihn in süsse Melancholey. Indem er mit seinem Fuß über den heiligen Moder hintrat, so bebte er schaurend zurük vor der Allgewalt der Zeit, die nicht nur die erhabensten Tempel, die auch selbst die Religionen zernichtet.

Da er wegen der Kriegesunruhen keinen Paß nach Neapel erhalten konnte, so begab er sich über Siena nach Florenz, von da über Pistoia nach Lucca, von Lucca über Pisa nach Livorno. Hier überfiel ihn ein hiziges Fieber. Auf Anrathen seines Arztes, eines Juden, reisete er halbkrank zu Wasser nach Genua. In Genua blieb er fünf Wochen. Hierauf entschloß er sich, seine Reise nach Genf fortzusetzen. Als er zu Sovona angelangt war, vernahm er, daß die Franzosen alle Päsſe bewachten und verschiedene Reisende ausplünderten. Da war nun guter Rath theure. Den Weg durch Italien zurük zunemmen, und durch Deutschland nach Genf zugehn, war zu verdrüßlich und kostbar. Er entschloß sich also zu der gefährlichen Strasse, und zwar um so viel mehr, als er von ohngefähr erfuhr, daß ein Mauleseltreiber mit drey Maulthieren nach Santa Giulia reisete, und daß daselbst zween von den Grafen von Santa Giulia bestellte Wegweiser den Marquis de Pierre heimlich durchbringen sollten. Kaum hatte sich Brockes einen Büchsenschuß von Savona

entfernt, als ihm einer seiner Bekannten, der Graf Millesino, begegnete und ihn mit Gewalt zurükziehen wollte. „Denn, sprach er, Sie müssen „nothwendig über meine Güter, und derselben „haben sich die Franzosen bemächtigt. „ Nicht wenig ward er bestürzt. Die Wegweiser aber versicherten ihn, daß sie ihn durch Abwege führen wollten, welche seit zehn Jahren kein menschlicher Fußtritt betreten. Er blieb also bey seinem Entschlusse. Je mehr der Abend einbrach, desto gefährlicher kam ihm der Weg vor. Alle, die ihm begegneten, versicherten, daß die Franzosen nicht zwo wälsche Meilen (ohngefähr eine halbe teutsche Meile) entfernt wären. Nach Verlauf einiger Stunden verlangten seine Wegweiser, daß er an dem Orte, wo sie waren, sich etwas aufhalten möchte. Einer von ihnen holete nämlich in der Nachbarschaft ihr Gewehr, welches sie nicht hatten in die Stadt tragen dürfen. Er mußte sichs gefallen lassen, wol drey viertelstunden zu warten, bis der abgeschikte mit noch einem Kerl und mit einer Menge Gewehr zurükkam. Dieser neue Begleiter, nebst den vielen Waffen, da jeder mit einer Flinte, mit Säbel, Dolch und ein Paar Pistolen versehn war, und sie übrigens alle den Zigeunern gliechen, alles dieses vergrösserte seine Unruhe. Er befürchtete, daß er unter dem eignen Begleite nicht weniger unsicher seyn möchte, als mitten unter dem französischen

Kriegesheer. Sein einziger Trost war ein Billet von des Grafen Hand, der die Wegweiser hergeschickt hatte. Zu seiner Beschützung hatte er nichts als ein Paar Pistolen und sein Seitengewehr; sein Bedienter trug einen Degen. Anders wußt' er sich nicht besser zurathen, als daß er seine Leute vertheilte. Zween ließ er, zur Erkundigung des Wegs, vorausgehn, und behielt nur einen bey sich, nebst dem Mauleseltreiber. Sie gelangten an beynahe unersteigliche Klippen. Die Maulthiere aber waren derselben gewohnt und schwenkten auch auf den steilsten Felsen, ohne einigen Mißtritt. So fürchterlich den Reisenden auf der einen Seite die Unwegsamkeit vorkam, so angenehm war sie ihnen auf der andern Seite als Versicherung, daß die Feinde hier nicht durchkommen könnten. Auf solche Weise mochten sie noch eine Stunde vorgerükt seyn, als ein Wegweiser unserm Brockes ins Ohr raunte, daß sie nun mitten in der französischen Armee wären: Unter tiefem Stillschweigen geriethen sie auf eine gewisse Höhe, und wurden auf den herumliegenden Gebirgen vieler Feuer gewahr. Endlich schlossen sie, es müßten Wachfeuer seyn. Nachdem hierauf des Mondes leztes Viertel hervorbrach, sah Brockes unversehens seine vorausgeschikten Wegweiser in grosser Bangigkeit zurükeilen. Aus allen Kräften winkten sie ihm, daß er sich zur Rechten hinschlagen sollte. Die Furcht vor den

französischen Truppen stellte ihm einige nahen Felsenspitzen, vom Monde erhellt, als weisse Uniformen vor. Ueber Hals und Kopf wendete er sich also zur Rechten. Nachher vernahm er, seine Leute hätten ihm den Wink darum gegeben, weil sie die Felswand zur Linken ganz abschüßig gefunden. Bald hernach kamen sie auf spanisches Gebiet; sie giengen sehr leise fort bis zu einem Fluß. Da er nicht tief war, so sezten sie glüklich hinüber und glaubten sich nunmehr ausser aller Gefahr. Eine Viertelmeile von da kamen sie an dem Fusse eines hohen Gebirgs zu einer armseligen Hütte. Hier schlief Brockes auf dem Boden, ganz mit Castanien bedekt. Ein Paar Stunden hernach, noch vor Aufgang der Sonne, bestieg er den Berg. Unterwegs traf er etliche hundert Mann Savoyards an, die gleichfalls den Berg hinanrückten, um sich daselbst mustern zulassen. Er ward von dem Grafen von Santa Guilia, welcher daselbst nebst andern Officieren mit der Musterung beschäftigt war, sehr höflich empfangen. Abends drauf übernachtete er in dem nächsten Städtgen. Hier bezalte er den Maulthiertreiber, in der Meynung, er würde zur Fortreise andere Gelegenheit finden. Morgens aber erhielt er die unvermuthete Nachricht, daß bey Leib- und Lebensstrafe kein Pferd oder Maulthier dürfte weggeführt werden. Mehrere Tage blieb er also an diesem elenden Orte. Sogleich an dem

ersten Tag wurden daselbst 4000. Mann eingelegt, weil man alle Augenblike einen Ueberfall von den Franzosen besorgte. Am andern Abend erhob sich ein greuliches Geschrey al arma! al arma! Es war blinder Gelärm. Tags drauf gerieth er in Bekanntschaft mit einem alten Grafen Poca Paglia, welcher, weil er einen Sohn in Deutschland hatte, den Deutschen sehr gewogen war. Unserm Brockes verschafte er drey Maulthiere. Ziemlich langsam gieng die Reise bis nach Carmagnola. Hier fand Brockes einen Postwagen, auf welchem er glüklich nach Türin kam. Wegen der durchgängig verbreiteten Unruhen richtete er seinen Lauf eilfertig nach Genf. Morgens früh verreisete er von Chambery, als die französischen Truppen gegen Abend daselbst eintrafen. Den Winter durch blieb er in Genf. Hierauf begab er sich nach Lausanne, wo er mit Crousaz bekannt wurde. Beynahe jeden Morgen schwärmte er auf den Schweizergebirgen, um Kräuter zusammeln. Durch Vermittlung eines Freundes in Paris, des Hr. Linde, erhielt er einen Paß für Frankreich. Er begab sich also über Genf und Lion nach Paris. Von da reisete er nach Holand. Ungeachtet so vieler Partheygänger und Strassenräuber, kam er glüklich durch Brabant. In Leyden lernte er den berühmten Mieris kennen. In Amsterdam erhielt er unvermuthet die Nachricht, daß seine einzige Schwester gestorben, und daß seine

Mutter ihn unverzüglich bey Hause erwarte. Er mußte also auf seine Entwürfe, nach England zugehn und daselbst sein Glük bey Hofe zusuchen, Verzicht thun. In Leyden hörete er noch ein iuridisches Collegium bey dem Prof. Vitriarius, disputirte über das Wechselrecht und wurde zum Licentiaten gemacht. Auch dießmal war Mieris seine liebste Gesellschaft. Nachher erwähnte er dieses Künstlers mit grossen Lobeserhebungen in einem Gedichte an den Herzog von Braunschweig. Im J. 1704. kam Brockes nach Hamburg zurük. Sein Hang zu ruhigem Leben und auch seine äussern Umstände zogen ihn von den öffentlichen Geschäften zurük. Er sammelte ein auserlesenes Cabinet von Gemälden, und bald jede Woche gab er Concerte. Sonderheitlich mit der schönen Litteratur beschäftigte er sich fleißig. Von Zeit zu Zeit übersezte er einige Stellen bald aus den wälschen, bald aus den französischen Poeten. Unvermerkt vermehrte sich seine Liebe zur Dichtkunst. In Hamburg hatte damals der Licentiat **Feind** den Kredit eines vorzüglichen Dichters; seine Diction aber schien Brockes lange so nachdrüklich nicht, als der Ausdruk der wälschen Poeten. Auf Antrieb des Licentiat **Raths** wagte es Brockes, schönere Muster zuliefern. Bey der Vermählung seines Freundes, des Licentiat **Egesack**, verfertigte er ein Hochzeitgedicht, welches ihn zwar viel Mühe kostete, dessen gute Aufnahme aber

ihm zu grosser Ermunterung dienete. — Bey der Bewirthung der kayserlichen Commissarien wollte sie der Rath mit einer Serenata beehren. Die Poesie dazu verfertigte, auf Bitte des Syndicus von Bostel, unser Brockes. Auf Veranlasung von Seite des Syndicus Surland übersezte er bald hernach la Strage de gl'innocenti des Ritters Marino. Im J. 1712. verfertigte er ein Paßions-Oratorium, welches über dreyßig mal einzeln abgedrukt worden. Immer war er für die Schönheiten der Natur so gefühlvoll, daß er diese Schönheiten und ihren Urheber in einer Menge Gedichte verherrlichte. Unter der Aufschrift: Irrdisches Vergnügen in Gott sind sie zu wiederholten Malen im Druke erschienen. Unter vielen vortreflichen Stücken sind freylich mehrere, bald zu gedehnt und wässerig, bald zu sehr mit wälschem Schmuck überladen.

Nach dem Hinscheid seiner Mutter im J. 1709. dachte er auf seine Verheyratung. Verschiedene Heyrathsanschläge waren ihm mißlungen. Hierüber tröstete er sich in dem Umgange der Musen. Eben befand sich damals der Hof- und Cäremonienrath König in Hamburg. Durch dessen Gattin gerieth Brockes in Bekanntschaft mit der Mamsel Anna Ilsabe Lehmannen. Er war so glüklich, daß er nach dem kurz vorher erfolgten Tod ihres Vaters im J. 1714. ihre Hand erhielt. Mit ansehnlichen Glükesgütern vereinigte sie zugleich Schönheit, Tu-

gend und seltene Talente. Diese glückliche Ehe wurde mit neun Kindern gesegnet.

Im J. 1720. erhielt Brockes den Beysiz bey dem Rathscollegium in Hamburg. Im J. 1721. wurde er, wegen Zerstörung der Kapelle in dem Haus des kayserlichen Gesandten, mit dem Bürgermeister Sillem an den Wienerhof abgeschikt. Im J. 1724. begab er sich zum zweytenmal als Abgesandter an den König von Dänemark nach Glückstadt. In gleichem Jahr begleitete er den Syndicus Surland nach dem Berlinischen, und im J. 1726. nach dem Hannöverschen Hofe. In diesem Jahr beehrte ihn der Herzog von Braunschweig mit seinem Bildniß, und der Prinz von Hessen = Homburg, rußischer General = Major, mit einer poetischen Zuschrift. Im J. 1735. belohnte der Rath zu Hamburg seine Verdienste mit dem einträglichen Amt Ritzebüttel. — — —

— — — Er starb im J. 1747.

Brockes hatte auch Antheil an einer der ersten Wochenschriften in Deutschland, **dem Patrioten.** Es hatte sich nämlich damals zur Verfertigung dieses Werkes in Hamburg eine ganze Gesellschaft vereinigt. * Nebst Brockes, bestand sie aus dem Syn=

---

* S. Göttens gelehrtes Europa, im Leben des Prof. Richey, wie auch Bodmers Pamphlete und litterarische Denkmale.

dicus Surland, dem Rath Widow, dem Prof. Richey, Prof. J. A. Fabricius, Pastor Thomas, Hofrath Weichmann, Hr. Hoffmann, Syndicus Klefeker, Secretair Ankelmann n. m. a. Ohngeachtet die Bemühungen dieser Männer um die Verbesserung des Geschmakes von Bodmern in verächtlichem Lichte dargestellt wurden, so ließ nichts desto weniger dieser scharfe Kunstrichter unserm Brockes Recht wiederfahren, und zeichnete ihn unter den Mitarbeitern auf eine vorzügliche Weise aus.

Von Brockes findt man eine Lebensbeschreibung in Samuel Mursinna Biographia Selecta, Th. I. unter der Aufschrift: Memoria Barth. Henr. Brokesii, scripsit Paul. Schaffshausen. Hamb. 1750.

Johann Christian Cuno. *

Er wurde im J. 1708. zu Berlin gebohren. Sein Vater war daselbst Posementirer. Unter

* S. neues gelehrtes Europa, Th. XV. Wolfenbüttel. 1760.

dreyzehn Kindern war unser Joh. Christian das jüngste. Schon in der zartesten Kindheit, da er nur eben vernehmlich sprechen konnte, gab ihm der Vater einen Candidaten der Theologie, Namens Masius, zur Aufsicht. Dieser machte dem Knaben spielend Lust zur lateinischen Sprache. Nachdem er aber zu einem Amte befördert worden, nahm der alte Cuno, auf Empfehlung seines Freundes, des Archidiacon Andreas Schmid, den bekannten, schlesischen Dichter, Joh. Christian Günther, zum Präceptor ins Haus. Diesen gewann der junge Cuno so lieb, daß er sich bey seiner bald erfolgten Abreise beynahe zu Tode grämmete. Im siebenten Jahr erhielt er Zutritt auf dem Gymnasium, das graue Kloster genannt. Zugleich aber verschafte ihm der Vater immer noch sorgfältige Hausinformation. Schon im zwölften Jahre war er ziemlich geschikt in der lateinischen, und auch in der griechischen und hebräischen Sprache. Unter Joh. Leonhard Frischens Anleitung studierte er die Naturlehre und Meßkunst. Bey dem vortreflichen Kunstmahler Heinrich, Copetzkys würdigem Zöglinge, lernte er die Zeichnung und selbst Miniaturmahlerey. In den Erholungsstunden beschäftigte er sich theils mit der Tonkunst, theils mit dem Studium der französischen und italiänischen Sprache.

Als er dreyzehn Jahre alt war, erwekte der Conrector Frisch seine Ehrbegierde auf eine ausseror-

dentliche Weise. Er erwählte ihn zum Präceptor seiner Söhne, und so bestättigze sich an ihm die Wahrheit jenes Sprichwortes: docendo discimus.

Bisher hatte er nach seiner Neigung gelebt. Da er aber wegen seiner Leibesgrösse abseite der Werber allerley Nachstellungen ausgesezt war, so hatte er sich zwey ganze Jahre in seinem Kloster verschlossen. Diese Zeit brachte er mit Studiren sehr vergnügt zu.

Den 24. März 1724. wurde er zum Soldatenleben gezwungen. So viele Mühe auch seinetwegen angewendt wurde, so war doch alles umsonst; er mußte Soldat bleiben. Nichts desto weniger blieb er den Musen immer noch treu. Eine gelegentliche Elegie, da sein liebster Schulgesell und Herzensfreund, Gottfried Clemens, nach Jena gieng, machte ihn in Berlin bey einigen Gelehrten bekannt, und sie erlaubten ihm ungehinderten Zutritt. Unter andern gerieth er in genaue Bekanntschaft mit dem Pastor Schönemann. Dieser suchte ihn zu bereden, daß er zum Dichter gebohren wäre. Er selbst hatte Mühe, es zu glauben. Wenn er ja Verse machte, so waren sie allemal lateinisch. Er vergaß es niemals, daß ihm in einem Gelegenheitsgedichte ein grammaticalischer Schnitzer wider seine eigene Muttersprache entwischt war.

Das Soldatenleben ward ihm durch seinen väterlichen Hauptmann, von Jeetz, erleichtert. Der

General von Forcade, unter dessen Regimente er gleich anfangs Corporal ward, ließ ihn fast alle Tage zu sich kommen, und machte ihm endlich Hofnung zu einer Officierstelle. Er erwiederte hierauf, daß, wenn ihm ja dieses Glük wiederfahren sollte, er durch Gelehrsamkeit dasjenige zuergänzen wünschte, was ihm an der Geburt abgehe. Der Monarch ertheilte ihm nicht allein die Freyheit, auf die hohe Schule nach Halle zugehn, sondern begnadigte ihn auch mit dem Magdeburgischen Stipendium und dem königlichen Freytisch. Im J. 1727. ward er unter dem Canzler, Peter von Ludewig, immatriculirt. Auf den Befehl des Königs that er Verzicht auf die Theologie, und hörte die Institutionen und Pandecten. Das kanonische Recht studirte er bey Böhmer; das Recht der Natur bey Schneider, und die Reichsgeschichte bey Ludewig. So oft er konnte, schlich er auch in die theologischen Vorlesungen, sonderlich zu Rambach; das Ebräische studirte er bey Michaelis. Langens Causam Dei verdeutschte er für sich selbst. Häufigen Umgang hatte er mit dem jungen Lange, als Professor der Meßkunst, wie auch mit Professor Gaßer. In Halle fieng er nun an, seine deutsche Laute zustimmen.

Im Frühling 1728. berief man ihn zum Regimente zurük. Durch einen gewissen, harten Zufall ward er, anstatt zum Officier gemacht zuwerden,

als gemeiner Soldat unter das Golzische Regiment gesteckt. Der Major von Schulenburg, unter dessen Compagnie er, als Recrut, für einen Flügelmann gegeben ward, starb, und der damalige Capitain, nachgehends Oberster und Commendant von Colberg, Wolrad von Hallermann, erhielt die erledigte Compagnie. Dieser nahm unsern Cuno in sein Haus und an seine Tafel und machte ihn zum Hofmeister seiner Kinder. Der damalige Archidiacon Buchholz zu Kyritz, wo er in Garnison lag, war sein grosser Freund. Da Buchholz ihm seine schöne, historische Bibliothek öfnete, so benuzte Cuno die Gelegenheit zur Fortsezung der historischen Studien. Alle bisher herausgegebenen Reichsgeschichten, waren ihm bekannt; an jeder aber fand er etwas zutadeln. Er verfiel also darauf, selbst eine bessere zuschreiben. Nicht nur kam der erste Band von den dunkelsten Zeiten, wobey eine Menge Alterthümer abgezeichnet waren, bis auf Carl den grossen zu Stande, sondern auf vielfältige Aufforderung sezte er auch das Werk bis auf Carl V. fort. Seither ward es auf die Seite geworffen.

Im J. 1731. wurde der Kronprinz Chef von dem bisherigen Golzischen Regimente. Damit veränderten sich die Glüksumstände unsers Cuno beträchtlich. Vom gemeinen Musketier that er auf einmal einen Sprung bis zum Feldwebel des ersten Bataillons, welches schon damals das Ansehn einer

Leibwache hatte. — In diesem Soldatenstande gerieth er in Bekanntschaft mit dem Inspector Wagner zu Nauen, auch erhielt er einen besondern Freund an Joachim Heinrich der Gröben, nachherigem Johanniter-Ritter und Rittmeister unter dem königl. Leibkorps. Dieser Freundschaft stiftete Cuno ein Denkmal bey der Ode über seinen Garten.

Im J. 1731. mußte er auf Werbung ausgehn. Beynahe zehn Jahre dauerte dieses Geschäft fort. Gleich auf seiner ersten Werbungsreise that ihm die lateinische Sprache ganz unvergleichliche Dienste. Mit dieser Sprache kam er in Croatien und Slavonien glüklich durch. Die italiänische war für ihn um so viel brauchbarer, da er zwey ganze Jahre in Italien zubringen mußte.

Indem er als Werber reisete, reisete er zugleich als Gelehrter. Zu Preßburg hatte er viel Umgang mit dem evangelischen Prediger, Matthias Bel, zu Augspurg mit dem Pfarrer Urlsperger. Im J. 1735. und 1736. warb er unter der Larve eines Legationssecretairs zu Salzburg. Daselbst erneuerte er seine Bekanntschaft mit dem Freyherrn von Plotho, der ehmals sein Mitschüler gewesen. Ungeachtet er sich seine Werbungen sorgfältig angelegen seyn ließ, so fand er doch immer noch Musse, so wie er darum von hoher Hand ersucht worden war, den Torquato Tasso in deutsche Verse zubringen. Wirklich war

er

er mit dieser Uebersezung bis in das achtzehnte Buch fertig geworden. Sie wurde aber weder vollendet noch durch den Druk bekannt gemacht.

In den Jahren 1739. und 1740. lief seine lezte Werbung in Italien ganz fatal ab. Zu Rom drang man ihm ein grosses und sehr scheinbares Glük auf. Hierüber schrieb er an einen sich in der Nähe aufhaltenden Werbeofficier, von welchem er wußte, daß er Gott fürchtete und den König ehrete. Dieser antwortete ihm: „ Er möchte so gut pro„ testantisch bleiben, als er könnte, so würden „ seine Feinde und auch selbst seine Freunde es „ doch nimmermehr von ihm glauben. Izo fordere „ Gott von ihm einen Beweis seines Glaubens. „ Er solle daher in Gottes Namen seine Studien „ wieder hervorsuchen. Müsse er sich denn auch „ gleich noch so kümmerlich behelfen, so wäre es „ doch noch immer besser, bey einer ehrlichen Ar„ muth ein gutes Gewissen zubewahren, als in „ Rom Ehre zusuchen, und in seinem Vaterlande „ verachtet zuseyn. Uebrigens liege es ihm auf „ dem Herzen; er werde sein Glük in Holland „ finden u. s. w. „ — Dieser Brief machte einen solchen Eindruk auf das Gemüth des ziemlich schwärmerischen Cuno, daß er sich stehendes Fusses entschloß, den immer dringendern Versuchungen auf der Flucht zuentgehn. Da er so viel nicht mehr besaß, um die Schifsfracht auf Amsterdam zube-

zahlen, so trat er in dem damaligen grausamen Winter 1740. seine Reise zu Fuß an.

Dieß ist es, was uns von dem Abschiede, welchen Cuno dem Soldatenstande gegeben, bekannt ist. Er selbst erwähnt dieser Epoche in seiner Ode an den Herrn von der Gröben:

Dir hat das Schikfal drauf den Säbel scharf geschliffen;
Mir hat so Neid als List denselben stumpf gemacht.
Doch hat mich auch der Sturm zum Hafen hingebracht.
Ich schweige von mir selbst. Mein ruhiges Gewissen
Verbindt die Wunde mir, die mir mein Feind gerissen.
Er stahl mir Friedrichs Huld und die Gelegenheit
Zu Proben ächter Treu und heisser Dankbarkeit.
Mein treu und dankbar Herz kann niemand mir entstählen:
Ich will von Friedrichs Huld doch überall erzählen.

Den 15. Jun. 1740. kam er ziemlich gesund zu Amsterdam an. Er war gesinnt, sich in Leiden niederzulassen, und in diesen Gesinnungen befestigte er sich, als ihm ein gewisser, sehr begüterter Mann, der ihn unterwegs zween ganze Monate sehr liebreich verpflegt hatte, auf St. Johann zweyhundert Reichsthaler versprochen. Das Versprechen aber wurde vergessen. Er fiel in eine tödtliche

Krankheit, und darüber wurde seine kleine Börse vollends geleert. Er hatte zu viel Stolz, um seiner Familie seine Noth zuklagen, und in ganz Amsterdam kannte er keinen Menschen, dem er sie klagen konnte. In seiner Herberg machte er Bekanntschaft mit einem französischen Flüchtling. Dieser verschafte ihm Arbeit bey Buchhändlern. Die erste Arbeit bestand in französischen Corecturen. Hernach trug ihm der Buchhändler, Zacharias Romberg, die Verbesserung einer Handschrift auf, welche eine holländische Sprachkunst seyn sollte. Damals noch verstand er die holländische Sprache sehr schlecht; nichts desto weniger wagete er sich an die Arbeit.

Nach gänzlicher Genesung, als er wieder ausgehen konnte, gab er Lectionen auf dem Klavier. Seine größte Stärke bestand im Violonzello, und es war kein Concert, wobey man ihn nicht aufsuchete. Lectionen gab er noch willig, aber auf Concerten Geld zuverdienen, war gar nicht nach seinem Geschmacke. Indeß wurde er in kurzer Zeit zu Amsterdam sehr bekannt. Ein gewisser, reicher Mann bedienete sich seiner Unterweisung in der Geopraphie; er bezahlte ihn freygebig und empfahl ihn auch andern. Die meisten Stunden des Tags waren besezt. Eine dieser Stunden, in welcher er für einen dortigen Meßkünstler Cartouchen und Wappen mahlte, brachte ihm täglich einen Thaler ein. Durch sparsame Wirthschaft hofte er so viel zuent-

übrigen, daß er dafür in Leiden sich den Doctorhut in der Arzneykunst erwerben könnte: zufälliger Weise aber fügte es sich, daß die Wittwe Völkers für einen gewissen Rechtsgelehrten, der in einem ihrer Häuser wohnete, jemand suchte, der nebst der lateinischen Sprache, auch die hochdeutsche, die französische und italiänische verstund. Frau Völkers bemühte sich umsonst, ihn zur Annahme dieser Stelle zubereden. Da ihr Cuno die Ursache anzeigte, warum er sie nicht annehmen könnte, bot sie ihm, mit einem Gehalt von vierhundert Gulden, die Hofmeisterschaft ihres Enkels, des jungen Johann von der Laag, an. Die Aufsicht über diesen Jüngling hatte er noch nicht sechs Monate besorgt, als er sich bey der Frau Völkers so einschmeichelte, daß sie sich im May 1741. mit ihm verheyrathete. Dieser Gönnerin und Geliebten hatte er in der Zuschrift seiner moralischen Briefe, worüber man auch ihr Bildniß im Kleinen sieht, ein Denkmal seiner Liebe gestiftet.

Auch nach der Vermählung ließ ihm die Gattinn die Wahl, ob er noch eine Zeitlang in Leiden studiren und den Doctorhut ergreiffen, oder neben ihr auf dem Contoir arbeiten wollte. Da er aber seine glükliche Vermählung für eine besondere Leitung der Vorsicht ansah, so that er nicht nur Verzicht auf den gelehrten Stand, sondern legte sich auch mit solchem Eifer auf die Kenntnisse der Kaufmann-

schaft, daß er in fünf Jahren keine andere, als Handlungsbücher, in die Hand nahm. Seinen nunmehrigen Pflegesohn, von der Laag, schikte er sogleich nach Deutschland, und vertraute ihn der Aufsicht des M. Lanemann. Wegen seiner jugendlichen Ungebundenheit berief er ihn nach Amsterdam zurück, und sammelte für ihn eine vortrefliche Bibliotheck. Ein gereimter Neujahrswunsch dieses Pflegesohns rührete unsern Cuno so sehr, daß er auf einmal wieder zur Poesie zurükkehrte. Er versuchte es, ob er dem Jüngling durch poetische Briefe näher ans Herz kommen könnte. Die neuen Versuche machten heilsamen Eindruk. Da überall Abschriften davon, und zwar viele sehr zerstümmelt herumflogen, so entschloß er sich, diese Briefe zusammen auf seine Unkosten druken zulassen und sie zuverschenken. Sie kamen in grossem Octav mit moralischen und historischen Anmerkungen, nebst dem Bildniß des Verfassers und einer Zuschrift an seine Gattin zu Amsterdam heraus. Cuno wurde mit Erbauung gelesen. Die deutsche Gesellschaft zu Göttingen schikte ihm das Diplom eines Ehrenmitglieds. Gleiche Ehre erhielt er von mehrern andern Gesellschaften. Nur Schade, daß sein Buch bey dem jungen von der Laag keinen bessern Eindruck gemacht hat. Je länger je mehr verirrte er sich. Endlich sah man keinen andern Rath, als ihn nach Indien zuschiken, und seither erfuhr man nichts mehr von ihm.

Nachdem Cuno die Handelsgeschäfte in Ordnung gebracht hatte, erwachte bey ihm von neuem die Liebe zur Dichtkunst. Von Jugend auf war Virgil sein Liebling gewesen. Seit langem her beschäftigte er sich mit den Gedanken, eine Aeneide zu dichten. Zur Uebung und Prüfung seiner Talente übersezte er vorerst des niederdeutschen Predigers Johann Vollenhoven Kruistriomf aus dem holländischen in deutsche Verse. Seine Uebersezung erschien im J. 1748. zu Amsterdam.

In eben diesem Jahre brachte er seinen so lange vernachläßigten Garten in Ordnung. Bey der Aufsicht über den Bau arbeitete er zum Zeitvertreib auch selbst mit seinem Mahler. Anstatt eines Pinselstockes bediente er sich eines Bleystifts, steckte ein Blatt Papier zu sich und schrieb jeden poetischen Einfall auf, der ihm ganz ungesucht in den Sinn kam. Spielend entstand so sein Gartenlied, das er im J. 1749. herausgab. *

Die moralischen Briefe unsers Dichters erhielten im J. 1753. eine neue Auflage. Im J. 1758. und 1759. gab er geistliche Lieder heraus und begleitete sie mit einer Zuschrift an Gellert.

Das Jahr 1754. war ihm, als Kaufmann so fatal, daß er nun seinem Büchersaal ganz und gar

---

* Eine vermehrte Ausgabe erschien zu Amsterdam 1750.

wieder den Rücken zuwenden und eine neue Anordnung in seinem Comtor anheben mußte. Wie christlich er sein Unglük ertragen habe, beweisen die edeln Gesinnungen, die er in der Zuschrift des ersten Theils der Lieder s. 10. u. s. w. an den Tag gelegt hat. Im J. 1758. überfiel ihn eine schwere Krankheit, und während derselben schrieb er das Danklied nach überlebtem fünfzigsten Jahre.

Von seinem grossen Gedichte, die Meßiade, sprach er selbst mit Enthusiasmus. „ Daß die epi„ schen Gedichte so rar sind, schreibt er an einen „ Vertrauten, „ nimmt mich, seit der Zeit ich mich „ selbst mit dergleichen Arbeit beschäftiget habe, „ gar kein Wunder mehr. Unterdessen da ich nicht „ leicht loßlasse, wenn ich einmal etwas angefan„ gen habe, so arbeitete ich auch Jahre nach ein„ ander ganz unverdrossen fort, bis endlich die zwölf „ Gesänge, woraus dieß Gedicht besteht, im J. „ 1753. aus dem gröbsten gearbeitet und vollendet „ waren. In einem Jahre hierauf waren die sechs „ ersten Gesänge schon ganz umgearbeitet. „ In der Zuschrift des zweyten Theils seiner Lieder an seinen Freund, den gelehrten Kaufmann Job. Lüblink in Amsterdam, schreibt er von dieser Meßiade: „ Sie, mein vertrautester Freund, wissen sehr wol, „ daß ich ein Lied in höherm Chor, schon weit „ länger als neun horazische Jahre unter der Feder „ habe. Bey diesem hohen Liede (wenn ich so

„ sprechen mag,) bin ich mein eigener Antipode
„ und unbeschreiblich langsam. Eben darum weil
„ ich mir dazu die gehörige Zeit nicht nehmen kann,
„ so rühre ich es nicht an, aus Furcht, daß ich,
„ durch meine gewöhnliche Eilfertigkeit, etwas
„ daran verderben möchte. Des Helden (den ich
„ gern würdig, als Christ, singen, und dabey auch
„ den Wiz heiligen wollte,) Stunde ist noch nicht
„ gekommen. Die muß ich gelassen abwarten.
„ Was er mir indessen sagt, das will ich thun. „

Grossentheils sind Cuno's Gedichte nichts anders als Predigten in Reimen. Die Sprache ist ziemlich hart, wenig rein und voll Belgicismen, z. B. die Wörter: Knodse, Herbringer, Vollthan, Gierigkeit, claff, hernimmt, Vollthuung u. s. w. Auch die Wortfügungen sind sehr vernachläßigt. Folgende z. B.

Nach dem betrübten Fall, wobey ich jüngst geblieben,
Und den ich folgends Art der Dichterkunst beschrieben.

*

Die Eigenliebe, so Natur in uns getragen.

*

Natur ist leicht vollthan.

Wenn Cuno gleich keinen Plaz unter denjenigen Dichtern verdient, die entweder zum Vorbilde die-

nen, oder doch sonst Epoche machten, so verdient er doch Aufmerksamkeit wegen seines Geschikes, und zugleich ist er ein warnendes Beyspiel für diejenigen, welche zum Emporfliegen nach dem Tempel der Unsterblichkeit keine andern Flügel haben, als auf der einen Seite erbauliche Reimerey, auf der andern Seite typographische Verzierung.

Noch bemerken wir, daß Cuno ein eifriger Liebhaber der Botanik gewesen. Die erste Neigung dazu erweckte bey ihm Joh. Fried. Gronov, Doctor der Arzneywissenschaft und Bürgermeister zu Leiden. Bey Cunos Gartengesang befindt sich ein Anhang, unter folgender Aufschrift: Dav. Sigism. Aug. Büttneri enumeratio methodica plantarum, carmine cl Ioh. Christiani. Cuno recensitarum; hiebey befindt sich ein schöner Kupferstich von der Cunonia, einer persianischen Pflanze, welche Cuno in seinen Garten gebracht und in seiner Ode unter dem Namen **Esther** zuerst beschrieben hat. Auch mit dem Prof. Joh. Burmann zu Amsterdam beschäftigte er sich fleißig mit Erziehung exotischer Pflanzen. Es ist bekannt, daß die academischen Gärten in Holland, besonders zu Leiden und Uetrecht sehr merkwürdig sind. Deswegen pflog Cuno mit den Herren von Royen, von Wachendorf und Hahn öftern Umgang. Auch stand er in Korrespondenz mit den größten Botanisten, Linne, Heister, Haller, Gmelin.

Johann Christoph Gottsched

und seine Gattin

Louisa Adelgunda Victoria Kulmus. *

Gottsched wurde im J. 1700. zu Juditenkirch eine Stunde von Königsberg gebohren, woselbst sein Vater, der Prediger des Ortes, ihm den ersten Unterricht gab. Im J. 1714. wiedmete er sich auf der hohen Schule zu Königsberg der Gottesgelehrtheit, trieb aber vorzüglich ihre Hilfswissenschaften, die Sprachen, die Philosophie und die schöne Litteratur. Im J. 1719. und 1720. verthäidigte er zwo academische Abhandlungen de Explicatione Leibniziana mutationum Barometri und de Linda Mariana & Lucis gentilium Sacris. Im J. 1722. bestritt er öfentlich Leibnitzens Monaden. Ein Jahr hernach schrieb er eine philosophische Abhandlung über die göttliche Allgegenwart. Schon während dieser Zeit edirte er Versuche seiner jugendlichen Muse.

---

* S Brukers Bildersal I. Band, Goetens gelehrtes Europa, Th. II, s. 76. Flögels Geschichte der komischen Litteratur, Th. III.

Wegen ansehnlicher Leibesgestalt kam er in Gefahr, weggenommen zu werden. Im J. 1724. flüchtete er sich nach Leipzig, woselbst ihm der Rath von Königsberg ein Stipendium anwies. In Leipzig lebte er als Hofmeister in dem Haus des grossen Polyhistors, Joh. Burkard Menkens. Im J. 1725. erhielt er in dem Collegium U. L. Frauen eine Collegiatur und zugleich starken Zulauf von der studirenden Jugend. Die deutschübende, poetische Gesellschaft, die unter Menckens Aufsicht stand, erwählte Gottscheden zum Senior.

Schon in Königsberg wurde er von dem Hofrath Pietschen zu poetischen Versuchen ermuntert. Pietsch war damals der Apoll des deutschen Parnasses. Man wird uns erlauben, daß wir ihn, als Gottscheds angebetetes Vorbild, wenigstens episodisch hier auftreten lassen. Im J. 1725. gab Gottsched Pietschens poetische Schriften heraus. Eines der besten Pietschenschen Gedichten ist das Gedicht auf des Prinzen Eugenius ersten Feldzug in Ungarn, freylich noch beynahe ganz in dem schwülstigen Geiste der Lohensteine und Hofmannswaldau. Pietschens Gedichte sind in drey Abschnitte getheilt. Der erste enthält Staats- und Heldengedichte, der zweyte Trauer- und Leichengedichte, der dritte verliebte und Hochzeitgedichte. Wir lassen sie in der Vergessenheit ruhn, allein da sie das damalige Zeitalter als Meisterstüke bewunderte, so dients doch wol

einigermassen zur Karakterisirung des herrschenden Geschmaks, wenn wir Etwas davon aus dem Moder hervor ziehn.

S. 73. finden wir von dem Kriegsheer Friedrich Wilhelms folgende Beschreibung:

Wie viel umschliesset nicht der abgestekte Raum!
Man sieht, man zählet sie, allein man glaubt es kaum,
Daß auf ein Zeichen sich viel tausend Köpfe rühren,
Die als ein einzger Mann Gewehr und Leib regieren.
Sie gehen, und man sieht nur einen starken Schritt,
Der Grund erschüttert sich durch einen gleichen Tritt.
Ein Wink verdrehet sie in einem Augenblike,
Ein Wort verkehrt die Brust, zieht Mann und Pferd zurüke;
Es scheint, wenn jeder fällt, ein schnelles Knie zufallen,
Und wenn es Feuer giebt, ein einigs Rohr zuknallen.

Ziemlich mahlerisch und nach der Natur ist diese Beschreibung. Wie geziert, wie sehr durch Wortspiele entstellt hingegen nicht folgende s. 62. von der Bildsäule Friedrich Wilhelms:

Laßt Dichter, ruffet er, mir meinen Friedrich sehen!

Was er dem Vater that, soll ihm von mir geschehen.
Das Schattenreich verhüllt ihn seinem Volke nicht,
Es führt ihn Friedrichs Arm an das verlaßne Licht.
Der ihm das Leben gab, muß durch ihn lebend werden;
Der Tod entziehet ihn, Er schenket ihn der Erden.
Weil dieses Helden Brust metall und eisern war,
Stellt ein gebildet Erzt den grossen Churfürst dar.
Der weiten Bogen Last der überwölbten Brücken
Trägt ein gegoßnes Pferd. Des Pferdes breiter Rücken
Hat Friedrich Wilhelms Leib im Küraß unterstüzt,
Der noch die Faust erhebt, noch auf die Feinde blizt.
Den Schaaren, welche sich vor seinem Angriff theilen,
Verwandelt sich sein Stab in harte Donnerkeilen,
Wenn ihn sein muthig Roß in Dampf und Flamme führt.
Das starrende Metall wird, wie mich dünkt, gerührt,
Sein aufgeworfner Kopf, der Rauch und Glut verträget,
Erhöht den langen Hals, um den die Mähne schläget,
Daran ein flüchtig Haar sich nach der Schulter wellt,

Weil sich ein reger Wind der Brust entgegen-
stellt.

Beweis von des Dichters gekünstelten Wize sind unter andern zwey Trauergedichte auf zween Gottesgelehrte s. 129. und s. 156. In dem erstern wird das Amt eines Lehrers unter der Allegorie einer Uhr, in dem leztern das vierzigjährige Lehramt unter dem Bilde Moses während seines vierzigjährigen Aufenthalts in der Wüste beschrieben. — In dem erstern heißt es:

Die Ihr den Predigtstuhl nur mit Methoden stüzt,
Die Ordnung hilft Euch nicht, wenn Ihr nach
Regeln schwizt.
Schmükt das Gerippe nur durch angebrachte
Sachen,
So wird es Fleisch und Blut erst recht gefällig
machen.
Denn in das Todtenbild der Dispositionen
Fließt durch den Einfall Geist, der Ausdruk giebt
den Thon.
Es wird kein Uhr umsonst die innern Glieder
treiben,
Man sezt ein güldnes Speer und Zahlen auf die
Scheiben
Indessen blendet doch der Priester nicht allein
Das unvertraute Volk durch äusserlichen Schein,
Er wird nicht vor dem Glanz entlehnter Zierath
sorgen;

Ein Uhr hält in sich selbst das Treflichste verborgen,
Ob es der Pinsel gleich mit Farben überfährt,
Ist, wenn das Rad nicht taugt, das Uhrwerk wenig werth.

Pietschens Gedichten fügte Gottsched als Anhang einige von den seinigen bey, ganz in gleichem Geschmake, nur etwas frostiger. Es besteht dieser Anhang aus der Lob- und Klagode auf den verstorbenen Czaar Peter Alexowitz, aus einer Beglükwünschung auf das zum neun und dreißigsten male gefeyerte Hochzeitfest des Herzogs von Holstein, und aus einer Beglükwünschung auf Menckens Geburtstag. Am Ende fügte der Herausgeber eine Uebersezung von Le Clercs Gedanken über die Poesie bey.

Ohngeachtet des Eindrukes, den die damals erschienen **Discurse der Mahler** auch auf Gottscheden machten, so hielten ihn doch theils Partheygeist, theils Mangel an originellem Genie auf dem einmal betretenen Pfad der Mittelmäßigkeit für immer zurük. Im J. 1725. und 26. edirte er die Blätter der vernünftigen Tadlerinnen, und in den Jahren 1727. und 1728. das Wochenblat des Biedermanns. So mittelmäßig diese Schriften waren, so erhielten sie nichts desto weniger, als bisher noch seltene Producte des deutschen Wizes, grossen Beyfall und wiederholte Editionen. Ohngefähr um gleiche Zeit übersezte er Fontenellens

kleine Schriften ins deutsche. Im J. 1728. trat der erste Entwurf seiner nachherigen, ausführlichen Redekunst ans Licht, und die erste Ausgabe seiner kritischen Dichtkunst erschien im J. 1729. So frostig überhaupt Gottscheds Vorschriften sind, so hatten sie doch für die damaligen Zeiten den Werth, daß sie die Sprache von ausländischen Wörtern reinigten, daß sie ihr mehr Regelmäßigkeit gaben, und überhaupt die Deutschen auf die Verbesserung der schönen Litteratur aufmerksam machten. Im J. 1730. erhielt der Verfasser einen ausserordentlichen Lehrstul der Dichtkunst. Noch so schülerhaft als Kunstrichter, noch so wässerig als Dichter, hat er doch immer Verdienste als deutscher Alterthumsforscher. In Gesellschaft des nachherigen Professor Lotters und anderer Gelehrter begann er im J. 1730. ein interessantes Werk, Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, welches unter manchen seichten Stüken auch sehr viele interessante Nachrichten über die Revolutionen der deutschen Sprache in sich begreift. Nicht weniger seltene Nachrichten findt man in seiner Sammlung alter deutscher Schauspiele. * Da bis zu seiner Zeit die deutsche Bücher ganz mit Wust überhäuft war, so reinigte er sie, freylich mit mehr Eifer als glüklichen Erfolge. Nachdem

* Leipzig 1757.

dem er in öfentlichen Vorlesungen Aristots Dichtkunst erklärt hatte, erläuterte er sie aus dem Muster der Alten. Wie wenig er indeß in ihren hohen Geist eingedrungen, zeigen seine frostigen Proben. Bey aller noch so grossen und ausgewählten Belesenheit, mangelte es ihm an eigenen, originellen Gedanken und Empfindungen. Bey seinem Kato hatte er ein englisches und ein französisches Trauerspiel zum Vorbild, allein, ohngeachtet des erhaltenen Beyfalls, ist es doch mehr ein Geweb von Schulchrien, als ein Trauerspiel. Mit Eifer bemühete sich Gottsched, von der deutschen Bühne die Thorheiten des italiänischen Theaters zuverbannen. Er sammelte Uebersezungen von auswärtigen Schauspielen, begleitete sie mit seinen eigenen und mit den Schauspielen seiner Freunde, und brachte sie auf das Theater.

Wenn Gottsched auf der einen Seite vergöttert wurde, so wurde er auf der andern Seite ein Gegenstand des tödtlichsten Spottes. Nicht nur sehr pedantisch waren seine Kunstregeln, sondern er drang sie auch als Despot auf; er empfahl die schlechtesten Versuche seiner Freunde als Meisterstüke und schrieb auch selbst sehr armselige Gedichte, die M. Schwabe im J. 1736. zu Leipzig herausgab. Seine Dictatur empörte die bessern Köpfe. In Deutschland wurde er besonders von Rost, Pyra, Liscov, in der Schweiz von Bodmer und Breitinger in der

Blösse seiner Pedanterey dargestellt. Im J. 1738. trat er aus der deutschen Gesellschaft, und zwar weil man ein Mitglied, das ihn durch Stachelschriften beleydiget hatte, nicht ausstossen wollte.

Selten hat ein Schriftsteller so viel Verdienste und so viel Gebrechen in sich vereinigt, selten zu gleicher Zeit so viele Bewunderer und so viele Verächter gefunden. Besondere Gunst genoß er bey dem königl. Polnischen und Fürstl. Sächsischen Weissenfelsischen Hofe. Schon im J. 1730. erhielt er eine Stelle bey der königl. Societät in Berlin. Im J. 1739. wurde er zum Collegiaten des grossen Fürstencollegiums ernennt. In gleichem Jahre bekam er von dem König in Preussen einen Beruf nach Frankfurt an der Oder, im J. 1740. nach Marpurg, in gleichem Charakter und mit gleichem Gehalte wie der berühmte Wolf: allein er wollte seine günstige Lage in Leipzig mit keiner andern vertauschen.

Bey allen seinen Bemühungen für die Sprache und Poesie, legte er die strenge Wissenschaften so wenig beyseite, daß er vielmehr seit dem J. 1725. immer fortfuhr, auch philosophische Vorlesungen zuhalten. Seine Philosophie war eklectisch, indeß legte er beynahe durchgängig die Leibnitzisch-Wolfianischen Begriffe zum Grunde. Aus solchen Vorlesungen entstanden seine erste Gründe der gesammten Weltweisheit, welche mehrmal aufgelegt worden.

Zu seinen philosophischen Arbeiten gehören auch die Programmata: Vindiciæ philosophiæ recentioris á fæda Spinocismi macula, ferner studii philosophici laus et commendatio Lipſ. 1728, de Poetis Philosophis reipublicæ generique humano utilissimis Lipſ. 1730, de utilitate & necessitate metaphysicæ in Contemtores ejus, Lipſ. 1734. Ausser Fontenellens Schriften, übersezte er auch Baylens Gedanken von den Cometen, und er hatte die Aufsicht über die Uebersezung des Bayliſchen Wörterbuchs, das er mit Anmerkungen bereicherte.

Weder der Raum noch die Absicht dieses Werkes erlauben, daß wir alle seine Arbeiten anführen. Nur erwähnen wir noch seiner Ausgabe von Vietschens Gedichten, seiner Gedächtnißrede auf Opitz, der Lobrede auf Copernic und einiger Schriften und Gedichte der deutschen Gesellschaft.

Gottsched starb im J. 1766.

Im J. 1735. hatte er sich mit Adelgunda Kulmus verheyrathet. Sie war eine Tochter des königl. Pohlnischen Leibarztes, Joh. Georg Kulmus. Sie wurde den 11. April 1713. zu Danzig gebohren. Da ihre Mutter eine belesene und gelehrte Frau war, so wurde sie von ihr nicht nur in guter, deutscher Schreibart, sondern auch im Französischen, wiewol mehr durch Uebung als durch Lehrsäze unterrichtet. Zufälliger Weise hatte sie Gelegenheit, auch die englische Sprache zulernen. Ihr Wiz und

Geschmack wurden izt durch die Lectüre des Englischen Zuschauers gebildet. Auch erhielt sie besondern Unterricht in der Geographie und Historie, im Zeichnen und in der Tonkunst. Ihre erste und herrschende Neigung fiel auf die Dichtkunst. Wirklich entwikelte sich ihr poetisches Talent mehr durch innern Trieb als durch äussere Veranlassung. Die einzigen Gedichte, die sie zu Gesichte bekam, waren von dem Hofrath Pietschen. Nach und nach fieng sie an, die besten Werke der Beredsamkeit und der Dichtkunst zulesen. Selbst die ernsthaftesten Werke der Weltweisheit schrekten sie nicht ab. In der Vorrede zu dem Triumph der Weltweisheit sagt sie, daß sie zur Aufklärung des Geistes und zur Bildung des Herzens sehr grossen Vortheil aus Antonins Betrachtungen gezogen. Unter Aufsicht der Aeltern, erweiterte sie ihre Kenntnisse vermittelst eines ununterbrochenen Briefwechsels mit Gottsched. Noch war sie nicht fünfzehn Jahre alt, als sie, unter Anführung der Mutter, die Prinzeßin von Cleve verdeutschte. Eben so hatte sie der Scüdery Bains de Thermopyle übersezt. Bey allen diesen Studien versäumete sie nicht die geringste Pflicht der häuslichen Wirthschaft. * Im J. 1735. trat sie mit ihrem Freund und Lehrer, dem Professor Gottsched, in ehliche Verbindung. Von dieser Zeit an edirte sie

* Goettens gelehrtes Europa, Th. II. s. 94.

verschiedene Schriften und Uebersezungen, von welchen wir nur folgende anführen:

Der Frau von Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer, aus dem Französischen übersezt mit einigen angehängten, eigenen Gedichten. Leipz. 1730. 80.

Das glükliche Rußland am Geburtstage der Kayserin Anna Iwanowna. 1733, in einer Ode erwogen.

Der Sieg der Beredsamkeit, aus dem Französischen der Frau von Gometz, übersezt. Leipz. 1735. Mit einem Zusaze eigner Gedichte.

Cato, ein Trauerspiel aus dem Englischen des Addisons. Leipz. 1735.

Triumph der Weltweisheit, nebst einem Anhang dreyer Reden. Leipz. 1739.

In der spätern Auflage der vernünftigen Tadlerinnen sind von ihr die Abhandlungen über die Gelehrsamkeit des Frauenzimmers, und über Arbeit und Müßigang. — Auch hatte sie grossen Antheil an der Uebersezung des Englischen Zuschauers. Popens Lockenraub übersezte sie in Versen. Ferner hat man von ihr verschiedene Uebersezungen und Umarbeitungen von französischen Schauspielen. Ihre hinterlassenen Briefe hat die Frau von Runckel, eine ihrer vertrauten Freundinnen, in dreyen Theilen (Dresden 1771.) herausgegeben. Viele sind ernsthaften und selbst lehrreichen Inhalts, einige

zärtlich, ohne Schwärmerey, alle reich an edeln und reifen Gedanken und mannigfaltiger Kenntniß.

Frau Gottsched starb im J. 1762.

Noch bemerken wir, daß Deutschland um eben diese Zeit und auch schon vorher verschiedene Dichterinnen, eine Zieglerin, Löberin, Zäunemännin, eine Baronin von Gersdorf, eine Gräfin von Königsmark, eine Riegerin u. a. erzeugt hat. — Nachrichten von dieser leztern, einer gebohrnen Weissenseein, findt man in Trillers Sammlung der Riegerischen Poesien und in Bruckers Bildersaal. Auch hat man ein weitläuftiges Werk, unter der Aufschrift: „ Deutschlands galante Poetinnen mit ihren sinn„ reichen und netten Proben, nebst einem Anhang „ ausländischer Dames, so sich gleichfalls durch „ schöne Poesien bey der Welt bekannt gemacht, „ ausgefertigt von dem heßisch-darmstädtischen Rath „ und Bibliothekarius, Georg Christian Lehms. „ Frankf. am Mayn 1715. 8vo. „ In diesem Werk treten hundert und eilf Poetinnen auf, alle in Deutschland gebohren, und schon beynahe alle gänzlich vergessen.

Carl Gustav Heräus. *

Er wurde im J. 1671. gebohren. Sein Vater war ein Deutscher, von Güstrow gebürtig, lebte aber als Hofmedicus zu Stockholm. Im J. 1686. begab sich der junge Heräus auf das Gymnasium zu Stettin, und hernach auf die hohen Schulen nach Frankfurt an der Oder, nach Giessen und Utrecht. Seine vornehmsten Lehrer waren Strykius, Cocceji, Bekmann, Hertius, Grävius. Im J. 1694. stand er im Lutherschen hohen Stift zu Hamburg als Dohmherr sein Klosterjahr aus, kurz hernach aber that er Verzicht auf sein Canonicat. Bey dem Hinscheid des schwedischen Königs Carls XI. im J. 1697. lieferte er in deutscher Sprache auf den verstorbenen Monarchen ein historisches

* S. deutsche Acta Eruditor. Th. XVIII. N°. 8. Gottscheds Beyträge zur Geschichte der deutschen Sprache, Beredsamkeit und Poesie. — Neuer Büchersal der gelehrten Welt, die LV. Oefnung N°. 2.

Aus Versehn folgen die Nachrichten von Heräus, Hunold, Günther, Liscov erst hier; sie hätten voraus gehen sollen. —

Lobgedicht, welches sich wegen des reinen Ausdrukes, wegen mahlerischer Ausbildung und treuer Darstellung der Thatsachen vor allen andern auszeichnete. Als er nachher sich an dem Schwarzburgischen Hofe aufhielt, so hatte er Gelegenheit, bey den fürstlichen und gräflichen Todesfällen im J. 1703. und 1706, wie auch bey dem Absterben des Herzogs von Gotha im J. 1707. seine Geschiklichkeit in der Poesie so wol als besonders auch in Erfindung der Trauerdenkmale und Innschriften zuzeigen. Seine Lieblingsstudien waren die Alterthümer und die Numismatik. Um für seine Talente einen weitern Spielraum zuhaben, trat er zur catholischen Religion über und wendete sich an den Hof des Kayfers. Kaum war er daselbst angelangt, als der Kayser mit Tod abgieng. Bey dieser Gelegenheit schrieb Heräus sein Thränenopfer in deutschen, heroischen Versen. So rein die Sprache und so fliessend die Verse sind, so wenig erheben sich Bilder und Empfindung. Als der kayserliche Ober-Bauinspektor, Joh. Bernhard Fischer von Erlach das Trauergerüst bey den Exequien des Kayser Josephs aufrichtete, so verfertigte Heräus die Innschriften. Zu gleicher Zeit beglükwünschte er den neuen Kayser, Carl VI. in einem deutschen Gedichte. Das Gedicht war mit einer Schaumünze begleitet, auf welcher der Kayser erscheint, wie er mit dem Fuß ein Schif besteigt und in der einen Hand das eroberte

güldene Vließ hält. Zur Seite ein Phönix, der sich über die Weltkugel schwingt. Die an dem Ruder stehende Fortuna überreicht dem Monarchen die Kayserkrone, mit der Ueberschrift: Lustratis terra marique finibus. — Bey der österreichischen Erbhuldigung im J. 1712. wiedmete er dem Kayser ein deutsches Gedicht mit einer Schaumünze: Der Gaditanische Herkul, auf der Hut stehend, mit aufgehobener Keule, wegen noch nicht vollendeter Werke, wie durch einige noch behaltene Köpfe an der unter dem Fuß liegende Hydra angezeigt wird. Mit der Rechten giebt er das Horn der Amalthea seiner Erzieherin, an deren Stelle das Erzherzogthum Oesterreich dargestellt ist. — Als bald hernach das Andreasfest von den Rittern des güldenen Vliesses in Wien gefeiert wurde, so edirte er im Druke: Ceremoniel observé par les Chevaliers du très-noble Ordre de la Toison d'or à la celebration de la Fete de S. André leur Patron à Vienne l'an 1712. le 30. Nov. — Bey Ankunft der Kayserin stellte er das beglükwünschende Wien in einem Gedicht vor.

Der Kayser anvertraute ihm die Aufsicht über sein Münz- und Kunst-Cabinet, auch schikte er ihn nach Ambras bey Inspruck, zur Untersuchung der dortigen Schaz- und Raritätenkammer.

Eben befand er sich zu Ambras, als er eine neue, deutsche Versart, zur Nachahmung der Hexameter

und Pentameter, versuchte. Eine Probe davon erschien im J. 1713. unter folgender Aufschrift:

„ C. G. H. Versuch einer neuen teutschen Reimart,
„ nach dem Metro des so genannten lateinischen
„ Hexametri und Pentametri in einem Glükwunsch
„ bey Sr. Kayserl. und Cathol. Majest. Caroli VI.
„ Geburtstage. „

In der Vorrede empfiehlt der Verfasser sein neues Sylbenmaß mit folgenden Worten: „ Die mög-
„ liche Versezungen der deutschen langen und kur-
„ zen Sylben sind, nachdem die Dichterey in dieser
„ Heldensprache dem Opitz ihre erste Reinigkeit
„ zudanken hat, so erschöpfet, daß hierinn was neues
„ zuersinnen, nicht leichter scheinen möchte, als
„ etwan über die einmal ausgetheilte Massen der
„ krummen und geraden Linien in der Baukunst
„ eine neue Ordnung zuerfinden. Demnach hat
„ man mit gleicher Freyheit, als Buchnerus die
„ dactylische, oder dreysilbigte Scansion in deutschen
„ Versen aufgebracht, vergönnet zuseyn erachtet,
„ einen Versuch zuthun, in Anbringung und Nach-
„ ahmung nicht nur der einzelen dreysylbigten Pe-
„ dum aus dem lateinischen Metro, sondern auch
„ des Metri selbst; insonderheit aber in Ergreiffung
„ der Vortheile, welche die zum sonderlichen Nach-
„ druk dienende Abwechslung der dreysylbigten und
„ zweysylbigten Pedum bey rechtem Gebrauch an

„ die Hand giebt. Nicht um die vorher üblichen
„ Weisen zuverachten, als deren eine jede zu un=
„ terschiedenen Absehen ihre besondere Kraft hat:
„ Sondern vielmehr die deutsche Dichterkunst zube=
„ reichern mit einer neuen Reimart; Im Fall sol=
„ che, nach bessern Uebung, einen Beyfall gewin=
„ nen sollte, den man ihr bey gegenwärtiger unge=
„ übten Unvollkommenheit noch nicht versprechen
„ kann. Sie mag zum wenigsten dienen, die Fran=
„ zosen ihres Unfugs zuüberführen, wann sie der
„ deutschen Sprache, die männlicher ist, als die
„ ihre, eine gar zu rauhe, und zu fliessenden Ver=
„ sen unbequeme Härtigkeit vorwerffen; in der
„ That aber nicht fähig gefunden werden, in ihrer
„ Sprache, ob sie gleich aus der lateinischen ge=
„ nohmen, so vielerley Scansiones zu wege zu brin=
„ gen. Zu Uebergehung der Reime, (welche der
„ um die deutsche Sprache wohlverdiente Herr von
„ Seckendorf in seiner Uebersezung des Lucari auch
„ bey steigenden Versen ausgelassen, nach dem
„ Exempel der Griechen und Römer) könnte diese
„ von jener Metro mehr Schwierigkeit auf sich neh=
„ mende Reimart ein gleiches Recht haben, wann
„ nicht die Wahrheit zubekennen, solche bey der
„ deutschen Dichterey bereits nothwendig gewor=
„ den. „

Und nun zu der Probe selbst:
Mächtigstes Haupt der Welt! Von Gott die Völ-
ker zurichten
Auserseheuer Fürst, überwindlichster Held!
Gönne der eifrigen Pflicht dieses ungewohnete
Dichten,
Bey nicht gewohnetem Stand streitender Ad-
ler im Feld
Zeiget in Fried und Krieg dein Muth zur Beschü-
zung der Rechten
Zeiten, die noch von Rom führen den göl-
denen Schein;
Lehrst du die Deutsche dein Reich, wie Römer,
alleine verfechten:
Darf ja der Deutschen ihr Reim Römischen
ähnlicher seyn.
Wann dich, unsern Trost, die Noth nicht im Lager
läßt wohnen:
Siehst du doch öfter als dort schweben den
Tod vor der Thür,
Sterben erschrökt dich so wenig in Wien als vor
Barcelonen.
Dein Muth streitet im Feld, deine Bestän-
digkeit hier.
Umsonst ändert vor dich der Tod die entsezliche
Larven,
Bald durch Schwerdter und Dampf; diese
vertriebest du fern:

Bald durch tobende Wellen, die dir zu Fusse sich
warffen:
Bald im Sarg: Hier wählt David die Hände des Herrn.

— — — — — —

Andere siegen durch Glük und können auf Hülfe
sich triegen,
Brauchen auch List und Ränk: Unser Alcides muß nun
Er und die Tugend allein das Glük selbst standhaft besiegen;
Weil er vor edeler hält, Untreu zuleiden, als thun.
Ist dann Gefahr? Ja vor die niedrige Seelen!
Nicht vor die Helden, wie Carl, nicht vor der Habspurger Haus.
Diese trauen auf Gott. Ihre Wunder sind nicht zuzählen.
Fromme Gerechtigkeit hilft tapfrer Beständigkeit aus.

Im J. 1715. erschienen zu Wien „vermischte „Nebenarbeiten des Heraus, nebst einer Zugabe „etlicher anderwärtig von ihm verfasseten Ge„dichte.“ Kleinfolio, 2. Alphabeth, 20 ein halben Bogen. Das ganze Werk besteht aus drey Theilen. Der erste enthält die Beglükwünschungen und Zuschriften in deutscher Sprache. Da der Poet

wirkliche Vorfälle seiner Zeit beschrieb und zu Helden seiner Muse die damals lebenden Grossen wählte, so gelangs ihm, mit seiner Poesie auch bey Hofe Eingang zufinden. Noch so mittelmäßig an sich selbst, wie interessant mußte nicht unter den damaligen Umständen ein Gedicht seyn, welches keinen geringern Gegenstand hatte, als den Sieg Carls III. bey Saragossa über das Anjouische Kriegsheer? Eben so interessant war ein anderes Gedicht über die Ankunft der Kaiserin, in welchem ihre so sehnlich gewünschte Schwangerschaft in folgenden Versen gleichsam zum voraus gesagt wird:

Und du, o Venusstern, Gefährte deiner Sonne,
Die du zum Abend hin bisher begleitet hast,
Geh nun in Osten vor, und bring uns neue Wonne;
Vertreib als Morgenstern der dunkeln Sorgen Last;
Sey Vorbott neues Glüks, der heitern güldnen Zeiten,
Das unser Erdenlicht der Welt will zubereiten.
Komm, schönster Morgenschein, bring uns die Sonne wieder!
Warum verweilest du und hältst die Freuden ein?
Der Kayser kömmt mit dir. Ach, (ruhen unsre Lieder)
Verziehe ja nicht mehr, komm, schönster Morgenschein.

Auf die deutschen Gedichte folgen die lateinischen Schriften. — In dem zweyten Theil befinden sich Grabschriften, Denkmale, Trauergedichte. Der dritte Theil besteht aus vermischten Gedichten, und aus allerley Entwürfen zu Ballets, Illuminationen und andern Hoflustbarkeiten. Die beygefügten Innschriften, Schaumünzen und andere Verzierungen charakterisiren den prachtliebenden Geschmak des Hofs und seines Poeten.

So wenig rein und ausgebildet indeß unsers Heräus Geschmak war, so verdienstlich war gleichwol sein Eifer fur die Veredlung der Sprache. Zur Beförderung derselben überreichte er bey Hofe den Entwurf zn einer gelehrten Gesellschaft, der auch in Gottscheds Beyträge eingerükt, aber niemals ausgeführt worden.

Noch bemerken wir, daß Heräus eine Historie der neuern Zeiten aus Münzen herausarbeitete, so wie schon Lucke hiezu einen Anfang gemacht und Abt Bizot ein Jahrhundert der holländischen Geschichte ausgeführt hat.

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

Christian Friedrich Hunold,

Menantes genannt.

Hunold wurde zu Wandersleben in Thüringen unweit Arnstadt 1680. gebohren. Er studierte in Jena, und begab sich hernach nach Hamburg, wo er der studirenden Jugend über die Redekunst und Poesie Vorlesungen hielt. In den Nebenstunden schrieb er schale Romanen, Opern und andere Gedichte. Bey diesen Geschäften konnte er sich nur kümmerlich nähren.

In Hamburg lebte zu gleicher Zeit Wernicke. Dieser hatte in seinen Sinnschriften sich über Lohensteins schwülstige Schreibart lustig gemacht. Hunold verthaidigte Lohensteins Schreibart gegen Wernicke, aber in einem Gedichte, welches eben so läppisch als grob war. Anstatt den schalen Wiz mit Verachtung zuerwiedern, ließ sich der Beleydigte zur Rache verleiten. Unter Hunolds (Menantes) Gedichten befand sich auch eine satyrische Grabschrift auf Carl II. König von Spanien, worinn über dessen Unvermögen und gemachtes Testament gespottet wird. Wernicke übersezte diese Grabschrift und zeigte sie dem spanischen und französischen Residenten in Hamburg. Die Residenten begehrten bey

dem

dem dasigen Magistrat Genugthuung. Menantes ließ unterdessen das Blat, worauf die Grabschrift stand, umdruken, und sezte statt derselben auf die Geburt der Prinzeßin von Weissenfels eben so viel Zeilen, und ließ so viel Exemplarien austheilen, als Herren im Rathe waren. Verleger und Druker gaben hierauf das Exemplar, worin die Grabschrift stand, für einen Nachdruk aus: So war die Sache abgethan.

Im J. 1702. gab Menantes **die allerneueste Art höflich und galant zu schreiben** heraus, und rükte einen Brief ein, der eigentlich eine Kritik über Wernikens Sinnschriften ist. Als hierauf dieser im J. 1704. eine neue Ausgabe seiner Sinnschriften bekannt machte, griff er Hunolden an verschiedenen Orten unter dem Namen Mävius an. Menantes wurde hierdurch sehr aufgebracht, und schrieb gegen Wernicken eine satyrische Komödie, unter folgender Aufschrift: „Der thörichte Pritsch„ meister, oder schwärmende Poet, in einer lu„ stigen Komödie, über eines Anonymi Ueberschrif„ ten, Schäfergedichte und unverschämte Durch„ hechelung der Hofmannswaldauischen Schriften, „ auf sonderbare Veranlasung, allen Liebhabern „ der reinen Poesie zu gefallen ans Licht gestellt „ von Menantes. Coblenz bey Peter Marteau „ dem jüngern. 1704. 8. „ Die Personen dieses Possenspiels sind ein gelehrter Mann, der von sei-

nen Reuten lebt, ein Schulmeister, ein Erzpritschmeister, ein lustiger Bedienter, ein Pegnitzschäfer, Hans Sachsens Geist, Mirnadola, in die sich der Erztpritschmeister verliebt, Amarillis, des gelehrten Manns Tochter, die er gleichfalls liebt, eine Schusters Magd, eine Milchdirne, eine Trödelfrau. Die ganze Komödie besteht größtentheils aus ungereimten Anwendungen der Sinnschriften. Der Pritschmeister heißt Narweck, Anagramm von Warnek, wie sonst auch Wernike hieß.

Wegen seines satyrischen Romans, den man zu Hamburg als persönliches Pasquil unterdrükte, sah sich Hunold im J. 1706. genöthigt, diese Stadt zuverlassen. Nach mühseligem Herumirren sezte er sich im J. 1708. zu Halle. Hier hielt er Vorlesungen über die Moral, Oratorie und Poesie. Im J. 1714. wurde er Doctor der Rechte, und starb daselbst im J. 1721.

Wernike schildert Hunolden in folgendem Epigramm an den deutschen Mävius:

Freund, hast du keinen Witz, und willst doch etwas schreiben,
Das dem Verleger nicht soll auf dem Halse bleiben,
So habe keine Furcht, verachte Strang und Ruth,
Und schimpf ein Königlich, so freund als feindlich Blut.

Laß oft ein stinkend Wort in Lesers Nase räuchen
Und schreib auf das Papeir, wo zu es zu gebrauchen.
Sprich, was die Unzucht selbst nicht sagen wollt heraus
Und dein Parnassus sey der Feurbisseusen Haus
Sprich einem' Gönner zu, den du dir hast erkohren
Und schlag ihm, weil du rühmst, das Rauchfaß um die Ohren;
Gieb einem Freund von ihm, nächst nach ihm groben Stich
Damit es scheinen mög als — Ja, als hieß ers dich.
Such eine Grabschrift auf, die aus der Höll herstammet
Und zeige, wie man sich vors andern Witz verdammet.
Du siehst mein Rath ist gut, und plagt die Dankesucht dich,
So tadle wie du willst, rühm aber niemahls mich.

Johann Christian Günther.

Er wurde den 8. April 1695. zu Striegau in dem schlesischen Fürstenthum Schweidnitz gebohren. Sein Vater war daselbst Stadtphysicus. Unter väterlicher Handleitung brachte es der Knabe so weit, daß er schon im zwölften Jahr, ohne weitere Anweisung in dem Lateinischen und Griechischen fortkommen konnte. Dabey las er auch viele theologische und historische Bücher, besonders aber liebte er die gelehrte Geschichte. Sehr frühe wünschte er nichts eyfriger, als einst auch mit seinem Namen in dieser Geschichte zu glänzen. In seinem achten Jahre befand er sich einmal mit seiner Mutter zu Breßlau bey dem Dr. Preuß, der ihn, auf schriftliches Bitten des Vaters, wegen Mangel an Vermögen, vom Studiren abschreken wollte. Hierüber wurde der arme Junge äusserst bestürzt und niedergeschlagen. Umsonst, daß ihn der Doctor ermunterte und ihm versprach, ihn künftig, bald bey sich, bald bey seinen Freunden, mit freyem Tisch zu versorgen: Er gieng betrübt nach Haus, und unterwegs sagte er zu der Mutter: „Ich muß etwas Fürtreffliches „leisten, und Gott wird mir schon durchhelfen, „ob es mir gleich der Herr Doctor so schwer ge-

„ macht hat. Meine l. Aeltern dürfen sich meines „ Studierens wegen nicht sehr bekümmern. „ Ohne mühsame Anweisung, gelang es ihm in kurzer Zeit, daß er nicht nur im Deutschen, sondern auch im Lateinischen und Griechischen, ja selbst im Ebräischen kleine Gedichte auffezen konnte. Jedermann bewunderte seine Talente; der Vater betrachtete ihn mit Wehmuth, und wollte ihn zur Erlernung eines Handwerks bereden. Von der mütterlichen Zärtlichkeit konnte er sich nichts als warme Seufzer für seine Wohlfahrt versprechen. Während solcher Verlegenheit überraschte ihn die Mutter, wie er hinter dem Hause den Himmel auf den Knien um Mittel zur Fortsezung der Studien anflehete. — Von Ohngefähr kam nicht lange hernach Doctor Thiem von Schweidnitz nach Striegau. Wegen einbrechender Nacht blieb er da, und ließ zur Zeitkürzung den Vater unsers Günthers zum Nachtessen bitten. Bey Tische erzählte dieser, wie schlecht sein Erwerb wäre, und daß er zwar vergnügt, aber kärglich lebe. Zugleich beschrieb er dem Durchreisenden die Umstände seines Sohnes so lebhaft, daß Dr. Thiem sich entschloß, ihn zu sich zunemmen und des Abends für ihn zu sorgen, wofern er ihm den Tag über anderswo einen Freytisch verschafte. Der alte ehrliche Vater nahm es mit Dank an. Im J. 1709. führte er selbst den jungen Günther nach Schweidnitz. Dieser kam daselbst schon im vierzehnten Jahre sogleich

in die Klasse des Rectors. Ueberall erwarb er sich die Liebe so wol bey den Lehrern als bey andern Gelehrten. Herr Rath Milich und Herr M. Scharff anvertrauten ihm ihre Bücher, und er machte aus denselben die zwekmäßigsten und ordnungsvolle Collectaneen. Schon auf der Schule verfertigte er sehr viele geistliche Lieder. Es begegnete kein besonderer Vorfall in Schweidnitz, den er nicht besang, und dadurch verschafte er sich bey Hohen und Niedrigen durchgängige Zuneigung und zugleich einen Sparpfenning für die Universität. Den 23 Sept. 1715. begab er sich zur Fortsezung seiner medicinischen Studien nach Wittenberg. Sehr fleißig hörete er anfangs den alten und jungen Prof. Vater, den Prof. Berger und andere Lehrer. Seine Leidenschaft für die Dichtkunst aber raubte ihm gar bald alle Zeit weg. Zugleich fieng er an, sehr sorglos zuleben. Von Schulden gedrükt, wollte er sich von Wittenberg wegstählen, wurde aber von den Gläubigern ertappt und für geraume Zeit zum Carcer verurtheilt. Auf die Nachricht hievon wurde sein Vater so muthlos, daß er nichts mehr für den Leichtsinnigen thun wollte. In der Einsamkeit brachte Günther seine Zeit bey der Poesie ganz vergnügt zu. Niemals war er fleißiger gewesen, als izt. Durch Fürbitte seiner Landsleute erhielt er endlich wieder die Freyheit. Lang blieb er nicht mehr in Wittenberg, sondern begab sich im Junius

1717. nach Leipzig. Einen ganz besondern Gönner fand er hier an dem Prof. Joh. Burkard Mencken. Aus Ehrfurcht für diesen gelehrten Gönner hielt er sich ziemlich in Schranken und studirte die Arzneykunst mit Eifer. Von Haus aus durfte er keine Unterstüzung erwarten. Bey dem grossen Brande zu Striegau im J. 1718. hatte sein Vater sein Vermögen ganz eingebüßt. Grösstentheils durch den Dienst der Musen ernährte er sich. Meistens frostig ist gedungene Begeisterung, und feile Arbeit selten ein Meisterstük. Keineswegs an poetischem Feuer mangelte es Günthern, allein nicht jede Magisterbeförderung, nicht jede bürgerliche Hochzeit oder Bestattung gaben diesem Feuer solche Nahrung, wie z. B. Pindarn die Wagen und Pferde der Griechen. Nach einem höhern Gegenstand sehnte sich die Güntherscbe Muse, nnd sie glaubte ihn in dem zwischen dem Kayser und der Pforte im J. 1718. geschlossenen Frieden gefunden zuhaben. Das Gedicht auf diesen Frieden arbeitete Günther mit solchem Fleiß aus, daß sein Gönner, der Prof. Mencke, nicht ruhete, bis er es an dem Wiener Hofe bekannt gemacht hatte. Man lobte die Arbeit, an den Verfasser aber dachte man nicht.

Ein besonderer Liebhaber der Dichtkunst war damals der König in Pohlen. Eben suchte er jemanden, der bey allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes in gebundener Rede etwas in der Ge-

schwindigkeit auffezen konnte. Auf Menkens Empfehlung kam Günther im J. 1719. nach Dresden, woselbst er das Glük hatte, sich bey Hofe gefällig zu machen. Nach seiner freyen Denkart entfielen ihm einige Worte, wodurch er gewisse Personen beleydigte. Sogleich verschworen sie sich zu seinem Verderben. Als er einmal bey dem Könige seine Aufwartung machen sollte, drang man ihm vorher ein Glas Wein auf, unter welchen aber, wie man sagt, etwas Betäubendes gemischt war. Vor dem König erschien er so betrunken, daß er kein vernünftiges Wort hervorbringen konnte. Er fiel in Ungnade. Um seinen Fehler wieder gut zu machen, schrieb er eine Lobschrift auf den Monarchen, fand aber kein Gehör. Er mußte sich vom Hofe entfernen. Bey der Abreise aus Dresden, den 2. September, stellte er sich ganz aufgeräumt, allein die Ankunft in seiner Heimat war desto betrübter. Sein Vater wollte von ihm durchaus nichts wissen, und sich durch kein Mittel, durch keine Fürbitte aussöhnen lassen. Den 25. Sept. kehrte also Günther nach Schweidnitz. Lange fand er nicht Unterhalt. Er begab sich nach Breßlau. Daselbst fand er verschiedene academische Freunde, die ihn wegen seiner Dichtergaben hie und da in vornehmen Häusern empfahlen. Bey dem Herrn von Lövenstädt, einem grossen Beförderer der Künste, hatte er freye Tafel. Sehr willkommen war er auch in dem Hause des

Herrn von Breßler, dessen Gemahlin sehr viel Vergnügen an der Poesie fand und auch selbst artige Gedichte verfertigte. Um Günthern einen beständigen Unterhalt zu verschaffen, empfahl ihn Herr von Breßler dem Grafen von Schaffgotsch zum Hofmeister. Günther selbst vereitelte diese Bemühungen. Als ihn der Herr von Breßler dem Grafen bey der Tafel vorstellte, so erschien er so betrunken, daß ihn der Graf wegweisen mußte. Auch in dem Breßlerschen Hause erlaubte er sich solche Freyheiten, daß man ihm höflich zu verstehn gab, er würde wol thun, den Fuß weiter zu sezen. Er stellte sich, als wollte er in Leipzig den Doctorhut holen. Seinem Vater aber sagte er, er wollte nach Lauben gehn, um daselbst, nach dessen Verlangen, einen Anfang in der Praxis zumachen. Im Christm. 1719. gieng er mit einem gewissen Studiosus, Namens Schubart, nicht ohne ansehenliches Reisegeld aus dem Breßlerschen Hause, nach Lauben. Unterwegs zehrten sie bey den Landgeistlichen. Einige Zeit hielten sie sich in Jauer auf. Hier bekam Günther von dem Doctor Warmbrun, von dem Prätor von Richthoff und von andern Wolthätern so viel an Gelde, daß er eine geraume Zeit davon leben konnte. In Lauben langte er erst im März 1720. an. Hier fand er keine Gönner, wie anderwärts; die mediciniſche Praxis trug ihm wenig ein; er fiel in eine Krankheit und hatte elende Verpflegung.

So bald er sich ein wenig erholt hatte, beschrieb er in Prosa und Versen seine Noth den alten Gönnern wechselweise, theils so rührend, theils mit so viel drolligter Laune, daß er von denselben, besonders aus dem Breßlerschen Hause, und von den Herren von Lövenstädt und von Richtoff, eine beträchtliche Beysteuer erhielt. Hierauf begab er sich abermal nach Striegau; sein Vater verschloß ihm die Thüre und ließ ihm sagen, daß er sich nicht eher mit ihm aussöhnen werde, bis er an irgend einem andern Orte Proben von seiner moralischen Besserung und von seiner Geschiklichkeit in der Praxis werde abgelegt haben. Er reisete wieder nach Breßlau. Daselbst schlug man ihm zur Ausübung der Arzneykunst verschiedene Oerter vor. Endlich wendete er sich nach der pohlnischen Grenze und gieng über Brieg nach Wilmsdorf zu dem dortigen Pfarrer Schlippalig, wo er Gelegenheit hatte, sich bey einem gewissen Herrn von Nimptsch durch seine Verse beliebt zumachen. Dieser beredete ihn, daß er sich entschloß, sich in Kreuzberg nieder zulassen und daselbst die Arzneykunst zutreiben. Seinem unruhigen Geist war es unmöglich, an gleichem Orte zusizen. Er schweifte auf dem Lande herum, und verweilte sich am liebsten in Bischdorf bey dem Herrn von Nimptsch. An diese Gegend fesselte ihn die Liebe. Ohngeachtet seiner bisherigen, verschiedenen Liebesverständtnisse, schien er nunmehr in allem

Ernst auf eine ehliche Verbindung zudenken, und zwar mit einer sehr wol erzogenen Tochter des Pastor Domoratius in Bischdorf. Anfangs schienen weder der Pastor noch das Mädchen sehr geneigt zu einer solchen Verbindung. Bey dem Mädchen siegte Günther durch seine Poesien, bey dem Vater durch die Empfehlungen des Herrn von Nimptsch. Bey der Verlobniß überreichte er der Geliebten einen Fingerring mit einem Todtenkopf, nebst folgendenden Versen:

Erschrik nicht vor dem Liebeszeichen;
Es träget unser künftig Bild,
Vor dem nur die allein erbleichen,
Bey welchen die Vernunft nichts gilt.
Wie schikt sich aber Eis und Flammen,
Wie reimt sich Lieb und Tod zusammen?
Es schikt und reimt sich gar zu schön:
Denn beyde sind von gleicher Stärke
Und spielen ihre Wunderwerke
Mit allen, die auf Erden gehn.

Ich gebe dir dies Pfand zur Lehre;
Das Gold bedeutet feste Treu;
Der Ring, daß uns die Zeit verehre;
Die Däubchen, wie vergnügt man sey;
Der Kopf erinnert Dich des Lebens;
Im Grab ist aller Wunsch vergebens:
Drum lieb und lebe, weil man kann,

Wer weiß, wie bald wir wandern müssen!
Das Leben stekt in treuen Küssen,
Ach, fang den Augenblik noch an.

Um seine mediciniſche Praxis mit deſto mehr Ehre treiben zukönnen, erhielt er von ſeinem Schwieger-vater die Erlaubniß, auf einer hohen Schule den Doctorhut zu holen. Er begab ſich nach Strigau, um ſeinen Aeltern zu zeigen, daß es ihm nunmehr mit ſeiner Beſſerung Ernſt ſey: allein er fand abermal die väterliche Thüre verſchloſſen. Aus Mangel an Unterſtüzung, mußte er auf das Vorhaben, nach einer Univerſität zu gehn, Verzicht thun. Da er ſich aber ſchämte, ohne Erfüllung ſeines Verſprechens nach Kreuzberg zurükzukehren, begab er ſich nach Jauer. Hier genoß er viel Güte theils in dem Warmbrunſchen Hauſe, theils bey dem Fiſcal Schindler, nachherigen Herrn von Printzendorf. Im Auguſt 1721. reiſete er nach Liegnitz zu ſeinem academiſchen Freunde, Herrn Aßmann. Von Zeit zu Zeit beſuchte er den benachbarten Adel, und zog endlich in das Gebirg, wo er ſich in Hirſchberg, Schmiedeberg, Landeshutte verſchiedene Gönner und Freunde erwarb. Einer von dieſen, der junge Herr von Beuchel, veranlaſete ihn im J. 1722. zur Verfertigung eines Gedichtes auf den Grafen von Sporck, der ſich in dem Kukusbade aufhielt. Bey einigen Breßlauiſchen Badegäſten erkundigte

sich der Graf nach den Umständen des Dichters. Sie sagten: er wäre ein armer Student, der das Gedicht zur Erbettlung eines Reisegelds überreicht hätte. Der Graf gab ihm dreyßig Gulden, welches kaum die Unkosten der Reise betrug. Ganz niedergeschlagen kehrte Günther nach Hirschberg zurük. In Schlesien wollte er nicht bleiben. Mit schlechten Mitteln und voll Unruhe machte er sich auf die Reise nach Jena. Kümmerlich hätte er sich durchbringen können, wenn ihn nicht der gelehrte Herr von Eben und Brunnen mit Wohnung und Kost versorgt hätte. Im Febr. 1723. befielen ihn mancherley Beschwerlichkeiten, Vorboten des herannahenden Todes, wie er sie selbst in vielen Gedichten an seine Freunde aus Jena beschrieb. Sein übriges Elend wurde noch durch die Entfernung von seiner Geliebten vergrössert. S. 283. liest man an Phillis folgende Klagen:

Ich verschmachte vor Verlangen
Meine Phillis zu umfangen.
Harter Himmel, zürnst du noch!
Träge Stunden, eilet doch,
Eilet doch Ihr trägen Stunden,
Und erbarmt Euch meiner Noth.
Wird der Riß nicht bald verbunden,
Blutet sich mein Herze todt.

Liebste Seele, laß dich finden!
Ich spatziere durch die Linden,
Durch die Thäler, durch den Hayn
In Begleitung süsser Pein.
Ich durchkrieche Strauch nnd Höhlen,
Such in Wäldern weit und nah
Die Verraute meiner Seelen,
Dennoch ist sie nirgends da!

Ich beschwöre selbst die Hirten
Bey den Heerden, bey den Myrthen,
Die vielleicht der Liebe Pflicht
Um die bunten Stöcke flicht:
Wißt Ihr nicht der Phillis Spuren?
Habt Ihr nicht mein Kind erblikt?
Kömmt sie nicht mehr auf die Fluren,
Wo wir manchen Strauß gepflückt?

Die Ihr alles hört und saget,
Luft und Forst und Meer durchiaget,
Echo, Sonne, Mond und Wind,
Sagt mir doch, wo stekt mein Kind?
Soll sie schon vergöttert werden?
Bet ich sie vielleicht herab:
Oder ziert sie noch die Erden,
O so reis' ich bis ins Grab!

Sage selbst, entrißne Seele,
Welcher Weinberg, welche Höhle,
Welcher unbekannte Wald

Ist anjzt dein Aufenthalt?
Sage mir, damit ich folge,
Wär es auch der Nilus Strand
Wär es auch die kalte Wolge,
Zög ich gern durch Eis und Sand.

Weiß mir nichts Bericht zugeben?
O, was ist das vor ein Leben,
Das ich jzo ohne sie
Als mein Joch zur Bahre zieh.
Himmel, laß dir nicht erst fluchen!
Ich begehre sie von dir.
Bin ich nicht ein Thor im Suchen?
Phillis lebt ja selbst in mir!

Sie muß sich mit einem Andern, und zwar unglüklich verheyrathet haben. Sogleich auf obiges Gedicht folgt Th. I. s. 283. ein anderes auf ihre Untreu und unglükliche Verheyrathung, voll Unmuth und Galle. Izt fiel er in eine wirkliche Krankheit. Auf dem Bethe schrieb er poetische Sterbensgedanken. Er fieng an, sein allzulokeres Leben zu bedauren und gestand, daß er wegen der Unversöhnlichkeit mit seinem Vater seit langer Zeit alle religiosen Andachten hintangesezt hätte. Auf die Aufforderung seiner Landsleute begehrte er das Abendmal und einen Besuch von dem Superintendent Weissenborn. Ehe dieser ankam, entschlief Günther ganz sanft, den 15. März 1723. Sein Leben

brachte er nicht höher als auf 28. Jahre, weniger 3. Wochen. Er wurde auf Unkosten seiner Landsleute bestattet.

Von seinem äusserlichen Aussehn giebt sein Vater folgende Beschreibung: „ Mein Sohn war von „ mittelmäßiger Statur und wol provortionirten, „ gesunden Gliedern, eines gleichfalls mit den andern Gliedern wol harmonirenden, länglichten „ Gesichtes, von schwarzbraunen Augen und „ Haupthaaren, wiewol er eine blonde Perücke „ zutrogen pflegte. Sein Angesicht hatte was Annehmliches und Reizendes an sich, daß er auch „ bald von Kindheit an, und sonderlich bey erwachsenen Jahren jedermann gefiel. Dem Temperamente nach war er ein Sanguineo - Melancholicus. „

Nicht lange nach seinem Hinscheid erschienen seine Gedichte, unter folgender Aufschrift: „ Samm„ lung von Joh. Christian Günthers theils noch „ nie gedrukten, theils schon herausgegebenen „ deutschen und lateinischen Gedichten. 8vo. Breß„ lau 1723. 1. Alphab. 11. Bogen. „ In zween grossen Octavänden erschien die fünfte, vermehrte Auflage der Güntherschen Gedichte zu Breßlau und Leipzig 1751. — Bey der Flüchtigkeit, mit welcher der Dichter arbeitete, bey seinen unaufhörlichen Zerstreuungen und bey den elendesten Umständen muß man sich verwundern, daß er in einem so kurzen Le-

ben

ben so viele fürtrefliche Gedichte geschrieben. Leyder starb er, ehe sein Genie zu männlicher Reife gelangte. Viele seiner Gesänge haben lyrischen Schwung und neue, kühne Gedanken, gurchgängig aber verräth seine Muse durch allzufreyen Ausdruk ihre Erniedrigung in den Bierschenken und in den geheimen Winkeln der Wollust. In der neuesten Ausgabe seiner Gedichte, Th. I. s. 259. hält er seiner Flatterhaftigkeit folgende Lobrede:

Wir sind doch nicht alle vor Eine gebohren,
Und haben nicht Alle solch Fleisch und solch Bein,
Der Ersten der Besten beständig zu seyn.
Der Lobspruch der Treue verführt nur die Thoren.
Was schadets der Liebsten, die unser begehrt,
Wenn man gleich zuweilen den Nebenweg fährt?

Der Wechsel vergnüget die menschlichen Sinnen;
Dieß lehrt uns der Umgang und auch die Natur.
Das Weltlicht verändert fast stündlich die Spur,
Und einerley Farbe wird selten gewinnen.
Auch Zucker bringt Eckel durch steten Genuß,
Und Fleisch alle Tage nährt bloß den Verdruß.

Im Geigen entzükt uns ein künstliches Greifen,
Das vielerley Stimmen und Tacte vermengt:
Denn daß oft der Bogen die Quinte zersprengt,
Macht, weil wir die Finger so lange drauf schleifen;
Und daß auch der Ehstand die Liebe vergällt,
Macht, weil er die Freyheit im Kerker behält.

Bedenkt Euch, Ihr Mädchen, was wollt Ihr viel sagen?
Ihr ändert ja jährlich Schmuk, Spitzen und Kleid;
Und wen Ihr izt selber durch Kuppler gefreyt,
Dem gebt Ihr das Jawort im Korbe zutragen:
Daß mancher den Proteus nur Fabelwerk nennt,
Macht, weil er die Farben der Schönheit nicht kennt.

Die Ehrsucht haß ich noch ärger als Schlangen,
Und hätt' ich ein Mädchen von Englischer Pracht,
Und würd ich auch stündlich zum Schwager gemacht,
Ich wollte sie wol nicht gerichtlich belangen;
Ich spräche: Mein Engel, ach, zürne nur nicht!
Dieß sind ja die besten, wo jedermann bricht.

Das Hochzeitgedicht nach dem Johannes Secundus im zweyten Theil s. 925. wird selbst von dem ernsthaften Recensenten in den deutschen Actis Eruditorum, Th. CI. N°. VI. s. 346. als ein Meisterstük angepriesen. So ungemein schlüpferig, und manchmal derb die Bilder seyn mögen, so wahr und glühend ist überhaupt das Gemälde der sinnlichsten Wollust. Allzufrey aber ist es, als daß wir's hier aufstellen dürften. Mit solchen galanten Gedichten kontrastiren so viele geistliche Gesänge voll Wärme und Salbung, nur hie und da allzu gedehnt.

Nur noch folgende Proben von dem glüklichen Talente des Dichters: die Unschuld, sagt er in dem Lobgedicht auf den Grafen von Sporck, —

Die Unschuld ist das schönste Kleid;
Der Völker Heil, die reichste Krone,
Die klügste Staatskunst Billigkeit;
Die Gottesfurcht der Grund vom Throne.
Nicht der allein, der vom Codan
Bis an den Nil befehlen kann,
Ist bloß ein grosser Fürst auf Erden:
Wer Wahrheit liebt, den Menschen nüzt,
Sich selbst beherrscht, die Tugend schüzt,
Der ist schon werth gekrönt zuwerden.
Auf Musen, die Ihr alles könnt,
Und Zeit und Tod gefangen führet,
Brecht Blumen, die kein Reif verbrennt,
Holt Aeste, die kein Donner rühret,
Durchflechtet sie von Hand zu Hand
Mit Aehren, Epheu, Amaranth
Um unsers Grafen Haar und Scheitel,
Und überzeugt den Neid damit,
Der sein Verdienst zu Boden tritt:
Nicht alles sey auf Erden eitel!

Voll angenehmer und rührender Bilder ist Th. I. s. 21. Das Lied, Erinnerung an die Jugendjahre:

Wo ist die Zeit, die goldne Zeit,
Wo sind die süssen Stunden,
Worinn ich von der Eitelkeit
Noch wenig Gram empfunden?
Ich war ein Kind, ich trieb mein Spiel,

Das selbst der Unschuld wol gefiel;
Und durft an keinem Morgen
Vor Kleid und Nahrung sorgen.

Die Einfalt gab mir Fried und Ruh,
Der Unverstand viel Glüke;
Es sezte mir kein Zweifel zu,
Viel minder Neid und Tücke;
Kein Ehrgeiz plagte Geist und Sinn;
Ich lebt in aller Hofnung hin,
Und fühlte kein Entzünden,
Noch unbekannte Sünden.

Ich schwör es, die Zufriedenheit
Der armen Christtagsbürde
War dort von gröſsrer Zärtlichkeit,
Als wenn ich Dohmherr würde.
Der Eindruk von derselben Lust
Erwacht mir noch in Mark und Brust,
So oft ich nur die Lehre
Des Weyhnachttextes höre.

Von Fabeln bey der Rockenzunft
Empfand ich mehr Vergnügen,
Als izt von Schlüssen der Vernunft,
In welchen Knotten liegen.
Ja wenn mir auf der Ofenbanck
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,
So schien die alte Grethe
Mein künstlicher Poete.

Ein Garten, den des Vaters Schweiß
Stets vor der Thauzeit nezte,
Versüßte mir den Bücherfleiß,
Womit er mich ergötzte.
Oft war ein Nest voll Vögel da:
Da klang ein frohes Heurika
Als dessen kaum geklungen,
Der aus dem Bad entsprungen.

Die Nachbarskinder liessen mir
Die Ehre, sie zulencken;
Da spielt' und lacht' und sprungen wir
Auf Rasen, Hügeln, Bänken.
Was dieser hört' und jener sah,
Das in der grossen Welt geschah:
Das sucht auch ich mit Vielen
Im Kleinen nachzuspielen.

Der Schweden Beyspiel wekt, einmal
In uns viel Andachtsflammen;
Wir knieten in gehäufter Zahl
Auch öffentlich zusammen.
Der Eifer war mehr Ernst als Schein
Und unser täglich Himmelschreyn
Hat etwan auch viel Plagen
Des Vaterlands verschlagen.

Wie ernstlich war ich dort ein Christ?
Wie brannt oft mein Verlangen,
Dich, der du unser Heiland bist,

Persönlich zu umfangen?
Wie freudig dacht' ich an den Tod?
Ach, Gott, gedenk einmal der Noth,
Vor die ich als ein Knabe,
Voraus gebethet habe.

Mit was für Liebe, Trost und Treu
Konnt' eins dem andern klagen,
Wenn etwan blinde Tyranney
Das Stiefkind hart geschlagen!
Wir stritten leicht; doch aller Streit
War stündliche Versöhnlichkeit,
Und von der Aeltern Gaben
Mußt jeder Etwas haben.

Izt lern' ich leider allzufrüh
Des Lebens Elend kennen;
Es ist doch nichts als Wind und Müh,
Wornach wir sehnlich rennen.
Es gaukeln Reichthum, Rang und Kunst,
Die Wollust macht nur blauen Dunst,
Und was wir so begehren,
Muß allzeit Reu gebähren.

Mein eignes Creuz ist überhaupt
Ein Bündtniß aller Schmerzen,
Und geht mir, weil es niemand glaubt,
Empfindlich tief zu Herzen.
Ach, Himmel, mindre meine Qual:

Wo nicht, so laß mich doch einmal
Nur Eine Gunst erwerben,
Und mehre sie zum Sterben!

Wir beschliessen mit Mauvillons Worten. „Günther, einer der guten Poeten in Deutschland, „ist mit groben Ausdrüken angefüllt. Leset seine „Ode auf das Glük, eines seiner besten Stüke. „Und ich möchte den Dichter wol fragen, in welchem verdächtigen Hause er diese Sprache gelernt „habe? Man vergleiche mit dieser Ode die Ode „des Rousseau, und bey viel geziemendern Ausdrüken wird man nicht weniger Energie finden. „Aber im deutschen läuft Alles unter einander, „das Ernste mit dem Poßierlichen; das Hohe mit „dem Kriechenden; das Prächtige mit dem Läppischen. Alle Ausdrüke sind da gleich gut; kein „Unterschied zwischen Prosa und Poesie; man „findet oft unter einem Duzent Verse, die pindarisch klingen, ein pöbelhaftes Sprüchwort.„

Christoph Friedrich Liscov.

Im J. 1739. erschien zu Frankfurt und Leipzig seine Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften. Von seiner Lebensgeschichte wissen wir nichts. Nachdem er mehrere Jahre in Hamburg zugebracht hatte, kam er im J. 1741. als Sekretär an den Hof zu Dresden. Ein dunkles Gerücht macht seine bürgerliche Ehre verdächtig. Ein anderes Gerücht sagt uns, daß, nachdem er durch seine Satiren den Philippi um allen Kredit gebracht, er ihn hernach mit Großmuth unterstüzt habe. Mit seinem Spote verfolgte Liscov nur die schlechten Scribenten seiner Zeit, einen Sievers, Philippi, Rodigast, Manzel, Hillige, Gottsched. Er verschonte andere Thoren. Die Dunsen nennte er alle mit Namen, und unerbittlich rieb er sie auf. Am meisten liebt er die Irone, und mit logischer Richtigkeit und Feinheit sezt er sie durch. Seine Schreibart hat eine seltene nachdrukvolle Kürze, feste, männliche Stärke, und einen Ton von Korrektheit, den keiner neben ihm erreicht hat.

Seine Satyren kamen zuerst einzeln heraus. Hernach wurden sie unter folgendem Titel zusammengedrukt:

Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften Frankf. und Leipzig. 1739. 8vo. s. 815. ohne die Vorrede, worin Liscov die Veranlassung zu seinen Satiren erzählt.

Sein erster Gegner ist Magister Sievers aus Lübeck, wo sein Vater Cantor war. Dieser hatte schon in seinem 21. Jahre eine Sammlung seiner Schriften in zwey Octavbänden herausgegeben, die ein elender Mischmasch war. Im J. 1732. gab er die Paßion mit läppischen Anmerkungen heraus. Weil sie in dem Hamburger Correspondenten kritisiert wurde, so ließ er einen trozigen Aufsaz dagegen in eben den Correspondenten einrüken, hielt Liscov für den Recensenten und sprach in allen Gesellschaften lästerlich von ihm. Darüber wurde Liscov aufgebracht, und schrieb in weniger als 24. Stunden: Kurze aber dabey deutliche und erbauliche Anmerkungen über die klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstöhrung der Stadt Jerusalem nach dem Geschmak des S. T. Hrn. M. Hier. Jac. Sievers verfertiget und als eine Zugabe zu dessen Anmerkungen über die Paßion ans Licht gestellet von X. r. Z. Rev. Minist. Cand. Frkf. und Leipz. 1732. 8vo. s. 45.

Die zweite Schrift gegen Sievers hat folgenden Titel 2. Vitrea Fracta, oder des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figüren, welche derselbe den 13. Jan. st. v. Anno

1732. auf einer gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen, aus dem Englischen ins Deutsche übersezt. Fkft. und Leipz. 1732. 8vo. Sievers wollte ein Naturforscher seyn, und wurde zu einem Mitgliede der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Berlin angenommen. Er irrete hernach beständig an den Ufern der Ostsee herum, und suchte Steine, die er in Kupfer stechen ließ, mit einem beygefügten lateinischen Briefchen. Liscoven gab besonders der Musicalische Stein zu dieser Satire Anlaß, den Sievers gefunden hatte, und welcher auf Verlangen des Königs von Polen nach Dresden in die Kunstkammer gekommen seyn soll. Liscov sagt, nach dem Kupfer zu urtheilen, müßte man just eines Cantors Sohn seyn, wenn man Noten darauf sehen sollte. Zu dieser Satire ließ er die Vitrea Fracta stechen, die er einst des Morgens beym Thee zeichnete. Der Makewind in der Satire ist Sivers. Sivers hatte den Liscov im St. Annen-Kloster auf öffentlicher Kanzel verflucht, und in den Abgrund der Höllen verdammt; auch gewisse Prediger wollten in seinen Anmerkungen über die Zerstöhrung von Jerusalem einen strafbaren Mißbrauch biblischer Redensarten bemerken; daher gab Liscov folgende Satire heraus.

3. Der sich selbst entdekende X. r. Z. oder L. c. s H-rm. n. B-km-rs.

Rev. Min. Cand. aufrichtige Anzeige der Ursa-

chen, die ihn bewogen, die Geschichte der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem mit kurzen Anmerkungen zu erläuteren, und diese Anmerkungen unter einem falschen Namen ans Licht zu stellen, zur Beruhigung und zum Trost des S. T. Hn. Mag. Sievers, in gleichem zu Rettung der Unschuld seiner Absichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen, zum Druck befördert. Leipzig 1733. 8vo s. 49.

Liscov borgte hier einen fremden Namen des Lucas Hermann Bakmeisters, eines Candidaten in Lübek, weil er sich in seinen Anmerkungen als einen Candidaten ausgegeben hatte. Der zweyte Gelehrte, wider den Liscov auszog, war Philippi, Professor der Beredsamkeit in Halle. Dieser hatte sechs deutsche Reden über allerhand auserlesene Fälle, zu Leipzig 1732, 8vo druken lassen. Liscov wurde ermuntert gegen ihn zu schreiben, und dieses that er in folgender Satyre:

4. Briontes der jüngere, oder Lobrede auf den Hochedelgebornen und Hochgelahrten Herren D. Joh. Ernst Philippi, öffentlichen Professoren der Deutschen Beredsamkeit, gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland, von einem unwürdigen Mitglied dieser zahlreichen Gesellschaft 1732. 8vo 64. s.

Philippi wurde durch diesen Auszug gegen seine lächerliche Beredsamkeit sehr aufgebracht, zumahl

da seine Zuhörer den Briontes mit ins Collegium brachten und einander in seiner Gegenwart ganze Stellen daraus vorlasen. Er glaubte, Gottsched hätte diese Satire gemacht, und sezte eine heftige Schrift gegen ihn auf, die er wurde haben druken lassen, wenn ihn nicht Gottsched in einem Schreiben eines besseren belehrt hätte.

Philippi wollte seine Ehre gegen seinen unbekannten Feind retten, und schrieb 1732. seine sieben neuen Versuche in der deutschen Beredsamkeit, und die Schrift: gleiche Brüder, gleiche Kappen; er konnte aber zu den Versuchen keinen Verleger finden. Das Vornehmste hat er daraus in die Vorrede zu seinem Windbeutel, und in seinen moralischen Bildnissen, mit welchen er die Maximen der Marquise de Sablé erläutert hat, angebracht. Die Handschrift gerieth Liscovs Freunden in die Hände, die ihm einen vollständigen Auszug aus den Kappen, und eine Abschrift von dem ersten der sieben Versuche, der wider die Gesellschaft der kleinen Geister gerichtet war, zuschikten. Er entschloß sich beydes druken zu lassen und zu beantworten.

Weil man Liscoven, wegen seiner Satiren den Vorwurf der Religionsspötterey machte, so gab er 1733. heraus:

Unpartheyische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satire Briontes, der Jüngere, mit

entsezlichen Religions-Spöttereyen angefüllt und eine strafbare Schrift sey? Bey welcher Gelegenheit zugleich augenscheinlich gezeigt wird, daß der Herr Professor Philippi die Schrift: gleiche Brüder, gleiche Kappen, unmöglich gemacht haben können. — Leipzig 1733. 8vo s. 141.

Hierein rückte Liscov den ihm zu geschickten Auszug aus Philippi damahls noch ungedrukten Kappen ein, und bewies, daß diese Schrift höchst albern sey, und nicht von Philippi herstammen könne. Allein Philippi erkannte das Werkgen öffentlich als seine Arbeit, und ließ es 1735. als einen Anhang zu seinem Buche, Cicero ein grosser Windbeutel, drücken. Liscov, ließ hierauf die Rede des Philippi an die Gesellschaft der kleinen Geister, wovon er eine Abschrift erhalten hatte, druken, unter dem Titel: Stand- oder Antrittsrede, welche der S. T. H. D. Joh. Ernst Philippi, öffentlicher Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle, den 21. December 1732. in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten, samt der ihm darauf im Namen der ganzen löblichen Gesellschaft der kleinen Geister von dem S. T. Herrn B. G. R. S. F. M. als Aeltesten der Gesellschaft gewordenen höflichen Antwort, auf Befehl und Kosten der Gesellschaft der kleinen Geister zum Druk beförderet. Exequias Philippo quivi commodum est ire, jam tempus est, ollus,

defertur. 1733. 8vo f. 72. Diese Satire ist die giftigste Schrift, welche Liscov gegen Philippi gemacht hat. Weil Philippi noch zwey Schriften druken lassen, nämlich, erstlich die Thüringische Historie, worin er dem Churhause Sachsen die Bißthümer Merseburg und Naumburg gänzlich abgesprochen; und den Mathematischen Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt; so wurde Liscov ersucht, den Philippi der ersten wegen zu züchtigen, und dieses that er in der Beantwortung der Philippischen Anrede an die Gesellschaft der kleinen Geister, und dessen mathematischer Versuch mußte bey der Gelegenheit mit an den Tanz. Um diese Zeit spielte man dem Philippi einen Streich, den er sich nicht versehen hatte. Er war in ein reiches und junges Frauenzimmer in Leipzig verliebt gewesen, und hatte ihr zu Ehren ein Schäfergedicht gemacht, welches die Frau von Ziegler in Verwahrung hatte, und sehr geheim hielt. Es wurde aber doch nach Lübeck an Liscov geschickt, der es

Sottises champetres nannte, eine Vorrede dazu schrieb, und es nach Hamburg schickte, woselbst es gedruckt wurde.

Im J. 1734. gab Philippi eine Uebersezung der Maximes de la Marquise de Sablé heraus, die er mit 366. moralischen Bildnissen erläuterte. Diese Uebersezung ward im Hamburger Correspondenten

sehr verächtlich beurtheilt, darüber beschwerte sich Philippi in einem Brief an den Magistrat zu Hamburg, den er drucken ließ. Weil er nun nicht ruhig seyn wollte, suchte ihm Liscov den Rest zu geben, und schrieb:

Den glaubwürdigen Bericht eines Medici von dem Zustande, in welchem er den Herrn Prof. Philippi den 20. Jun. 1734. angetroffen.

In diesem Berichte wird Philippi redend eingeführt, er muß seine Fehler bereuen, seine Schriften verfluchen und alles Böse von seiner Uebersezung sagen. In der Vorrede sagt Liscov: Philippi sey den 21. Jun. wirklich gestorben, welches falsch war, aber um diese Zeit hatte Philippi von zwey Officieren in einem Wirthshause zu Halle Prügel bekommen, daß man ihn hatte müssen nach Hause tragen.

Dieses war die Begebenheit, welche Liscoven veranlaßte, seiner Satire die Wendung zu geben, die sie erhalten hat. Philippi protestirte gegen seinen ausgesprengten Tod, und zeigte, daß er noch lebte; in der Schrift der geheimen patriotischen Assemblee anderweitiges Bedenken an den Herrn Profes. Philippi: dagegen schrieb Liscov:

Bescheidne Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Herrn Prof. Philippi wider die Nachricht von dessen Tode gemacht haben. 1735. 8vo.

Auf diese Schrift hat Philippi weislich nicht geantwortet.

Die Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen von ***. 1734. 8vo von 110. s.

Diese Satire ist gegen niemand insbesonder gerichtet. Liscov versprach sie in dem Schreiben des Ritters Clifton; er sagt selbst, sie hätte unter allen seinen Satiren den besten Abgang gehabt. Der Rath Riedel schrieb einst von Liscov. „Sein „Leben ist so sonderbar, als seine Schriften. „Die lezten könnten bey einer neuen Auflage mit „einigen noch ungedruckten Stücken, z. E. einem „Heldengedichte auf Sievers, dem auf der Kanzel ein Unglück begegnet war, vermehret werden; und das Erste werde ich in einer besonderen Schrift erzählen, wenn ich zu den Nachrichten, die ich schon habe, noch einige wenige „erhalte, die mir fehlen. „ *)

Leyder hat Riedel die Schrift nicht geliefert. Wir enden mit einigen Stellen aus Liscovs Schriften, die hinreichen, seinen Geist und Vortrag zu charakterisiren. Wie nachdrücklich rechtfertigt er nicht in der Vorrede den Gebrauch der juvenalischen Geisel?

„Was

*) Riedels Briefe über das Publikum. s. 121.

„ Was habe ich denn gethan, spricht er. Ich
„ habe einigen elenden Scribenten im Lachen die
„ Wahrheit gesagt. Sollte dieses eine so grosse
„ Sünde seyn? Ich will es glauben, wenn man
„ mir erst wird bewiesen haben, daß Gott diese
„ Art Menschen in seinen besondern Schuz genoh-
„ men, und ihnen die Freyheit gegeben habe, die
„ Welt durch ihre alberne Schriften zu quälen, oh-
„ ne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten,
„ auch zu dem unerträglichsten Schmierer zu sagen:
„ Was machst du? Man sage mir nicht, daß ein Christ
„ auch einen solchen Schmierer mit Gedult tragen
„ müßte: Denn die christliche Gedult verbindet
„ uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen,
„ ohne Sünde, Flöhe: Wir schlagen die Mücke
„ todt: Wir vertilgen die Fliegen. Warum wollte
„ man sich denn ein Gewissen machen, das gelehrte
„ Ungeziefer auszurotten? Diejenigen, welche ein
„ so dickes Fell haben, daß sie die Bisse dieses
„ Ungeziefers nicht fühlen, die sind glüklich; allein
„ es stehet ihnen übel an, daß sie die Empfindlich-
„ keit anderer verdammen, welche die Natur mit
„ einer zarten Haut versehen hat. Es wäre zu
„ wünschen, daß man noch empfindlicher wäre,
„ und sich mehr Mühe gäbe, die Welt von diesem
„ Ungeziefer zu befreyen. Es nimmt von Jahr zu
„ Jahr zu; und ich weiß nicht, wo es damit end-
„ lich hinaus will? Die greuliche Menge der elen-

„ den Scribenten ist eben so geschikt, eine Bar-
„ barey einzuführen, als ein Schwarm von Ost-
„ und West-Gothen. „

Da Liscov heut zu Tage weniger gelesen wird, als er gelesen zu werden verdienet, und da uns ein solcher Satyriker wieder eben so nöthig zu seyn scheint, als ers seinen Zeiten gewesen, so lasse ich mich die Mühe nicht dauren, in einem Auszug Etwas von seinen Schriften mitzutheilen. Ich schlage das fünfte Stük auf, in welchem untersucht wird: „ Ob die bekannte Satyre, Briontes der
„ jüngere, mit Religionsspöttereyen angefüllt,
„ und eine strafbare Schrift sey? „

Der Verfasser zeigt anfangs, daß Satyren den meisten mißfallen. „ Obgleich die satyrischen Ein-
„ fälle, sagt er, küzeln, und zum Lachen gleichsam
„ zwingen, so geht doch dieses Lachen den meisten
„ eben so wenig von Herzen, als dasjenige, so
„ durch leibliche Küzlung verursacht wird. Alle-
„ mal ist sie mit heimlichen Schmerzen begleitet.

„ In Ansehung des Verstandes gönnt keiner dem
„ andern den Vorzug. Man glaubt, daß sich der
„ Satyriker vor andern aus klug dünke, und
„ darum empört er.

„ Natürlich ist es, daß derjenige, der in einer
„ Satyre angegriffen wird, einen grössern An-
„ hang findet, als derjenige, der sie geschrieben
„ hat. Dieser ist ein gemeiner Feind, und jener

„ ein bedrängtes Brüdergen. — Wenn nur das
„ kleineste Ferkel seine Noth durch ein klägliches
„ Geschrey bekannt macht, so grunzet die ganze
„ Heerde, und eilet dem nothleidenden Gliede zu
„ Hilfe. Thun dieses nun unvernünftige Thiere,
„ was werden Menschen nicht thun? Und sollten
„ also wohl die Thoren einen von ihrem Orden hilf-
„ los lassen, wenn er belacht wird?

„ Der Satyriker wird gar bald als Religions-
„ spötter ausgeschrien werden. Wenn die Leute
„ nicht wissen, wo sie sich hinwenden sollen, so
„ fassen sie aus Verzweiflung die Hörner des Altars.
„ Ich kan nicht anders, als einen so klugen Ent-
„ schluß loben. Es findt sich selten ein Benaja,
„ der das Herz hätte, auch in dem Heiligthum
„ einem solchen Stümper den Kopf abzureissen,
„ und dieser findet gemeiniglich Schuz.

„ . . . . Superi vetuere necari.

Ovid.

„ Solche ängstliche Seelen würden, meiner
„ Meinung nach, klüglich handeln, wenn sie gar
„ keine Satyren lesen, oder doch wenigstens durch
„ ein unbesonnenes Urtheil ihre Schwäche nicht
„ verriethen. Die Schwachen, Einfältigen und
„ Blöden müssen sich an ihren Kubach halten,
„ und die Schwehrmüthigen werden in Wudrians
„ Kreuzschule, und in der Betrachtung der vier
„ lezten Dinge mehr Trost und Erquikung finden.

Bibliotheca Possoniensis

„ Vergleichung des Grossen mit Kleinem, des
„ Würdigen mit Unwürdigem sind darum nicht
„ profan. — Die Apostel Petrus und Paulus sa-
„ gen, des Menschen Sohn werde kommen **als**
„ **ein Dieb in der Nacht.** Diese Vergleichung
„ lesen wir ohne Aergerniß. Warum? Weil die
„ Aehnlichkeit, so die h. Urheber derselben zwischen
„ des Menschen Sohn und einem Diebe wahrneh-
„ men, nur die unvermuthete Ankunft, und nicht
„ eine Eigenschaft eines Diebs betrift, der ihn
„ just zum Diebe macht. Ein Dieb ist darum kein
„ Dieb, weil er unangemeldet kömmt.

„ Thörigt ist es, wenn gestriegelte Scribenten
„ die Obrigkeit anruffen. Die Obrigkeit ist schul-
„ dig in allen Stüken vor das wahre Beste ihrer
„ Unterthanen zu sorgen: Aber sie kömmt, wo sie
„ klug ist, den thörigten Begierden derselben nicht
„ nicht zu Hilfe. Sie sorget wohl vor die Ge-
„ sundheit ihrer Unterthanen, aber sie ist nicht
„ schuldig, ihnen gute Schminke zu verschaffen.
„ Sie bessert die Wege aus, zum Besten der Rei-
„ senden: aber nimmer erstrekt sich ihre Vorsorge
„ so weit, daß sie sich bemühen sollte, die Luft-
„ schiffe zur Vollkommenheit zu bringen, um ge-
„ wissen Gecken den Weg nach dem Mond zu
„ bahnen.

„ Die Gelehrten müssen ihre Händel, die sie
„ mit einander haben, unter sich ausmachen. Die

„ Obrigkeit mischt sich nicht darein; es sey dann,
„ daß es, wenn es zwischen ihnen von Worten zu
„ Schlägen kömmt, nöthig sey, Frieden zu gebie-
„ then. So lange es nur darauf ankömmt, ob
„ eine Lehre wahr oder falsch, ob ein Buch gut
„ oder schlecht sey, sieht sie dem Streit gelassen zu,
„ und masset sich keiner Erkenntniß darüber an.
„ Solche Streitigkeiten gehören vor die Obrigkeit
„ nicht. Sie lassen sich durch einen Machtspruch
„ nicht abthun, und sich in das Gezänk zu mengen,
„ das steht der Obrigkeit nicht an. So tief muß
„ sie sich nicht herunter lassen. Will man sagen,
„ die Obrigkeit könne doch beyden Partheyen das
„ Stillschweigen auflegen, so gebe ich zu, daß die-
„ ses ihr ein leichtes sey. Allein sie würde durch
„ ein solches Gebot alle Untersuchung der Wahr-
„ heit und alle Bestreitung des Irrthums aufheben,
„ das Aufnehmen der Wissenschaften hindern, die
„ Vernunft unterdrüken, den Irrthümmern und
„ Thorheiten Plaz machen, und bey niemand als
„ albernen und bösen Scribenten Dank verdienen.
„ Die könnten alsdenn in stolzer Sicherheit schmie-
„ ren, und würden alle Scham und Scheu beyseit
„ sezen und unerträglich haushalten.

„ Es bedeutet also nichts, wenn einige gar zu
„ mitleidige Personen sagen: Es sey zwar nicht zu
„ laugnen, daß den Gelehrten das Recht zustehe,
„ über die Schrifteu ihrer Brüder zu urtheilen,

„ und die darinn enthaltene Fehler und Irrthümer
„ anzuzeigen und zu wiederlegen: Allein man
„ müsse es doch so machen, daß derjenige, den
„ man tadelt, und wiederlegt, bey Ehren bleibe.

„ Ich begreiffe nicht, was man durch diese
„ Einschränkung haben will. Die Urtheile der
„ Gelehrten über unsere Schriften können uns zwar
„ bey der gelehrten Welt in Ansehn oder in Ver-
„ achtung bringen: Allein ordentlicher Weise haben
„ sie ausser der gelehrten Welt keine Würkung.
„ Unsere Ehre, die bürgerliche nämmlich, beruht
„ also nicht auf dem Werth unserer Schriften.

„ In der bürgerlichen Gesellschaft werden einige
„ Missethäter gezüchtigt zu ihrem eigenen Besten,
„ einige hergegen, ohne Absicht auf ihre eigene
„ Besserung, die nicht mehr zu hoeffn ist, andern
„ zum Schrecken gestraft und abgethan. Ein Ge-
„ lehrter muß also auch wol überlegen, ob der
„ Scribent, den er verurtheilen will, noch Hof-
„ nung der Besserung übrig lasse oder nicht, und
„ darnach die Strafe, die er ihm zuerkennt, mil-
„ dern oder schärfen.

„ Ich gebe demnach zu, daß ein Gelehrter nicht
„ gleich hinter alle Scribenten, die eine Züchtigung
„ verdienen, mit Staupen-Schlägen und Landes-
„ verweisung oder gar mit dem Schwert her seyn
„ müsse. — Ein verworrner Kopf hingegen, der
„ mit dem grössesten Troz in der gelehrten Welt

„ auftritt und mit einer unerträglichen Verwegen-
„ heit der gesunden Vernunft und dem guten Ge-
„ schmak den Krieg ankündigt, und dabey so stolz
„ und aufgeblasen ist, daß er seine portenta und
„ ungeheure Grillen vor herrliche Einfälle, und alle
„ Welt vor so dumm hält, daß sie ihm auf sein
„ Wort glauben werde, er sey ein grosser Redner
„ und Poet, kan keineswegs über Unrecht klagen,
„ wenn man Stand-Recht über ihn hält, ihn
„ zum Tode verurtheilt, und durch eine scharfe Sa-
„ tyre, andern zum Abscheu, und zu Verhinderung
„ alles Unfugs, den er durch sein böses Exempel an-
„ richten könnte, aus dem Lande der Gelehrten ver-
„ tilget und also die beleydigte Vernunft rächet. —
„ Es ist leichter, daß ein Cameel durch ein Nadel-
„ öhr gehe, als daß ein Schwärmer klug werde.
„ Was ist nun mit solchen Leuten anzufangen? Soll
„ man sie wüten lassen? Das wäre was schönes vor
„ sie. Allein was würde endlich daraus werden? Ih-
„ re Thorheit ist ansteckend, und junge Leute, deren
„ Verstand noch nicht zu seiner Reife gelangt ist,
„ sind leicht zu verführen.

„ Der Tadel, wirft man ein, sollte ohne Stachel
„ und Spott seyn: Wir antworten: Ein jeder müsse
„ in diesem Fall seinem Naturel folgen. Wer so ge-
„ sinnet ist, daß er zum Lachen spricht, du bist toll,
„ und zur Freude, was machest du? der enthalte
„ sich des Scherzens: Aber er richte nicht seinen Bru-

„ der, der in seiner Einfalt glaubt, daß beydes La-
„ chen und Weinen seine Zeit habe. — Was wür-
„ den sie sagen, meine weisen, ernsthaften Herren,
„ wenn wir uns die Freyheit nehmen wollten,
„ Ihnen ihr ängstliches Gewinsel und sauertöpfisches
„ Poltern mit eben dem Troz zu untersagen, mit
„ welchem Sie uns das Lachen verbiethen? Wir
„ thun es nicht; und Sie können sich also, wo
„ es Ihnen gefällt, aus dem Exempel der Unweisen
„ erbauen. Können Sie es denn unmöglich mit
„ Gedult ansehn, daß wir lustig sind, wenn Sie
„ sich das Herz abfressen? Oder meynen Sie,
„ daß ihr Jammer werde versüßt werden, wenn
„ wir eben die Qual empfinden, die Sie sich selbst
„ machen? So denken die gefallenen und unseli-
„ gen Geister.

„ Uns scheint eine Satyre zu Bestreitung der
„ Irrthümer und Thorheiten eben so geschikt, als
„ eine ernsthafte Schrift. Die Satyre ist eigent-
„ lich nichts anders als eine Deductio ad absurdum,
„ und folglich ein erlaubtes und kräftiges Mittel,
„ die Thoren einzutreiben.

„ Einige Thorheiten verdienen keine ernsthafte
„ Bestreitung. Wenn sich ein Wolf in einer ge-
„ wissen Gegend sehn läßt, in die Heerden fällt,
„ und nicht nur die Schäfer betrübet, sondern auch
„ dem Landmann Schaden zufügt, so versammeln
„ sich die Bauren, die Jäger werden aufgebotten,

„ und man verfolgt das Unthier, bis man es erlegt
„ hat: Allein wenn zur Sommerszeit, cum calet
„ maxime, eine Menge von Fliegen und Mücken
„ das Land überschwemmt und die Menschen quälet,
„ so macht man so viele Weitläufigkeiten nicht. Der
„ Bauer greift darum nicht zu seiner Mistgabel:
„ Der Jäger ladet sein Gewehr nicht. Der ganze
„ Schwarm des Ungezeifers ist nicht einen Schuß
„ Pulver wehrt; sondern man braucht nur die
„ Fliegen = Klappe.

„ Die Satyren glaubt man darum verwerflich,
„ weil sie die Thoren erbittern. Allein, wo dieser
„ Schluß richtig ist, sa muß man die Wahrheit
„ gar aus der Welt verbannen; denn diese ist den
„ Thoren allemal bitter. „

Das wenige, was wir bisher angeführt haben, ist hinreichend, uns zu überzeugen, daß Liscov sein Privilegium die Thoren zu satyrisiren in dem ganzen Umfang gekennt habe, und die launigte, schalkhafte Art, womit er von diesem Privilegium Gebrauch macht, läßt keinen Zweifel, daß er nicht die furchtbarste Geissel für jeden Schriftsteller ohne Geist und Geschmak gewesen.

Samuel Gotthold Lange

und seine Gattin

Anna Dorothea Gnügen. *)

Samuel Gotthold Lange ward gebohren zu Halle 1711. Sein Vater war der Professor Joachim Lange, berühmt durch seine Streitschriften gegen Wolfen. Im J. 1737. wurde er Prediger zu Laublingen unweit Halle, und in der Folge zugleich Inspector der Kirchen und Schulen im Saalkreise. Er starb im J. 1781.

Seine gelehrte Laufbahn eröffnete er im J. 1737, und zwar sehr wenig poetisch, durch eine vollständige Sammlung aller Langischen und Wolfischen Streitschriften. Seine ersten dichterischen Versuche machte er in einer Gesellschaft von Freunden zu Halle. Von dem Gottschedischen Geschmack brachte ihn sein Pyra zurück. Seine ersten Gedichte erschienen in der Sammlung von Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern, Zürch 1745, und vermehrt in Halle 1749. Die Gedichte, die Damons Namen tragen, rühren von ihm her.

*) Schmids Nekrolog und Langens Denkmal seiner Gattin, Halle 1765.

Es sind nur sechs Oden, in der Geschichte unsrer lyrischen Dichtkunst um so viel merkwürdiger, weil sie zu einer Zeit erschienen, wo die Deutschen den Begrif einer Ode ganz verloren hatten, und nunmehr durch Langens Kopirung römischer Sylbenmaasse und Bilder auf einmal ihren Begrif von dieser Dichtart erhöhten und erweiterten. Schade, daß der Dichter selten ein Ganzes, ohne Einmischung von bald niedrigen, bald schwülstigen Ausdrücken hervorbringt!

Im J. 1746. wagte er sich an eine Uebersezung der Psalmen, die aber weder so getreu noch so erhaben, als das Original ist. Sie ist Breitingern in Zürch zugeeignet, und mit einer Vorrede von Sieg. Jac. Baumgarten begleitet. Diese Psalmen sind grossentheils in Reimen verfaßt, aber in verschiedene Sylbenmaasse gezwungen. „Das „Sylbenmaaß, schreibt der Uebersetzer in der Ein„leitung, thut viel, es drucket den Affekt aus. „Insbesondere können Oden nicht besser als „durch Oden übersetzt werden. Das Feuer, der „Schwung, die Kürze sind ihnen so eigen, daß „sie in aller andern Art zu übersetzen etwas ver„lieren. Man kann eher den Homer und Mil„ton ohne Verse übersetzen, als den Horaz und „Pindar. Selbst die längern Verse der Helden„gedichte kommen den prosaischen Ausdrücken nä„her, als die Ode, die durch das Aeusserliche

„ der kurzen Zeilen, und der dem Affekt gemässen „ Abänderung des Sylbenmaasses sich von allen „ andern Gedichten so wol unterscheidet, als durch „ das Feuer und die Erhabenheit der Gedanken. „ So gemein heut zu Tage solche Wahrheiten sind, so neu waren sie damahls.

In gleichem J. 1746. erschienen zu Berlin die freundschaftlichen Briefe in Prosa, ein Briefwechsel zwischen Lange, seiner Gattin, Gleim, Sulzer, Waser, Kleist, Naumann. Sulzer war Herausgeber desselben. Es sind mehr Fragmente von Briefen, als Briefe, meistens in leichter, nur zuweilen etwas tändelnden Schreibart.

An der Wochenschrift der Gesellige, die Meyer im J. 1747. zu Halle herausgab, hatte Lange beträchtlichen Antheil.

Sein vornehmstes Werk in der lyrischen Poesie waren die horazischen Oden. Meyer gab sie im J. 1747. zu Halle heraus, mit einer Vorrede von dem Werth der Reimen. Hie und da sind Horazens Bilder gut nachgeahmt, die Sprache aber ist ungleich. Immer indeß trug der Dichter viel bey, daß das Publikum von der gedankenlosen Reimerey der Gottschedianer allmählich zurück kam. Er und Pyra waren die Ersten, welche unser Ohr an claßisches Sylbenmaaß, und unsere Sprache an römische und griechische Inversionen und Zusammensetzungen gewöhnten.

Schon Ends des XVIten Jahrhunderts hatte auch die französische Dichtkunst eine ähnliche Epoche, jedoch ohne ähnliche Folgen, erfahren. Was Pyra und Lange für die deutsche Sprache geworden, das hatten du Bellay, Ronsard, de Bayf gesucht, für die ihrige zu werden. Und warum nicht mit gleichem Erfolge? Bey Verpflanzung der Gräcismen und Latinismen mäßigten sie sich allzu wenig; allzu wenig zogen sie den Grund und Boden ihrer eignen Sprache zu Rathe; aus Mangel an Artikeln, Geschlechtern und Endungen, aus Mangel an mannigfaltigen Lauten konnte sich die französische Sprache niemals so gut als die Deutsche zu den vielseitigen Formen der Griechischen entfalten. Die Uebertreibungen des Ronsards, und seine öftere Vermischung des Schwülstigen mit dem Niedrigen, kurz, seine Fehler waren Ursache, daß man auch seine Tugenden nicht achtete. Joh. Anton de Bayf und Niklaus Rapin, ja auch schon vorher Jodelle versuchten alles Mögliche, um ihre Landsleute an die reimlosen, griechischen und römischen Versarten zu gewöhnen, allein je unglücklicher ihre Versuche waren, desto mehr schreckten sie die Nachwelt von ähnlichem Versuch ab. — Doch wir kehren zu Langen zurück.

Seine Oden sind theils dem Lobe Gottes, theils Friedrichs Siegen, theils den Freunden des Verfassers gewiedmet. Aus der Ode an seinen König nur folgende Strophe zum Beyspiel:

Rings um uns glänzte dein Schwerdt den
stolzen Feinden entgegen;
Vor dir warf donnernder Blitz die Keile;
hinter dir deckte
Mit dem beschattenden Flug die sichre Ruhe
dein Land;
Dies hörte nur den Sichelklang!
Aus dem Wunsche des Weisen:
Gott untergab das Schicksal der Tugend,
Sie trägt mit Riesenschultern das Uebel,
Ihr Fuß berührt und schmücket die Wüsten
mit Blumen aus.

Im Anhang sind Gedichte von seiner Gattin. Ihre Ode an J. C. Hessen hat einen höchst lyrischen Plan: Beschreibung der Lasterhaften Vorwelt, die in der Sündflut zerstört wird. Die Sündflut erzeugt neue Gebirge, den Wohnsitz eines bessern Menschengeschlechtes.

Dort welzte sich durch Schwemmung gewaltiger Fluthen
Ein mächtig Gebirg und wuchs, die Wolken durchbohrend.
Ein finsteres Thal schien in den Abgrund zu stürzen.
So ward die Alpenreiche Schweiz.
Sie bildete sich, als sollten die Riesen da wohnen.
Voll Ehrfurcht erblickt der Wanderer Berge in Wolken.

Und unter dem Trit der Gemsen donnernde
Wetter,
Und Waldungen in hoher Luft.
Vom hangenden Fels, von schwindelnder
Höhe herunter
Erschallet der Lärm der blöckend hüpfender
Lämmer,
Und blöckender Ruf der schwer beleibeten
Küh'n,
Die das gespannte Eiter drängt.
Das Brüllen der Rinder mischet sich mit dem
Geläute
Der Glocken. Es eilt die Dirne mit dem
Gefässe
Voll schäumender Milch. Die Unschuld färbt
ihre Wangen,
Wenn sie den treuen Hirten sieht.
Er scherzet mit ihr und folget langsam der
Heerde,
Und giebt ihr den Strauß, den er für sie
nur gebunden,
Und den er so lang am Huth, stolzirend ge-
tragen,
Und sie steckt ihn an ihre Brust.
Ein andrer sitzt auf vergüldeter Spitze des
Berges
Und bläset voll Ruh auf dem gekrümmeten
Horne;

Tief unter ihm schießt und fällt, mit brau-
sendem Brüllen,
Der Strom aus ewgem Eis heraus.
Der rauschende Sturz, das Echo vom Spie-
le des Hirten,
Der frohe Gesang des nie gestörten Ge-
fieders,
Die Aussicht von Bergen, die, wie steinerne
Wogen,
Unordentlich und drohend stehn,
Dies alles bestürzt, ergözt und reizet den
Wandrer;
Erstaunet sieht er Natur mit Wundern ge-
schäftig;
Er preiset zugleich der Völker güldene Frey-
heit,
Und ihre Treu und Dapferkeit.
Was hat dich, o Freund, solch Land zu
verlassen bewogen?
Dein standhafter Muth trieb dich in fernere
Reiche,
Dein jugendlich Herz durch die Erfahrung zu
lehren,
Du reisetest der Tugend nach.
Wie mütterlich hat dich Tugend und Weis-
heit geführet!
Sie trieben den Sturm der eiteln Lüste zu-
rücke,

Sie haben dein Herz in seiner Unschuld bewahret,
Wie Pallas einst den Telemach.
Vergiß nie des Orts, den Freundschaft und Treue bewahren,
Erinnre dich stets des Hügels, den du betreten,
Den Sulzer besucht, und sprich in müßigen Stunden
Von Damon und von Doris oft.

Lange und seine Gattin führten in der ländlichen Einsamkeit ein wirklich arcadisches Leben, und ausser ihren Berlinerfreunden, hatten sie auch Besuche von einigen der edelsten Söhnen Helvetiens, besonders von Sulzer und Hirzeln: Kein Wunder also, daß sie mit so viel Wärme die Glückseligkeit Helvetiens erhoben. Wie zärtlich sie Hirzeln liebeten, beweisen verschiedene Gedichte und Briefe an ihn, von welchen ich das Eine und Andere hier einrücken will.

Als Hirzel im September 1746. von Laublingen verreisete, schickte ihm Lange folgendes Gedicht nach:

Mein Hirzel, als des Wages schnelles Rollen,
Als dich der dürre Staub und krumme Weg
Dem sehnlich nachgeschickten Blick entriß,

Bemahlte mein' und meiner Doris Wangen
Die Traurigkeit mit ihren finstern Zügen,
Der kleine Hylas wäinte bittere Thränen.
Ich darf noch nicht das grüne Thal besuchen,
Den Garten, wo du dich mit mir ergingst;
Auch meid ich jene Büsch' und nahe Bache,
Wo wir zulezt am stillen Abend scherzten,
Wo Doris dich mit grünen Zweigen krönte.
Wie gar zu still sind mir die halben Nächte,
Die ohne dich nunmehr zurücke kommen!
Ich fühle, wie durch Diamanten = Bande
Mein Herz mit deinem fest verbunden ist.
Ich folge willig dem gewaltgen Zuge,
Mit welchem mich die Freundschaft zu dir reißt.
Ich bin bey dir auch in dem fernen Potsdam,
Und du bist auch in dem dir wehrten Orte,
Wo Damon, Doris und wo Hylas wohnen.
Nie werden wir getrennet und entfernet.
Mir deucht, die Leyer spielet von sich selbst.
Wie willig folget doch der Darm den Griffen,
Wenn ich von dir, o treuer Daphnis, singe,
So wie ich sonst von meinem Pyra spielte.
Ja, diese lindert meinen schwarzen Kummer,
Den mir, o seltner Freund, dein Abscheid macht.
Und grämmst du dich, daß du nicht bey mir bist,
So greiffe nur zu deiner Leßbschen Leyer,
Und singe, was dir Freundschaft eingeblasen,
Und spiel' und dicht' ein Lied an Damon, Doris!

Auch folgendes Gedicht an Hirzeln vom 20ten October 1746. verdienet aufbehalten zu werden.

Mein Hirzel, den ein gütiges Geschick
Mir gab, der du mir gegenwärtig bist,
Wenn ich mit meiner Doris freundlich scherze,
Und wenn ich einsam in den Garten geh.
Was machst du izt? Und wenn du von dem Lager
Des Kranken, den dein Angesicht erquickt,
Zurücke kömmst, denkst du auch dann an Damon,
Der dich niemals aus den Gedanken läßt!
Ich segne dich im Geist zu ieder Stunde,
Und halte viel von mir, weil du mich liebst,
Und Doris, die gern spricht, wenn ich gern höre,
Spricht lobend oft, doch nie genug von dir.
O welchen Trost giebt Freundschaft einem Herzen!
Sie macht die Bitterkeit des Lebens süß.
Ich bin gewiß, Gott ist auf mich nicht zornig,
So lange mich ein Herz, wie deines, ehrt.
Entzieh mirs nicht! Und meine Doris lebe,
Und Hylas sey gesund, so fehlt mir nichts!
Es soll mich einst, wenn ich erblasse, trösten,
Daß du aus Treu um deinen Damon wäinst.
Denn du bist mir von Gott selbst ausersehn,
Was ich aus Redlichkeit an Thyrsis thu,
An mir mit gleicher Treu einst zu verrichten,
Und deiner Asche fehlt einst auch kein Freund.
Mein Hylas wächßt an zärtlich heissen Trieben

Der Freundschaft gegen dich voll Hoffnung auf,
Und wahrlich seine zitternd' ersten Töne
Erschallen bald von meines Daphnis Ruhm.
Unschuldig ahmt ers nach; wenn ich die Leyer
Ergreiffe; würdge du ihn deiner Gunst.
Ich führ' ihn an, und Er, soll dich besingen,
Wenn du mit mir in Davids Harfen singst.
Ein Musensohn, ein Kind von deinen Lenden
Besingt denn einst und lehrt die späte Welt,
Wer Hylas war. Es üben ihre Enkel
Wetteifernd dann den väterlichen Darm.

Aus einem Schreiben an Hirzeln vom 23. September 1746. nur folgende Stellen:

„ Mein allertheuerster Freund, haben Sie die „ Pallas nun gesehn? O wie glücklich sind Sie, „ daß Friedrich Ihnen öfters sichtbar wird! Ich „ möchte ihn gern einmal sehn. Als König habe „ ich ihn noch nicht erblickt. Ich stelle mir ihren „ Umgang mit dem theuren Kleist vor. Ich habe „ lezthin in ihrer Gesellschaft unsichtbar eine Pfeife „ Toback geraucht. Sie erzälten ihm eben von der „ zürcherschen, kritischen Gesellschaft, und er be„ zeigte Ihnen seine Hochachtung vor die beyden „ Kunstrichter. Der Druck meiner Oden geht so „ langsam fort, daß ich erst in vierzehn Tagen die „ Exemplare bekommen kann. Ich ärgere mich „ darüber. Meine Ode auf Herrn Haller kömmt

„ auch hinein, die sich also schließt: Erlaube mir
„ und Hirzeln Dir zu folgen. Die ich auf Sie
„ gemacht habe, soll zuerst in den andern Theil
„ kommen.

„ Sie haben in mir eine solche Neigung und
„ Freundschaft gegen Sie erweckt, welche mir viel
„ Ruhe und Vergnügen verschaft. Ich bin so
„ vergnügt, wie ein Geizhals, der einen Schaz
„ gefunden hat. Denn ob es mir gleich an recht-
„ schaffenen Freunden nicht fehlt, so wäre doch
„ die vortrefliche Gesellschaft ohne Sie sehr man-
„ gelhaft und unvollkommen gewesen. Behalten
„ Sie mir ja ihre Liebe und Freundschaft in ei-
„ ner rechten, starken Zärtlichkeit. — Da man in
„ Magdeburg des alten Emeriti Stelle mit seinem
„ Diaconus besetzt hat, so reflectirt man sehr stark
„ auf mich, das Diaconat zu besetzen. Die Sache
„ muß in vier Wochen sich ausweisen. Werde ich
„ aber den Ort verlassen können, wo Pyra gesef-
„ sen, wo er gesungen? Wahrlich ohne Bewegung
„ wird es nicht abgehn. Dieses wird mir reiche
„ Materie zu neuen Horazischen Oden geben.
„ Wenn ich nach Magdeburg gehe, so müssen Sie
„ mich daselbst besuchen. Wie gefällt es Ihnen
„ denn in Potsdam? Sind schon viele durch ihre
„ Hilfe in die vollkommene Glückseligkeit einge-
„ langt? Können Sie, liebster Herr Doctor, so
„ barbarisch seyn, die armen Leute in diesem Jam-

„ merthale lange seufzen zu lassen ? Ihr Micro-
„ scopium dienet mir sehr. Ich bin fast blind
„ darüber geworden. Doris und Ludolph sollen
„ Ihnen antworten. Doris, so bald Herr Hesse
„ weg ist; Ludolph, so bald die Aepfel und Nüs-
„ sen von den Bäumen sind : denn beyde sind
„ vor jede Person wichtige Abhaltungen. Wenn
„ Herr Hesse weg ist, sollen Sie auch von mir
„ Briefe erhalten, die des Postgeldes besser werth
„ sind als diese. Von Ihnen ist eine Müze zurück-
„ geblieben, die will ich behalten, und Ihnen eine
„ von meinen senden.„

An Eben denselben, den 5. November. 1746.

„ Von Ihnen fordere ich ein aufrichtiges, Hir-
„ zelsches Urtheil meiner Oden. Herr Sulzer
„ schreibt, es sey viel Schlechtes darinne, ohne
„ mir die Stellen zu nennen. Er meldet mir,
„ daß ein anderer Freund, den er nicht nennet,
„ Gleimen aber namentlich excipirt, geurtheilt
„ habe, die Welt würde schlecht davon urtheilen.
„ Herr Sulzer beschuldigt diejenigen der Schmei-
„ cheley, die das Gegentheil sagen. Doch muß
„ ich unterrichtet seyn. Er entschuldiget sich, des
„ nähern Unterrichts wegen, mit dem Mangel der
„ Zeit, und er hat zu viel zu thun, aber ich
„ möchte doch die Fehler gerne wissen, zu meiner
„ Besserung. Gehen Sie mit dem Herrn von
„ Kleist Alles durch; melden Sie mir bey jeder

„ Ode ihre Gedanken. Ich müßte nicht Damon
„ seyn, wenn ich den Tadel nicht leiden, und,
„ wenn er gründlich ist, nicht annemmen sollte.
„ Hier beweisen Sie mir eine Probe ihrer Treue
„ und Liebe. Wenn es wahr ist, daß solche Feh-
„ ler da sind, so müssen Sie sie sehen und mir
„ melden können. Theurer Freund, wir reden
„ täglich von Ihnen, und unsere Freundschaft,
„ stellt Sie uns immer so angenehm, so treu,
„ so offenherzig vor, als Sie wirklich sind. Ich
„ küsse Sie.

„ Nachsch. Möchte ich doch den freundschaftlichen
„ Kleist von Gesicht kennen! Grüssen Sie mir
„ diesen rechtschaffenen Mann, den die Tugenden
„ und Musen beglücken, und bald auch Friederich.
„ Vielleicht kommen meine Oden vor den König.
„ Ich habe sie dem Herrn General von Stille
„ übersendt. Wollte es der Herr von Kleist durch
„ seinen Freund thun, so wäre mir dieses lieber,
„ weil es von ihm herrührete. Ich will alsdenn
„ ein Exemplar senden. Es müßte nur eine Be-
„ kanntmachung seyn. Gleim will es durch Bie-
„ lefeld thun. Er will aber, ich soll Bielefelden
„ ein Exemplar senden; das mag ich nicht thun;
„ ich bin gegen Bielefelden zu stolz. „

An eben denselben, vom 23. December 1746.

„ Mein theuerster Daphnis, Sie dürfen nicht
„ fürchten, daß ihre redlichen Erinnerungen mir

„ zuwider wären. Nein, ich sehe immer mehr ihr
„ vortrefliches Herz. Ich komme nun nicht nach
„ Magdeburg, denn ich bin meiner Oden wegen
„ für einen unchristlichen Dichter ausgeschrien.
„ Es ist mir lieb, daß ich ein solcher Dichter bin,
„ und ich bleibe ruhig in Laublingen. „

An Ebendenselben den 5. May 1747. — — —

„ Ich habe dem Herrn General von Stille meine
„ Oden gesendet. Er hat mich eines langen Schrei-
„ bens, nebst einer weitläuftigen Kritik gewürdiget.
„ Ich habe ihm darauf geantwortet, und er hatte
„ mich sogleich zu sich eingeladen. Ich erschien,
„ und mußte zwey Tage da bleiben. Er hat mir
„ ungemeine Gnade erzeiget, auch auf ausnehmend
„ gute Art gegen andere von mir gesprochen. Ich
„ finde ihn als einen vortreflichen Herrn, dessen
„ Geschmak mit geringer Mühe auf die höchste
„ Verbesserung zu bringen ist. Er ist noch Etwas
„ an das Aeusserliche gebunden; er kann den Reim
„ noch nicht recht verläugnen; er hält ihn noch
„ vor eine den Deutschen nöthige Schönheit. Seit
„ seiner lezten Unterredung mit mir hat er etwas
„ Achtung vor den Reim verloren. Im Uebrigen
„ beurtheilt er einen Gedanken scharf und schreibt
„ selbst lebhaft, so wie er gründlich denkt. Ich
„ hoffe vor den guten Geschmak sehr viel Gutes
„ aus dieser Bekanntschaft. Er kennt Herrn Gleims
„ Gedichte. Ich wünschte, daß Herr Gleim alle

„ die Oden herausgelassen hätte, die nichts als ein
„ Martialisches Sinngedicht in Anacreontischer
„ Versart sind. Es ist nicht überall Poesie genug.
„ Ich bin im Stande, meine Gründe anzuführen,
„ und alle Oden anzuzeigen, die mir nur als Sinn=
„ gedichte vorkommen. Ich wollte mit Herrn G.
„ gerne ausführlich davon sprechen, in ihrer und
„ Kleistens Gesellschaft. „

An Ebendenselben den 26. Aprill 1748.

„ So oft ich betrachte, daß ich Sie nicht wieder
„ sehen werde, daß ich auch nie so glücklich seyn
„ werde, den theuren Bodmer, Breitingern und
„ Wasern in dieser Welt von Person kennnen zu=
„ lernen, so kann ich nicht umhin, über das Man=
„ gelhafte in den irrdischen Dingen mich zubekla=
„ gen. Denn wenn ich mir gleich eine angenehme
„ Chimäre mache, und in Gedanken nach Zürich
„ reise, so wache ich gar bald von diesem ange=
„ nehmen Traum auf, und falle in eine wehmüthi=
„ ge Empfindung zurück, die ich bey ihrem leztern
„ Hierseyn so sehr unterdrückt hatte, um ihrer
„ zärtlichen Schwehrmüthigkeit keine grössere Nah=
„ rung zugeben. Izt bey angehendem Frühjahr
„ besuche ich meinen Garten und den Busch, und
„ denke, daß ich einmal so glüklich gewesen bin,
„ Sie daherum geführet zu haben.

„ Unser Kleist hat durch mich Bekanntschaft mit
„ dem vortreflichen Herrn General von Stille

„ gemacht. Ihnen darf ich wol melden, was mir
„ dieser grosse Gönner unserm Kleist directe und
„ indirecté zu hinterbringen untersagt hat, nämlich
„ daß er an dem zeitlichen Glücke dieses edeln Gei-
„ stes mit gutem Fortgang arbeite. Ich halte es
„ vor ein grosses Theil meiner Glükseligkeit, wenn
„ ich zu dem Wol dieses Freundes Etwas beytra-
„ gen kann.

„ Unser Gleim ist in Halberstadt recht gut ver-
„ sorgt, und da er nur sechs Meilen von mir ist,
„ so habe ich diesen Trost, nach der Entfernung
„ des rechtschafenen Sulzers, daß ich einen Freund
„ wieder auf der Nähe habe. „

An eben denselben den 1. May 1749. „ Izo
„ ist Doris etwas unpäßlich, sonst würde sie nicht
„ unterlassen, an ihre liebe Gattin aufs neue zu-
„ schreiben. Die Zürcherfreunde sind mir an das
„ Herz gewachsen, und ich bin sehr oft bey Ihnen.
„ Was mich anbetrift, so habe ich auf den Tod
„ darnieder gelegen, allein izt bin ich völlig wieder
„ hergestellt worden. Wissen Sie, wie mir zu
„ Muth war, als ich starb, denn jeder hielt mich
„ vor verloren, wissen Sie, warum ich nicht starb?

Schon schwebte mein Geist im Reich der dämm-
rigen Schatten
Der Geisterwelt zu. Ich sah das blizende Licht
Des Milchstrichs schon nah. Ich sah den Schwan
und die Leyer.

Mit leichterm Flug stieg ich dem künftigen Sitz
Verwundernd und kühn, des Todes lachend, ent-
gegen.
Verächtlich sah' ich auf den verschwindenden Ball,
Der kaum noch zu sehn, mit sanftem Lächeln her-
nieder;
Da sah ich, wie Soun und Mond und Erde
verschwand.
Es eilte mein Blik dem neuen ewigen Schauplaz
Entgegen; ich flog mit ungeduldtiger Lust.
Ihr Freunde, da dacht' ich an Euch, da dacht
ich an Doris
Und Hylas, die ich zulezt noch wäinen gehört.
Wie schön ward mir da der so verächtliche Erdball?
Wie dunkel ward mir der Milchstrich, die Leyer,
der Schwan?
Ich eilte zurük zu Euch, Ihr rühmlichen Freunde,
Ich eilte zu dir, o Doris, zu Hylas zurück.
Wie könnt' ich so bald, so gern den Erdball ver-
lassen,
Der schön ist, weil er bey Euch mich in sich ent-
hält!

„ Der Gott der Freundschaft hat mich also ge-
„ rettet. Sie verlangen Nachricht von meinen Ar-
„ beiten, allein ich bin sehr faul. Alle Jahre zwey
„ oder drey Oden werden spät einen neuen Theil
„ horazischer Oden ausmachen. Wie freue ich mich
» über Ihr Glük in der Ehe; ich messe es nach dem

„ meinigen ab. Ich habe meine Doris nun ins
„ zwölfte Jahr, und wir würden uns noch heyra-
„ then, so beständig neu ist unsere Liebe. u. s. w. „

An Ebendenselben vom 1. Oct. 1750. „ Wie
„ angenehm ist es mir gewesen, daß Sie mir durch
„ Herrn Sulzer ein Schreiben nebst ihrem Gedicht
„ übersendt haben. Ich werde dieses Gedicht nicht
„ loben, weil Sie mein Freund sind, und weil es
„ sich selbst lobet. Ich wünsche Ihnen vielmehr
„ Glük, daß eine vergnügte, glückliche und gese-
„ nete Ehe Sie in der Munterkeit erhält, welche
„ einem Dichter so unentbehrlich ist. Da ich eben
„ dieses Glük geniesse, so weiß ich es zu schäzen.

„ Ich verlange von dem Befinden der Herrn
„ Bodmer und Breitinger einige Nachricht zuer-
„ halten. Diese beyden Männer werden mir nicht
„ aus dem ergebensten Andenken kommen. Denn
„ alles, was ich von Kenntniß des guten Geschma-
„ kes besize, habe ich ihnen zudanken. Ich ehre
„ sie daher als meine Väter im Apollo. Meine
„ Uebersezungen der Oden des Horaz sind unter der
„ Presse. Ich habe keinen Fleiß gespart, und es
„ ist keine Ode, die nicht drey oder viermal von
„ mir sey übersezt und noch mehrmal unter die
„ Feile genommen worden. Ich werde mit dem
„ Herrn Prof. Meyer ein Journal herausgeben,
„ welches insbesondere der Kritik wird gewiedmet
„ seyn. Wenn in Zürich ein hiezu gehöriger Auf-

„ satz ungedrukt liegt, so belieben Sie uns denselben einzusenden. — Unter den kleinen Begebenheiten ist diese vielleicht merkwirdig, daß die königl. Gesellschaft in Göttingen, ohne unser Denken, nebst mir auch meine Frau zu Ehrengliedern erwählt hat. Ich habe von Herrn Kramer und Schlegel, welche mich besucht, nicht ohne vieles Bauchschüttern und Lachen, die Geschichte ihres Besuches, den Sie bey dem Patriarchen der Dummheit abgelegt haben, erzählen hören. „

An Ebendenselben den 6. Aprill 1752. „ Sie haben sich recht sehr verdient gemacht durch die schöne Auflage des Frühlings und den Anhang Kleistischer Gedichte; und ihr eigenes Gedicht ist mir ein neuer Beweis ihrer poetischen Stärke und ihres guten Herzens. Ich kann nicht sagen, daß ihr Gedicht zu rauh wäre, denn mein Ohr ist nicht so zärtlich, einen Gedanken der Sprache aufzuopfern. Allein warum lassen Sie alles mit lateinischen Buchstaben druken? Man beschuldigt zwar die deutschen Buchstaben, daß sie gothisch gestaltet wären, doch dieß paßt nur auf die in Holland gebräuchlichen Buchstaben. Die unsrigen sind in der That nicht mehr gothisch, als die lateinischen, und da unsere Sprache eine eigne und uralte ist, so kömmt ihr auch das Recht zu, ihren Buchstaben eigene Gestalten zu-

„ geben. Ich kann auch aus eigener Erfahrung
„ sagen, daß die deutschen Lettern, weil ihre Stri-
„ che etwas stärker sind, besser vor die Augen sind.
„ Doch dieses alles ist nur meine Privatmeynung.

„ Endlich ist mein Horaz fertig, eine Arbeit,
„ die mir so mühsam geworden ist, daß ich oft
„ mitten im Werk habe abbrechen wollen, und ich
„ bin selbst nicht mit mir zufrieden, allein ehe ich
„ mit meiner Arbeit würde zufrieden worden seyn,
„ würde mich mein Tod überrascht haben, denn
„ ich hätte ohne Aufhören zu bessern gefunden.
„ Das Beste ist, daß ich bey der kritischen Welt
„ kein Quartier verlange, und aus einem begrün-
„ deten Tadel noch mehr lernen, den unbegründe-
„ deten aber entweder großmüthig übersehn oder
„ strafen kann. Der König hat meine Dedication
„ sehr gnädig aufgenommen, und mich eines Hand-
„ schreibens gewürdiget.

„ Wird bey Ihnen nicht etwa wieder eine Kritik
„ über die leztern Bücher der Meßiade heraus kom-
„ men, die der Kritik des Hr, Prof. Meyers eben
„ so begegnet, wie das erstemal? Ich kann nicht
„ läugnen, daß mir die Art, mit welcher man dem
„ Hr. Prof. Meyer recht hämisch begegnet, sehr
„ mißfallen hat.

„ Es ist in Berlin ein Versuch einer kritischen
„ Bibliothek herausgekommen, dessen Verfasser mir
„ unbekannt ist, der aber so wol die Zürcher Kunst-

„ richter als Hrn. Gottscheden loben kann. In „ Berlin herrscht ein sehr unbestimmter Geschmak, „ davon ist diese Schrift ein Zeuge. „

Doch an den bisher gelieferten Auszügen mag es genug seyn, um den guten Mann, wenn auch nicht immer von Seite des Geistes und des Geschmakes, doch von Seite des Herzens in dem schönsten Lichte zuzeigen.

Die poetischen Beschäftigungen unterbrach Lange mit andern gelehrten Bemühungen. Dem Doctor Baumgarten zu gefallen, der mit den Herrnhutern in einen Streit verwickelt war, schrieb er eine Satire auf diese Secte, unter der Aufschrift: „ Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten „ Siegfried, dem Zweyten. 1747. „ Als sein Freund, der Prof. Meyer, in seinen Gedanken von dem Zustand der Seele nach dem Tode einen mathematischen Beweis von ihrer Unsterblichkeit für unmöglich erklärte, schrieb Lange im J. 1749. einen Versuch des von Meyer geläugneten mathematischen Erweises. Auch nahm er vielen Antheil an dem moralischen Blatte, der Mensch, das seit dem J. 1751. in Halle edirt wurde.

Im J. 1753. erschien seine Uebersetzung des Horaz. Sie ist ohne Reimen, doch nicht in Horazens Sylbenmaassen. In der Vorrede erklärt sich hierüber Lange folgender maassen: „ Ich „ halte davon, das deutsche gewöhnliche Sylben-

„ maaß müsse mit neuen Arten abgeändert werden.
„ Ich glaube aber, das ganz reine und lediglich
„ lateinische Sylbenmaaß müsse nicht in deutschen
„ Gedichten gebraucht werden. Die wenigsten
„ Leser verstehn es. Und wenn der Leser dem mu-
„ sikalischen Tact des Sylbenmaasses nicht folgen
„ kann, so geht ihm eine grosse Schönheit des
„ Gedichtes verloren. Ich habe daher die deut-
„ schen Sylbenmaasse beybehalten, und sie nur
„ mit einander abgeändert, theils in einer Zeile,
„ durch die verschiedenen Füsse, theils in einer
„ Strophe, durch verschiedene Zeilen, die dem-
„ nach mit dem Ganzen in einer Verbindung
„ stehn. Auf solche Art habe ich das gar zu ei-
„ nerley tönende Sylbenmaaß, doch unserer Spra-
„ che gemäß, abzuändern gesucht, und zwar auf
„ eine Art, die ich, wie ich glaube, die Mittel-
„ strasse nennen kann. „ Wenig Glück indeß machte die Langische Uebersetzung; sie ist weder treu, noch edel, noch harmonisch. Die Fehler derselben rügte Leßing in einer sehr beissenden Kritik: Vademecum für Herr Lange in Taschenformat, Berlin 1754. — Zu dem bittern Tone glaubte sich Leßing, wie C. H. Schmid sagt, um so viel mehr berechtigt, weil sich auch Lange gegen einige Bemerkungen in Leßings Schriften mit allzuviel Heftigkeit verthaidiget hatte. Umsonst schrieb der gute Lange seine Apologie. Wenig Aufsehn er-

erregten seine beyden Schriften: „ Schreiben we-
„ gen der Leßingschen Beurtheilung der Uebersezung
„ des Horaz, und Schreiben an Herrn Prof. Nico-
„ lai zu Frankfurt, welches die Streitigkeit mit
„ dem Herrn Leßing wegen der Uebersezung des
„ Horaz betrift. „ — Eine Controvers, die am Ende immer zur Läuterung des Geschmakes beytrug.

Unter denjenigen, die im J. 1764. gegen Heumanns hinterlassene Schrift vom Abendmal auftraten, war auch Lange, indem er ein Sendschreiben wegen des Heumannischen Erweises herausgab.

Dieses Jahr 1764. zerstöhrte auf einmal seine häusliche Glükseligkeit. Im Junius starb seine Gattin, und vier Monate hernach sein einziger Sohn. Die Gedichte seiner Gattin stehn unter dem Namen Doris theils unter Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern, theils als ein Anhang bey den Horazischen Oden, theils in der Langischen Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe. Ganz ohne Kunst und Studium, wurde Doris Dichterin durch Natur und durch Liebe. Bey allen ihren Talenten besaß sie die liebenswirdigste Bescheidenheit und Naivität. Auch ihre Schwester, Amalia Wilhelmine Silberin, machte Verse. Im J. 1765. wiedmete Lange der verklärten Gattin ein Denkmal. Es enthält folgende Stücke: 1. Empfindungen bey dem schnellen Verluste seiner Doris.

2. Wehmuthsvolle Empfindungen von A. M. W. Silberin. 3. Auf das Absterben der Frau Langin von A. L. Karschin. 4. Gedanken bey dem Tode derselben von J. A. Tauscher. 5. Betrachtungen über die Glükseligkeit der Leidtragenden von G. C. B. Mosche. 6. Sendschreiben von G. F. Meyer. 7. Schreiben Herrn M. J. P. Millers. 8. Desselben Aufsaz. 9. Eigne Aufsäzē der Seligen. Diese Aufsäze sind: a. Anpreisung des Landlebens. b. Friedrichs Zurükkunft in sein Land. c. Die Schweizergebürge. d. An ihren Gatten. e. Auf desselben Namenstag. f. Doris, oder das ehliche Vergnügen. g. Paßionsandacht. h. Andenken an den sel. Pyra. i. Einige scherzhafte Lieder.

Von Klotz ermuntert, suchte Lange im J. 1769. seine Leier wieder hervor, aber sie klang ziemlich verstimmt. In gleichem Jahr gab er den ersten Theil einer Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe heraus, wovon der zweyte Theil im J. 1770. nachfolgete. Die Briefe sind von Gleim, Sulzer, Bodmer, Meyer und andern seiner Freunde. Obgleich der Litterator hier einige Materialien zu der Geschichte unserer schönen Litteratur findt, so ist doch auch viel geringfügiges darunter, das nach Verfluß jener Epoche wenig mehr interesßirt. Noch unbedeutender sind spätere Gedichte, die er im J. 1777. in die poetischen, moralischen, öco-

nomischen und kritischen Beschäftigungen einer Gesellschaft auf dem Lande einrücken ließ.

Als sein Freund, der Prof. Meyer, starb, edirte er im J. 1778. sein Leben, aber in etwas schwehrfälliger Schreibart. So viel aus der oben angeführten Briefsammlung erhellet, so hatte er einst vor, ein Heldengedicht Moses zu schreiben. Bis ins hohe Alter blieb schöne Litteratur sein Lieblingsstudium. Noch in dem neun und sechzigsten Jahre schrieb er unterm 11. Merz 1780. an seinen Hirzel, der ihm Sulzers Leben zugeschikt hatte, folgendes Billet: „ Mein alter, liebster Freund!
„ Ich sehe auf dem Kupfer den ganzen Sulzer
„ nach dem Körper, und so zum Sprechen ähn-
„ lichen Angesichte: aber seine ganze Seele, seinen
„ grossen Geist, seinen Tiefsinn, den Mann, der
„ in die innern Geheimnisse eindringt, sehe ich ganz
„ in ihrer Schrift. Sie ist ein Meisterstück, Sul-
„ zers würdig.

„ Mein Liebster, Bodmer, Sie und Gleim sind
„ mir allein noch übrig, die am Herzen nnd guten
„ Geschmak mit mir so selig übereinkamen. Vor
„ Bodmers Segen, den er mir durch Sie geben
„ lassen, danke ich mit dem gerührtesten Herzen.
„ Er und ich kommen bald in die Wohnungen des
„ guten und feinsten Geschmaks. Wer von uns
„ beyden zuerst anlangt, führt den andern in die
„ Gesellschaft Kleists und Breitingers. Ich danke

„ Ihnen vor das Andenken, so Sie in Sulzers
„ Leben ihrem Lange, seiner Doris und ihrem
„ Aufenthalte bey mir gestiftet haben. Ich ward,
„ als ich es las, in die alten Zeiten versezt. Mein
„ Laublingen ward mir wieder Elysium. Tausend
„ Segen schütte Gott über Sie aus. Ich bin Ihr
„ ewig treuer, Lange. „

Lange starb im J. 1778. Sein Leben sollte nach seinem Willen sein Freund Meyer beschreiben. Da dieser vor ihm starb, so empfahl er es Herrn Seidel, dem Gatten seiner Nichte, einer Tochter des Doctor Lange zu Burg im Magdeburgischen. * Als Herr Seidel die zu der Lebensbeschreibung nöthigen Papiere von der zweyten Frau unsers Lange ** abforderte, erhielt er zur Antwort, Herr Professor Eberhard in Halle würde das Geschäft übernehmen. Ohngeachtet Herr Eberhard diesem Vorhaben entsagt haben soll, so erhielt Herr Seidel die Papiere noch nicht.

---

* Sidomia Sophia Charlotte Seidelinn, geb. Lange, ist aus Ch. H. Schmids Almanach, aus desselben Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde und aus seinem Nekrolog der deutschen Dichter bekannt.

** Langens zweyte Frau war, wie es scheinet, sehr wenig poetisch, da uns die Muse von ihr nicht die geringste Spur zeigt.

Christoph Ludewig von Still.*

Als ein Freund unsers so eben beschriebenen Lange und überhaupt der Dichter und Schöngeister seiner Zeit, verdient Stille hier besonderer Erwähnung. Sein Vater war königl. General-Lieutenant und Commandant der Stadt Magdeburg. Er ward im J. 1696. zu Berlin gebohren, legte den Grund seiner Studien zu Helmstädt, und sezte sie zu Halle fort. Mit der Neigung zu den Wissenschaften verband er die Neigung zum Kriegsleben. Er begab sich erst unter die Infanterie, und wohnte im J. 1715. der Belagerung von Stralsund bey, ward aber bald unter die Kavallerie versezt. Nach dem Tode des Königs Augusts von Polen ergriff er die Gelegenheit, sich noch grössere Kenntnisse in der Kriegswissenschaft zuerwerben. Er war bey der Belagerung vor Danzig unter dem General von Münich, und hernach am Rhein unter dem Prinzen Eugen.

* F. S. neues gelehrtes Europa, Th. IX. Wolfenbeutel 1756. s. 406. wie auch Hist. d. l'acad. roiale de de Berlin. 1752.

Gleich zu Anfang der Regierung des grossen Friedrichs von Preussen erhielt er die Stelle eines königl. General-Adjutanten, auch genoß er eines vertrauten Umganges so wol mit dem Monarchen, als mit den Günstlingen desselben. Er bekam die Oberaufsicht über die Erziehung des Prinzen Heinrichs. Im J. 1742. folgete er dem Könige nach Mähren, und im J. 1743. erhielt er das Regiment des Prinzen Eugenius von Dessau, und ward General-Major. Bey der neuen Einrichtung der königlichen Akademie der Wissenschaften im J. 1744. ward von Still zum Curator derselben ernennt. Er war in keinem Fache, womit die Akademie sich beschäftigte, ein Fremdling. Vorzüglich liebte er die schöne Litteratur. In seinen seltenen Erholungsstunden schrieb er selbst Verse und machte Entwürfe zu verschiedenen Werken des Wizes. Ohne Vorsezung des Namens, hat er das eine und das andere durch den Druk bekannt machen lassen. In den westphälischen Bemühungen zur Beförderung des Geschmaks und der Sitten, im 4ten Stück s. 242, 243. wird ihm die Uebersezung der Schrift von den grossen Modesträussern zugeschrieben; an der moralischen Schrift: der Mensch, soll er auch Antheil gehabt haben.

In dem zweyten Krieg im J. 1745. erwarb er grossen Ruhm. Er schlug mit seiner Brigade den General Nadasti bey Landshuth, und verfolgte ihn

bis in Böhmen. In der Schlacht bey Friedberg bewies er vorzüglichen Heldenmuth, ward aber gefährlich verwundet. Nach seiner Zurükkunft mit dem König aus Sachsen hatte er das Vergnügen, mit Maupertüis, dem Präsidenten der Academie zu Berlin, in genauen Umgang zu treten.

Das Hauptwerk, womit er sich eine Zeitlang beschäftigte, ist eine Untersuchung über den Ursprung und die Zunahme der Cavallerie. Diese Geschichte sezte er bis auf das Jahr 1750. fort, und, nach dem Zeugniß der Academie selbst, ist sie ungemein interessant und reich an gelehrten Nachrichten.

Seit dem J. 1750. überfiel ihn eine Engbrüstigkeit, welche beständig schlimmer ward und endlich im October 1752. seinen Tod verursachte.

Jacob Immanuel Pyra.

Er ward im J. 1715. zu Cotbus in der preussischen Lausitz geboren. Sein Vater war Advocat. Bey der Reformation unter den Advocaten erhielt auch er den Abscheid. Mit seiner Frau und zween Söhnen mußte er sich kümmerlich als Schreiber ernähren. Indeß war unserm jungen Dichter die

Natur eben so günstig, als ungünstig das Glück. Er gerieth über den Lohenstein, und dieser entzündete ihn zu poetischem Enthusiasmus. Auf Ermunterung einiger Gönner gieng er im J. 1735 auf die hohe Schule nach Halle. Von seinen Aeltern erwartete er nichts; sie selbst lebten in äusserster Armuth. Ja so gar sein Stipendium schickte er ihnen. Auf dem Waysenhause beholf er sich mit dem Extratisch. Ausser der Dürftigkeit hatte er noch immer mit Krankheiten zu kämpfen. In Halle gerieth er in Pastor Langens Bekanntschaft. Mit diesem errichtete er eine Freundschaft, so wie sie nur selten unter Dichtern statt hat. So wie Pyra den Lohenstein, so wählte Lange Gottscheden zum Muster. Ihr Umgang war ihnen beyderseits nützlich. Pyra fieng an, Lohensteins Schwulst, Lange hingegen Gottscheds Schlappheit vermeiden.

Acht Tage hatte einst Lange seinen Pyra nicht mehr gesehn, als er ihn von ohngefähr an einem öffentlichen Ort antraf. Er erschrak über ihn, so elend sah er aus. Pyra that ausserordentlich schüchtern, endlich gestand er dem Freunde, daß er der armen Mutter sein Stipendium geschickt und nun seit drey Tagen nichts genossen habe; in diesen Umständen habe er unmöglich jemanden besuchen können, um nicht seinen Mangel zu verrathen. Innigst gerührt ward Lange von dieser Stunde an,

nicht bloß in Ansehung des Genies, sondern in aller Betrachtung sein Pfleger. Noch zu Halle arbeitete Pyra an einer reimlosen Uebersetzung des Virgils. Er schickte der Leipziger Gesellschaft Proben davon, aber sie hatten das unverdiente Schicksal, daß sie der elenden Schwarzias nachgesetzt wurden. In Halle verfertigte er auch ein Trauerspiel: Jephta, und fieng ein anderes, Agag, an. In beyden benutzte er die Chöre der Alten. Sie giengen verloren. Da Lange als Pastor nach Laublingen kam, nahm er seinen Freund mit sich. Freundschaft und Unschuld der Natur begeisterten sie hier, und sie sangen die **freundschaftlichen Lieder**. Lange verschafte ihm endlich eine Hofmeisterstelle zu Poplitz und nachher eine andere zu Heiligenthal. Beyde verwaltete er mit grösser Treue, und die Art, wie er die leztere verlor, gereicht ihm zur Ehre. Unerbittlichkeit gegen das Laster war es, die ihr derselben beraubte. In Abwesenheit des Principals hatten seine Feinde schon alle Anstalten getroffen, um seinen Abzug so demüthigend als möglich zu machen. Er wendete sich an Langen. Dieser kam seinen Feinden zuvor und holte ihn ab. Nach einigem Aufenthalte zu Laublingen ward er endlich im J. 1742. Conrector am Cöllnischen Gymnasium zu Berlin. Im J. 1743. gab er daselbst eine Schrift heraus, die dazumal herculischen Muth erforderte; — Erweis,

daß die Gottschedische Secte den Geschmack verderbe. — Mit logischer Strenge werden in dieser Schrift die Schnitzer in den Hällischen Bemühungen zur Aufnahme der Critik getadelt. Zuweilen möchte es scheinen, als ob der Tadel an Micrologie gränzte, wenn man sich nicht erinnerte, daß es eben anscheinende Kleinigkeiten sind, welche dem Schönen die lezte Vollendung verschaffen. Je vernachläßigter noch damals der Styl war, desto verdienstlicher war Pyras Bemühung um die Ausfeilung desselben. So z. B. s. 7. geht er mit den Hällischen Kunstrichtern in folgenden Detail: „ Die Herren haben von der geschmückten Schreib-„ art gehandelt: aber niemand handelt so sehr „ mit gestohlnen Blümchen als sie. Bodmer hat „ von einem Gerichte der Critik geredet. Sie „ wollen es auch thun. Aber wie? Sie schrei-„ ben es s. 3. der Wohlredenheit, Beredsamkeit „ und Dichtkunst zu. Halten die Gerichte? Nein, „ sie sind nur Lehrerinnen. Und ist Beredsamkeit „ und Poesie was anders als Wolredenheit? *) „ Warum werden sie unterscheiden? Aber was für „ Meister seynd Sie denn im Deutschen, die Sie „ sich unterstehn, Bodmern auszulachen? Ist das „ recht verbunden: — Wie die Werke des Wizes

*) Pyra lehrte unterscheiden, und hier bemerkte er den Unterscheid selbst nicht.

„ unendlich sind, eben so unzälbar sind u. s. w. Was
„ soll das Eben? Hätte es nicht so heissen müs-
„ sen: — Wie die Werke; so sind auch — oder,
„ so unendlich die Werke, so unzählbar u. s. w.
„ Sind solche Schnitzer dergleichen eingebildeten
„ Criticis zu verzeihen? Das folgende: — die
„ Critik erstreckt sich beynahe durch alle Wissen-
„ schaften, — scheint deutlich, wie ihres grossen
„ Meisters Schreibart überhaupt, und hat doch
„ keinen richtigen Verstand. Die Critik ist nie
„ mit andern Wissenschaften vermischt, wie etwa
„ die Grundlehre. Aber ich merke wol, es hat
„ heissen sollen: Ihre Gerichtsbarkeit erstreckt sich
„ beynahe über alle Wissenschaften. Sind aber
„ nicht zweyerley Gedanken unter diesen verschiede-
„ nen Ausdrücken? „ — Auf diese Schrift fol-
gete im J. 1744. Fortsetzung dieses Erweises. Was
man bisher nur von Zürch aus Gottscheden zu
verstehn gab, wagte in Deutschland selbst noch
niemand zu sagen. Auch zog dem Pyra sein Hel-
denmuth grossen Verdruß zu. Im J. 1744. raffte
ihn ein hiziges Fieber nach einem Krankenlager
von drey Tagen in einem Alter von kaum dreyßig
Jahren hinweg. Eben holete Gleim Kleisten nach
Berlin, um ihn in das Trauerspiel Jephta zu
führen, welches Pyra von seinen Schülern wollte
vorstellen lassen. Als sie ankamen, ward ihnen
Pyras Sarg entgegen getragen. Voll Bestürzung

und Wehmuth rief Gleim: Pyra ist todt! — Einige Officiers, in Kleistens Gesellschaft, fragten nach dem Character des Verstorbenen, und als man ihnen von einem Conrector und Poeten sprach, schien ihnen die Betrübniß über den Hinscheid desselben so übel angebracht, daß es seither bey ihnen, wenn sie Kleisten sahn, zum Sprüchwort dienete: Pyra ist todt! der Conrector ist todt!

Pyras erbitterte Gegner streuten fälschlich aus, der Verdruß über die Gottschedischen Controversen wären die Ursache seines Todes gewesen.

Er war der zärtlichste Freund; die kleinste Gefälligkeit rührete ihn in dem Innersten der Seele. Er war treu, dienstfertig, verschwiegen, im Umgang eben so aufgeweckt als bescheiden. Erinnerungen nahm er willig an, und freymüthig gab er sie. Sein Gemüth hatte die Hoheit, welche allein die Armuth vor Erniedrigung schützt.

Seine Gedichte gab zuerst Bodmer im J. 1745. zu Zürich heraus. Nachher erschienen sie vermehrt im J. 1749. zu Halle. Sie führen die Aufschrift: Thirsis und Damons freundschaftliche Lieder. Thirsis ist Pyra und Damon ist Lange. In diesen Liedern herrscht durchaus die Sprache des Herzens. Es sind arcadische Wechselgesänge, ohne daß ihr Innhalt aus einer Idealwelt geborgt ist. Der Ausdruck hat Kühnheit und Energie, desto weniger Ausfeilung und Eleganz.

Gottlieb Wilhelm Rabener. *)

Rabener erblickte das Licht den 17. Sept. 1714. zu Wachau, einem Ritterguthe unweit Leipzig. Sein Vater war damals Besitzer desselben und zugleich Anwald im Leipziger Oberhofgerichte, ein Mann von vieler Lebhaftigkeit, obgleich nicht selten hypochondrischen Anfällen ausgesetzt. Bis in das vierzehnte Jahr genoß der junge Rabener des Unterrichtes eigener Lehrer. Im J. 1728. gieng er auf die Landschule nach Meissen, wo vormals sein Großvater väterlicher Seite als Rector gelehrt hatte. Für diesen hatte er vorzügliche Hochachtung, ob er ihn gleich nur aus seinem Bildnisse und seinen Schriften kannte. **) Unter andern Mitschülern fand er hier Grabenern, Gärtnern und Gellert. Mit diesen errichtete er eine Freundschaft, die bis an seinen Tod daurete. Rabener wurde von Gellert als Freund geliebt, als Schriftsteller

*) S. Rabeners Briefe, nebst einer Nachricht von seinem Leben, herausgegeben von C. F. Weisse 1772.

**) S. Von diesen geistreichen Manne sehr interessante Nachrichten in Meißners und Canzlers Quartalschrift.

hochgeschäzt, als äusserst brauchbarer Geschäftsmann bewundert. Im. J. 1734. kam er auf die Universität Leipzig, wo er ein Paar Jahre darauf seinen Vater verlor. Sein Hauptstudium war die Rechtsgelehrsamkeit. Im J. 1737. verthädigte er unter Dr. Hommel eine selbst verfertigte Streitschrift: de mitiganda Furti pœna ob restitutionem rei ablatæ. Zur Uebung in Geschäften und zur Erlernung der einheimischen Gebräuche, begab er sich oft zu dem Kreys-Landsteuereinnehmer Lazer. Rabener war für Geschäfte gebohren. Leicht, schnell und mit einem Blick übersah er das Ganze, sönderte sogleich die Hauptsache von den Nebenumständen, das Nothwendige von dem Entbehrlichen. In sehr kurzer Zeit vollführte er daher weit mehr, als andere bey ängstlicherm Fleiß in ganzen Wochen nicht zu thun im Stande sind. Immer fand er also noch Musse zur Erholung in dem Umgange der Musen.

Mit dem Julius 1741. fieng der Professor Schwabe eine Monatschrift, die Belustigungen des Verstandes und Wizes, an. Sein Mitarbeiter war Rabener bis zum J. 1744. In seinen Aufsäzen, die seither den ersten Band der Satiren ausmachen, herrschen lebhafter Wiz und launigte Erfindung, ohne geringste Verletzung des feinern Welttons. Auch ist die Schreibart nicht bloß rein, sondern zugleich genau und gedrungen. Ein Vor-

zug, der bey dem größten Theil der ersten Prosaisten noch selten war. Noch befindt sich in eben dieser Monatschrift von ihm ein scherzhaftes Gedicht, schon im J. 1737. verfertigt: „Beweis, daß die „Reimen in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich „sind.“ Sein Vers ist durchgängig harmonisch und kräftig.

Die Monatschrift brachte den Vortheil, daß die bessern Mitarbeiter sich in engere Freundschaft verbanden. Da diese Monatschrift unvermerkt durch eckelhafte Streitschriften entweyht wurde, so verliessen die vornehmsten von den bisherigen Verfassern dieses Theater; sie errichteten für sich selbst ein neues, unter dem Titel: der bremischen Beyträge. In der neuen Gesellschaft glänzte zwischen Gärtner, Schlegel, Schmidt, Ebert, Hagedorn, Zachariä u. a. auch Rabener. Gar bald erhielt sie neuen Zuwachs in Giseken, Gellert, Klopstocken. Diese bremische Monatschrift machte Epoche in der Nationallittetatur. An dem einen Ende von Deutschland beförderte sie den guten Geschmack und das Sprachstudium, so wie an dem andern Ende die gleiche Absicht durch die kritischen und geistvollen Schriften der Schweizer befördert wurde.

Schon im J. 1741. hatte Rabener das Amt eines Steuerrevisors des Leipziger Kreyses erhalten, ein beschwerliches Amt, das vieles Hin- und Herreisen, viele Untersuchungen und Abmessungen des

Eigenthums, genaue Kenntniß der Landesverfassung, und bey diesem allem die geprüfteste Rechtschaffenheit fordert. Rabeners Erholung waren die Musen. „ Alle meine Satiren, schreibt er „ an Weisse, habe ich auf meinen Expeditionen „ und während solcher Geschäfte gemacht, wo ich „ mit den Antipoden des Wizes zu thun hatte. „ Der Hofrath Kästner verfertigte auf ihn folgendes Sinngedicht:

Zu spotten und uns arm zu machen,
Ist Rabners doppeltes Bemühn:
Man sieht ihn über alle lachen,
Und alle seufzen über ihn.

Rabener erwiederte im Scherze, daß er dieses als Advocate der Bauern und der Narren gemacht habe. Gegen das Ende des Jahres 1751. schrieb er seine satirischen Briefe. Er läßt Personen von allen Ständen und Charactern sprechen, und jede redt ihre eigene Sprache.

Im J. 1753. berief man ihn nach Dresden in das Obersteuercollegium, als ersten Steuersecretär. Im J. 1755. gab er den vierten und lezten Theil seiner satirischen Schriften heraus. Er enthält die ironische Auslegung von Pansas Sprüchwörtern; das Mährchen vom ersten April; Abbitte und Ehrenerklärung. Mit Unzufriedenheit sah das Publikum diesen Band, als den lezten, angekündigt. Er blieb aber bey seinem Entschlusse, nie wieder

nach der Geisel des Satyrs zu greiffen. „ Ein „ ernsthafteres Alter, sagte er in der Vorrede des „ lezten Bands, Geschäfte, die täglich gehäuft „ werden, der Verlust der besten Freunde, eine „ argwöhnische Vorsicht, die meinem jzigen Stan„ de vielleicht noch unentbehrlicher ist, als sie mir „ vor drey Jahren war : Leser, die noch immer „ gewohnt sind, zu lachen, so lange sie über an„ dere lachen, und welche unversöhnlich wüten, „ so bald sie glauben, ihr eignes Gesicht im Spie„ gel zu sehn, der geschwäzige Vorwiz der Ausle„ ger, welche immer boshaft genug sind, Schlüs„ sel zu machen, wo keine Schlüssel nöthig sind, „ die tückische Bosheit derjenigen, welche sich ge„ troffen finden, und schweigen, und welche doch „ hämisch im Namen derjenigen seufzen, die ge„ wiß nicht gemeint sind, die beleydigende Unbil„ ligkeit des wizigen Pöbels, welcher immer an „ dem Orte, wo der Verfasser schreibt, die Ori„ ginale zuerst sucht, eine Unbilligkeit, die mir „ bey meinem gegenwärtigen Amte doppelt em„ pfindlich seyn muß : alles dieses sind Ursachen, „ welche mir meinen Vorsatz ernstlich machen. „ In einem Privatbriefe an seinen Freund Weisse sagt er : „ Sie denken auch, daß mein Schwur, „ nichts mehr bey meinem Leben drucken zu las„ sen, der Schwur eines Liebhabers oder eines „ Poeten sey ? Aber nein ; wenn mir auch der

„ Kitzel wieder ankäme, so habe ich doch nicht Lust,
„ mir den Kopf zu zerstossen. Mit den Katheder-
„ thoren und den Narren aus den drey Facultä-
„ ten konnte ich fertig werden, und wenn es ei-
„ ne Brausche am Kopfe gegeben hätte, so durf-
„ te ich nicht fürchten, sie allein zu tragen:
„ denn ich habe auch Fäuste: aber die Thoren
„ aus den Pallästen und den Antichambern sind
„ mir zu gefährlich, und (im Vertraun!) es sind
„ nicht die kleinsten. „

Nichts desto weniger fuhr er fort, mitten unter seinen überhäuften Geschäfen die einen und die andern satyrischen Aufsätze zu schreiben. Bey ihm fand man einige Nachahmungen aus dem Lucian und den Entwurf zu einem Werkgen, unter der Aufschrift: Verzückungen oder Gesichter. Auch theatralische Arbeiten unternahm er. Ein Lustspiel, der Freygeist, war bereits bis zum vierten Aufzuge fertig. Sehr viele von seinen Papieren und Briefen giengen während der Unruhen des Krieges verloren. Von den vornehmsten Officieren des preußischen Heeres, die damals in Dresden waren, wurde er häufig besucht. Der Prinz Heinrich sah ihn mehr, als einmal. Selbst der König verlangte ihn zu sprechen. Indeß immer heftiger wüteten die Flammen des Krieges. Im J. 1758. besuchte Rabener seine Freunde in Leipzig. Er sah das Unglück, das Dresden in der

Folge treffen würde, voraus. Bey der Belagerung dieser Stadt im J. 1760. giengen seine Handschriften im Feuer zu Grunde. Unterm 9. August 1760. schreibt er an Gellert:

„ Am 14. Jul. mit Anbruch des Tages fieng
„ sich die Canonade und das Einwerfen der Hau-
„ bitzgranaden auf die schrecklichste Art an. Früh
„ um 8. Uhr kam eine solche Granade in mein
„ Zimmer, (sie mochte mehr als dreyßig Pfund
„ wiegen,) sie zerschmetterte die Stube meines
„ Bedienten, und zündete. Wir löschten den
„ Brand und machten alle mögliche Anstalten.
„ Weil es aber Granaden und zwölfpfündige Ku-
„ geln auf mein Haus und die benachbarte Gegend
„ regnete, welches die Absicht haben mochte, das
„ zwanzig Schritte von meiner Wohnung befind-
„ liche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen,
„ so packte ich meine Sachen, so viel es ohne
„ Gefahr, erschossen zu werden, angieng, zusam-
„ men, schafte sie theils in den Keller, theils in
„ ein Gewölbe, und flüchtete Abends um 8. Uhr
„ nach Neustadt zu D. * * Aber auch hier fieng
„ am 15ten die Angst an, und in kurzer Zeit
„ fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus,
„ nahe bey mir vorbey. In dieser Lebensgefahr
„ brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Dau-
„ nische Armee die Seite von der Neustadt be-
„ freyte, welches die größte Gnade war, die uns

„ Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn
„ eben diesen Tag, besonders um 12. Uhr Mit-
„ tags, gieng das unglückliche Bombardement der
„ Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen
„ in einer Zeit von drey Stunden auf die Kreuz-
„ gasse und Kirche. Um 2. Uhr brannte mein
„ Haus und um 4. Uhr wußte ich mein Schick-
„ sal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wo-
„ hin wir alle unsere Sache geschaft hatten, zer-
„ schmettert und alles verbrannt; der Keller aber
„ war von den Soldaten, welche löschen sollten,
„ rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter,
„ der treuste Mensch von der Welt, hatte sich so
„ lange im Hause aufgehalten, bis es anfieng ein-
„ zustürzen, und hatte ein Duzent solcher Schur-
„ ken hinausgeprügelt, endlich aber ward er über-
„ mannt und flüchtete zu mir nach Neustadt.
„ Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich
„ schon für erschossen oder verbrannt hielt, wie-
„ der zu sehn, fühlte ich den Schmerz nur halb,
„ den mir die Nachricht von meinem Verluste
„ natürlicher Weise verursachen mußte. Sollte es
„ nicht weh thun, liebster Gellert, zu erfahren,
„ daß alle meine Betten, Kleider, Wäsche, Bü-
„ cher, Papiere, Schränke und Stüle zu Asche
„ verbrannt waren? Und Sie wissen, wie reich-
„ lich der Himmel mich mit allem diesem gesegs-
„ net hatte. Gott zum Preise muß ich gestehn,

„ daß ich mich über diesen grossen Verlust nicht
„ einen Augenblick betrübte. Es war weder Re-
„ flexion noch Philosophie, die mich so wunder-
„ bar beruhigte; Gottes Gnade allein war es.
„ Nichts von allem hab ich gerettet, als einen ab-
„ getragenen Zeugrock, und ein Paar alte Ober-
„ hemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um
„ sie meinem Bedienten zu geben. Sonntags
„ früh fieng man an, auch für die Neustadt be-
„ sorgt zu seyn, und viel tausend Menschen gien-
„ gen zum Thore hinaus, auf das offene Feld
„ und in die Weinberge. Ich folgte mit, und
„ mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter
„ den Arm nemmen, mein ganzes Reichthum.
„ Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochenen
„ Weinpfal; auf den stützte ich mich und wadete
„ bey brennender Hitze durch den Sand eine Mei-
„ lenwegs weit zu meinem Freunde, auf seinen
„ Weinberg, wo ich nothdürftiges Essen und
„ gutes Wasser fand. Seit dem 13. Abends war
„ ich in kein Bette gekommen, und auch hier lag
„ ich bis Mittwochs auf der Erde. Ich ritte end-
„ lich selbigen Tages nach Hohenstein, vier Mei-
„ len von Dresden, und weil mein Bedienter ganz
„ kraftlos war, so ließ ich ihn zwo Meilen reiten,
„ und den übrigen Weg gieng ich zu Fusse. In
„ Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch ab-
„ gebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem

„ und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Buß-
„ tage giengen wir zurück, und ich befinde mich
„ seitdem gesund, doch, wie Sie wol glauben
„ können, gar nicht in meiner Ordnung.

„ Ich bin noch vor vielen tausend Menschen
„ glücklich; denn keiner von meinen Freunden
„ und Bekannten ist verbrannt oder erschossen wor-
„ den, ich bin gesund geblieben und habe noch
„ baar Geld gerettet. Der Mangel an Kleidern
„ und Wäsche ist mir der empfindlichste, weil man
„ hier nichts bekommen kann, und nicht weiß, wie
„ lange uns Gott Ruhe schenkt.

„ Meine Bücher, die dauren mich; alle Auf-
„ sätze und Manuscripte, die nach meinem Tode
„ sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt.
„ Ein grosses Glück für die Narren künftiger
„ Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen üb-
„ rigen Freunden, nebst einer zum künftigen
„ Drucke fertig liegenden Sammlung von wizi-
„ gen Briefen verschiedener Art sind leider auch
„ fort.

„ Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden
„ aufs beste. Kann ich heute noch an unsern
„ Weisse schreiben, so will ich es thun. Ausser-
„ dem bitte ich Sie, ihm diesen Brief lesen zu
„ lassen, so wie dem ehrlichen D**, welcher,
„ so bald Gott Ruhe und Frieden giebt, es ge-
„ wiß empfinden soll, daß alle meine Bücher ver-

„ brannt sind, denn ich will ihn hernach in Con=
„ tribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen
„ Bibliothek zu schenken. Zwar wird er nicht
„ daran wollen, wenn er hört, daß meine wizi=
„ gen Manuscripte, und also seines Sohnes
„ künftiger Verlag mit verbrannt sind; aber ich
„ will ihn schon kriegen, und wenn er mich wild
„ macht, so schreibe ich wider seine eigene kleine
„ Person einen Band Satyren in Duodez, zwey
„ Hände stark, welches ziemlich das Format von
„ seinem Körper seyn wird.

„ An das Haus St. *** bitte meinen unter=
„ thänigsten Respect zu vermelden. Wie wol ha=
„ ben die gnädige Frau Cammerherrin gethan,
„ daß Sie sich nicht mit der göttlichen Fügung
„ übereilt haben. Nunmehr hungerte ich mit mei=
„ ner Frau, da ich das Glück habe, allein zu
„ hungern. Aber sagen Sie, ich liesse unterthä=
„ nigst bitten, dahin zu sehn, daß meine künftige
„ Frau drey tausend Thaler mehr hätte, als auf=
„ ser diesem Unglücke würde nöthig gewesen seyn;
„ so hoch schätze ich meinen Verlust. Nur ein
„ eignes Haus soll sie nicht haben. Denn ich
„ kann mir nichts Schrecklichers vorstellen, als die
„ Umstände eines Mannes, der nur des Hauses
„ wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs
„ Feuer verliert, ohne daß seine werthe Hälfte zu=
„ gleich mit verbrennt. „

Aus einem andern Briefe vom 12. August 1760. an den Cabinetssecretär Ferber in Warschau nur noch folgende Stellen:

„ So gefährlich und ängstlich während der Be-
„ lagerung unser Aufenthalt war, so viel komi-
„ sche und lächerliche Auftritte kamen doch dabey
„ vor. Die Madame Z. *** mit ihrer Bedie-
„ nung, und ich, waren die meiste Zeit bey Herrn
„ H. * * in seiner Stube, und da schliefen wir
„ auch. Hinten im Hofe, in zwey gewölbten
„ Stübchen stack die ganze D * * * Familie,
„ und noch vierzig Personen, alt und jung. Die
„ Fensterladen waren mit Miste verschüttet,
„ der obere schöne Saal mit Miste bedeckt, und
„ eben so mit Miste der ganze Hof bestreut. Un-
„ ter diesem Miste lagen alle diese Personen. Ei-
„ nige waren stille und verdrüßlich, einige bete-
„ ten, und man sah es ihnen am Maule an, wie
„ sie mit ihrem Gott zankten, daß er es doch so
„ weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm
„ nun seit vier Jahren die Ehre angethan, und
„ fleißig gebetet. In einem andern Winkel sassen
„ einige politische Kannengiesser und machten für
„ Daunem einen Operationsplan, wurden aber
„ sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Ne-
„ benumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den
„ König von Preussen mit seiner Armee wollten
„ zu Kriegsgefangenen machen oder nicht lieber

„ alles über die Klinge springen lassen. Ich war
„ fürs leztere, aber ich ward überstimmt. Eine
„ Priesterwittwe kriegte mich immer auf die Sei-
„ te und zischelte mir ins Ohr: Wir sollten Gott
„ danken! Nur der lieben Religion wegen schösse
„ uns der König von Preussen todt und unsere
„ Häuser in Grund, u. s. w. „

Ein anderes Schreiben über die Verwüstungen des Krieges machte Rabenern in der Folge beynahe noch mehr Verdruß, als sein Verlust bey der Einäscherung des Hauses. Ein unvorsichtiger Freund, dem der Brief im Vertraun war gezeiget worden, hatte vermuthlich in Geheim eine Abschrift davon genommen. Bald war der Brief fast durch ganz Deutschland in jedermanns Händen. Kein Wunder, daß sich desselben ein eigennüziger Buchhändler bemächtigte! Er ward nebst ein Paar auf gleiche Art erhaschten gellertschen Briefen gedrukt, an zehen Orten gedrukt. Da er mit vieler Freymüthigkeit und Laune geschrieben, und Dresden noch in der Gewalt einer fremden Macht war, so konnte der Verfasser in der That nicht ganz ausser Sorgen wegen des Erfolgs seyn. Noch unangenehmer waren ihm die falschen Urtheile, die man nach diesem Briefe von seinem Charakter fällte. Bey einer so traurigen Begebenheit noch das Lächerliche bemerken und darüber spotten zukönnen, schien vielen ein unempfindliches Herz zuverrathen. Auch Rabener also

bezahlte theils der Schwachheit, theils der Bosheit jenen unabläßigen Tribut, zu welchem jedes vorzüglichere Genie verdammt zuseyn scheint. Die zärtliche Vorsorge für seinen Bedienten kömmt nicht mehr in Rechnung. Seine Geistesgegenwart, seine philosophische Gelassenheit, sein Bestreben in eignem Unglük noch andere zuerheitern, alles dieses wird herabgewirdigt zum strafbaren Leichtsinn: Und warum nicht! O Ihr Murrköpfe und Pedanten, er fuhr ja fort, über euere Thorheiten zulachen. Der Friede brachte Rabenern neue Munterkeit, neue Arbeiten, neue Gnade des Fürsten. Er wurde Steuerrath. Ueber seine Beförderung schreibt er an Weisse:

„ Wenn Sie, mein bester Freund, erfahren,
„ daß ich Steuerrath geworden bin, so glauben
„ Sie nur nicht, daß ich deswegen einen heiligen
„ Schein um den Kopf bekommen habe. Was
„ mir die Sache angenehm macht, ist, daß es
„ ganz ohne mein Vorwissen, unter den gnädig-
„ sten Ausdrüken, mit Beybehaltung meines bis-
„ herigen Amts, mit einem diesem Charakter ge-
„ wöhnlichen Range, mit etwas mehrerer Arbeit,
„ ohne Besoldungserhöhung geschehn. Alles dieses,
„ und auch das lezte ist mir um verschiedener Ur-
„ sachen willen lieb. Man ließ mir Vorschläge zu
„ andern Aemtern thun, wo ich einen noch höhern
„ Rang und bey weniger Arbeit eine ansehnliche

„ Verbesserung haben konnte. Ich habe sie alle „ unterthänigst verbetten, und geäussert, daß „ ich die Arbeit nicht scheue, mehr Besoldung nicht „ nöthig habe, keinen höhern Rang verlange, und, „ so lang ich lebte, bey der Steuer zubleiben „ wünschte, wo ich meine Arbeit schon kenne „ u. s. w. „

Seit dieser Zeit äusserte er wenig Lust zu Schriftstellerarbeit. Mein Spott, sagte er, würde izt nicht mehr lachend, sondern bitter seyn, da ich noch mehr Bosheit als Thorheit habe kennen lernen. Alles was man über ihn erhielt, war, daß er die Briefe sammelte, die hernach Weisse herausgab. Es sind wirkliche Briefe und beym Niederschreiben dachte er nicht an die Herausgabe derselben. Sie sind ganz Natur und Wahrheit und zeichnen ihn treuer als keine Lebensbeschreibung.

Unvermerkt schwächte sich seine Gesundheit; seine Berufsarbeit ermüdete ihn; er bekam Anfälle von Podagra. Im J. 1767. ward er vom Schlage getroffen. Seinem Weisse erzählt ers mit der gewöhnlichen Munterkeit:

„ Liebster, bester Freund, Sonnabends halb „ zwey Uhr, fuhr ich von Ihnen wol gesättigt ab, „ und kam bey garstigem Wege und vieler Gefahr „ Sonntag Mittags um zwölf Uhr in Dresden „ glüklich an. — Aber wie befinden Sie sich mit „ ihrer guten, kranken Frau? Das will ich vorher

„ wissen. — Dienstag Abends speisete ich oder saß
„ vielmehr bey einem guten Freunde, aß gar nichts
„ und trank nur ein Glas Wasser; sezte mich gesund
„ nieder, und stand krank auf. Kaum konnte ich
„ meine Wohnung erreichen, und fand, daß mir
„ die linke Hüfte ganz kraftlos, die linke Hand ein-
„ geschlafen, der linke Backen ohne Empfindung,
„ und bey manchen Worten die Sprache stammelnd
„ und schwehr war. Die Nacht gieng noch gut
„ vorbey. Früh ließ ich meinen Arzt holen, und
„ mußte, nach eingenohmener Arzney, über Hals
„ und Kopf zur Ader lassen, Laxiren, Schröpfen
„ u. s. w. und so ist es fortgegangen bis heute.
„ Kurz, es war eine Hemiplegie. Ich habe noch
„ Stubenarrest, befinde mich aber ziemlich besser.
„ Wenn die Holoplegie kömmt, — Adieu, mein
„ Herzens-Weisse, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer
„ besten Frau und ihrer kleinen Bande joyeuse zu
„ gutem Andenken! Adieu Spargel, Austern,
„ Lerchen und Wiz! Was meynen Sie, was soll
„ daraus werden? Der erste Schritt zum Grabe
„ wär also gethan. Wenn kömmt der zweyte? Wie
„ Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke
„ Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus,
„ ohne mich lange zumartern. Ich bin zu allem
„ bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben.

„ Unser bester Herr von Hagedorn hat mir den
„ Vorschlag gethan, mich und Dietrichen von un-

„ ferm berühmten Graf für sein Kabinet mahlen
„ zulassen, und es hernach zu ihrer Bibliothek zu-
„ geben. Das bin ich wol zufrieden: aber nicht
„ eher, als bis ich gesund bin: Denn die Hemiple-
„ gie möchte ich nicht gern mit verewigen lassen. „

Im J. 1768. gieng er ins Karlsbad. Die erwarteten Folgen blieben aus; es fand sich hingegen ein periodischer Schwindel und eine grosse Schwäche des Hauptes, und er bekam einen neuen weit härtern Anfall vom Schlage den 7. Merz 1769. Seit diesem Anfall erholte er sich nie ganz wieder. Seine Kräfte verloren sich, seine Munterkeit, sein Wiz selbst nahm ab. Im J. 1771. zu Ende der damaligen Steuersessionen überfiel ihn ein Stekfluß. Den Tag vor seinem Tode fand sich des Morgens ein Schluken ein. Den 22. Merz stuhnd er des Morgens früh, sagte, daß er sich wol befände, trank seinen Kaffee ruhig, nahm den Besuch eines Freundes an und redete von seiner bevorstehenden Reise nach Leipzig. Gegen zehn Uhr sezte er sich auf den Sopha, fieng ein wenig an zuschlummern, und nachdem er wieder jählings erwachte, rufte er seinen Bedienten, stammelte ein paar unverständliche Worte, und es erfolgte sein Tod, ohne Schmerzen.

Er war im höchsten Grade arbeitsam und opferte Vergnügen und Gesundheit den Geschäften auf. Er glaubte noch lange nicht alles gethan zu haben,

wenn er nur das that, was sein Amt unmittelbar forderte. Auch den Nachfolgern erleichterte ers. Der ordentlichen Steuersecretarialsexpedition vermachte er ein Denkmal seines Fleisses in einer Sammlung aller Geseze und Verordnungen, die sich nicht allein auf die ganze Landesverfassung überhaupt, sondern auch auf Kammer = Accis = Sachen u. s. w. erstreket. Sie besteht aus fünf Foliobänden und ist mit ungeheurer Anstrengung aus den ältesten Landtagsacten, Rescripten und Befehlen gesammelt und mit einem alphabetischen Verzeichnisse versehn. Ausser diesem Repertorium verfertigte er noch eine andere Sammlung, unter der Aufschrift: Repertorium annale. In demselben ordnete er auf chronologische Weise alle Steuererkanntnisse vom fünfzehnten Jahrhundert an, nebst Anführung der Quellen, z. B. des Codex Augustäus u. s. w. Noch als Steuerrevisor schrieb er einen besondern Band, über die Grundsäze der Steuerverfassung, die er aus dem bürgerlichen, kanonischen, Lehnsrechte erläutert. Auch diese trockenen Arbeiten haben durchgängig das Gepräge des guten Geschmaks und des offenen Kopfs. Gleicher Weise sind in seinen Vorträgen und Ausfertigungen auf der einen Seite Weitschweifigkeit, auf der andern Seite Affectation der Eleganz am unrechten Orte vermieden. Gleicher Weise beschämt sein Vorbild so wol jene Schöngeister, welche die Geschäfte ihrer unwürdig ansehn,

als die Pedanten, welche die Schöngeister für solche Geschäfte unfähig glauben.

Weisse, sein Vertrauter, schildert ihn in folgenden Zügen: „ Er gehörte zu den ausserordentlichen „ Menschen, die von der Natur auf eine vorzügliche „ Weise zu dem ausgerüstet werden, was sie in der „ Welt seyn und thun sollen. Er dachte, er sagte „ alles auf eine ihm eigene Art; seine Einfälle kamen „ alle aus der Quelle ungesucht, wurden auf die „ natürlichste Weise ausgedrükt und waren doch „ so auffallend lustig und scherzhaft und von einem „ so durchdringenden Wize, daß es unmöglich war, „ nicht dadurch aufgemuntert zu werden. Sein „ Gemüthe war immer so ruhig und heiter, daß „ der Wiz nicht einen Augenblik durch Verdruß „ oder Besorgnisse unterbrochen wurde. Das Un„ angenehme im menschlichen Leben rührte ihn nur „ leicht und ließ ihm immer noch Freyheit des Gei„ stes genug, das Angenehme oder das Scherzhafte, „ das damit verbunden war, zubemerken, nie „ ist ein Deutscher ein besserer Gesellschafter gewe„ sen. Er genoß oft das Vergnügen, eine ganze „ Versammlung bey seinem Eintritte aufleben zu„ sehn. In der That sagte er eben so gute Einfälle, „ als er schrieb. Er erzählte vortreflich; er spottete „ mit wahrem Wize, und doch ohne zubeleydigen. „ Er verschonte den Furchtsamen, und hielt den „ Dreusten in Schranken. Der öffentliche Tisch, an

„ welchem er vormals in Leipzig speiſete, wurde
„ von allen, die Geſchmak hatten, als ein Ort des
„ Vergnügens und der Fröhlichkeit geſucht. Aber
„ alle, die von ihm ergözt wurden, bekamen zu-
„ gleich Liebe und Hochachtung für ihn. Niemals
„ durfte in ſeiner Gegenwart die Fröhlichkeit zur
„ Ausgelaſſenheit werden. Aber ſein eigner Wiz
„ ergoß ſich nur für ſeine Freunde. Er bot ihn
„ nicht den Groſſen und Reichen feil: er verbarg
„ ihn ſo gar oft, wenn ſie ihn blos deswegen in
„ ihre Geſellſchaft zogen. Kein Menſch war wei-
„ ter von dem Character eines Luſtigmachers ent-
„ fernt, als er. Da, wo er wußte, daß man auf
„ ſeine Luſtigkeit Rechnung gemacht hatte, war er
„ ernſthaft.

„ Er war freymüthig, ohne unbeſcheiden, und
„ offenherzig, ohne ſchwazhaft zuſeyn. Er ſagte
„ die Wahrheit, und ſcheute weder Stand noch
„ Perſon. Indeß gehörte viel dazu, ehe man ſeine
„ ganze Vertraulichkeit hatte. Dadurch wurden
„ ſeine Freundſchaften ſo feſte, daß ſeine erſten auch
„ ſeine lezten waren. Seinen Freunden diente er
„ von ganzem Herzen, bald mit ſeinem Vermögen,
„ bald durch Empfehlung, bald durch Rath und
„ Belehrung. Bey der Regierung erwarb er ſich
„ Achtung und Vertraun nicht durch Schmeiche-
„ leyen, ſondern durch die Einſichten in die Ge-
„ ſchäfte ſeines Berufes.

„ Seine

„ Seine Satyre ist lachend, scherzhaft, nicht
„ bitter; er selbst war gewiß im Stande, dieselbe
„ Person, an der er vielleicht sehr lächerliche Fehler
„ bemerkt hatte, zugleich von ganzem Herzen hoch-
„ zuachten, wenn sie im Uebrigen wahre Verdienste
„ besaß. „

Ungeachtet Rabener grossentheils nur in Prosa geschrieben, so zählen wir ihn doch nicht ohne Grund unter die Dichter, in wiefern nämlich nicht bloß Reim und Sylbenmaaß, sondern Mahlerey und Erdichtung die Poesie ausmacht. „ Rabener, sagt
„ Ramler in der Einleitung zu seinem Bateux, die-
„ ser Lieblingsautor unsers Landes, hat in Prosa ge-
„ dichtet, wie Lucian und Swift. Ein lachender,
„ satyrischer Genius, mehr voll Salz als voll Bitter-
„ keit, männlich schön in seiner Schreibart, gerecht
„ und lehrreich in seinem Tadel, ganz unerschöpflich
„ in seinen Erfindungen. Welche Gallerie von Bil-
„ dern, welche Verschiedenheit von Characteren in
„ seinem Swiftischen Testamente, in dem Mährchen
„ vom ersten Aprill, im deutschen Wörterbuche, in
„ der Chronicke und Todtenliste, in den Sprüch-
„ wörtern des Pansa, und besonders in den Brie-
„ fen u. s. w. „

Rabeners Schriften übersezte man ins Französische, Englische, Holländische, Dänische, Schwedische.

C. F. Gellert. *)

Christian Fürchtegott Gellert wurde im J. 1715. zu Hayrichen in Sachsen gebohren. Sein frommer Vater war daselbst Prediger, der nach fünfzigjähriger, treuer Verwaltung seines Amtes in dem fünf und siebzigsten Jahre starb und dreyzehn Kinder zurückließ. Seine Mutter, eine gebohrne Schüzin, erwarb sich als wolthätige Menschenfreundin an ihrem Orte ein unvergeßliches Andenken. In dem hohen Alter genoß sie das Glück, ihre Söhne in günstigen Umständen zu sehn. Besonders auch erhielt sie grosse Erleichterung von unserm Gellert. In der Kindheit hatte dieser eine strenge Erziehung, auch brauchte man ihn zu den geringfügigsten, häuslichen Geschäften. In seinem eilften Jahre schrieb er zu Bestreitung seiner kleinen Ausgaben Rügen, Kaufbriefe, Documente und gerichtliche Acten ab. Dadurch gewöhnte er sich an den Canzleystyl. Wenn er aus der Fürstenschule an seinen Vater um ein Stück Kleidung schrieb, so that er es artig genug in der Sprache, worin Kläger an einem und Beklagter am andern

*) S. Cramers Denkmal auf Gellert, in den Schriften dieses leztern, im Xten Bande.

Theile höhern Orts sich belangen. Schon im dreyzehnten Jahre, ehe er noch auf die Schule gieng, fühlte er den Trieb zur Dichtkunst. Auch sein Vater liebte die Poesie und schrieb zuweilen selber Gedichte. Sein älterer Bruder, der nachherige Oberpostcommissar, rühmte sich scherzweise, daß er unsers Gellerts Lehrmeister in der Reimkunst gewesen. Sein erster Versuch war ein Gedicht auf den Geburtstag des Vaters. Die Wohnung desselben war ein baufälliges Haus, von vierzehn oder fünfzehn Balken unterstützt, und von gleicher Anzal waren damals die gellertschen Kinder und Kindeskinder. Dieser Anblick veranlasete den Gedanken, jedes derselben zu einer Stütze des Vaters und seines Namens zu machen, und jede Stütze beglückwünschete ihn. Auf den ersten Versuch folgten bald andere.

Auf der Schule wurde Gellert zwar mit dem todten Buchstaben der römischen und griechischen Dichter bekannt, nicht mit dem Geiste derselben. Kein Wunder, daß er einem Horaz, Virgil, Homer die deutschen Günther, ja so gar Neukirchen und Hanken vorzog. Zu Schulfreunden hatte er glücklicher Weise einen Gärtner und Rabener. Gegenseitig dieneten sie einander zur Ermunterung im Studiren und zur Berichtigung ihres Geschmakes.

Im J. 1734. kam Gellert nach Leipzig. Er

wiedmete sich der Gottesgelehrtheit. Vier Jahre hernach berief ihn sein Vater nach Hause. Nicht ohne Schüchternheit wagte er sich auf die Kanzel. Sein erster Versuch, öffentlich zureden, war nicht der glücklichste. Sein Gedächtniß war ihm untreu. Ueber acht Tage hatte er an einer Predigt zu lernen.

Auf Val. Ernst Löschers Empfehlung übernahm er im J. 1739. auf ein Jahr die Aufsicht über zween junge Herren von Lüttichard unweit Dresden. Nachher unterwies er ein Jahr lang seiner Schwester Sohn. Dieses Jahr zälte er unter die gesundesten und heitersten seines Lebens. Die Seinigen unterrichtete er mit vorzüglichem Eifer; er war voll Sehnsucht nach der Tugend, und lebhaft in seinem Hasse gegen das Laster. Bis zur Frömmeley stieg in seinem weichen Herzen das religiose Gefühl.

Im J. 1741. begleitete er seinen Zögling nach Leipzig. Daselbst beschäftigte er sich mit dem Privatunterrichte einiger Edelleute, zugleich überlies er sich seiner angebohrenen Neigung zur Dichtkunst. Nach weitläuftiger Gelehrsamkeit strebte er nicht; zu solcher Anstrengung fühlte er nicht Gesundheit genug; anhaltendes Sitzen vertrug sich nicht mit seiner Anlage zur Hypochondrie. Seinen Geschmack verbesserte er durch fleißiges Lesen des Cicero, Quintilians und Horazen; besonders

studirte er unter den Neuern den englischen Zuschauer und Rollin. Sehr vieles dankte er seinen Freunden, den Verfassern der bremischen Beyträge. Ungefähr wieder ein Jahr war er in Leipzig gewesen, als die Belustigungen des Verstandes und Wizes erschienen. So unbedeutend sie heut zu Tage, nach ausgebreiteterer Verfeinerung des Geistes, geworden, so waren sie doch damals eine Erscheinung, wodurch der deutsche Wiz aufgeweckt wurde. Diese Monatschrift bereicherte Gellert mit Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichten und auch mit verschiedenen prosaischen Abhandlungen. Das Werk wurde mit Beyfall gelesen. Gegen die darin befindlichen, mittelmäßigern Stücke erhob sich die schweizersche Kritik mit triumphirendem Nachdruck.

Um diese Zeit errichtete Gellert mit Johann Elias Schlegeln die vertraulichste Freundschaft. Sie gründete sich auf Verwandschaft des moralischen und des poetischen Characters. Auch mit Schlegels edeln Brüdern trat er in genauste Verbindung.

Im J. 1744. und 1745. erwarb er sich die Freyheit, auf der Academie öffentlich zu lehren. Hiezu wälte er eine Sphäre, in der er zugleich seinen Geschmack und sein Herz befriedigen konnte. Wenn er die schönen Wissenschaften zum Unterricht wählte, so wiedmete er sie nach seinen from-

men Gesinnungen zur Verschönerung der Tugend und Religion. Bey der Annahme der höchsten Würde in den freyen Künsten verthädigte er eine gelehrte Abhandlung von der Poesie der Fabeln und der vornemsten Fabulisten. Nicht allein durch academische Vorlesungen, auch durch Schriften wollte er nützen. Daß er Frömmigkeit von Scheinheiligkeit sorgfältig zu unterscheiden gewußt habe, beweiset die Bettschwester, die er so wol in einer Erzählung, als in einem Schauspiele aufführte. Dieses Stück erhielt Beyfall, verursachte ihm aber in der Folge viel Kummer. Hätte er mit Wahrscheinlichkeit einige Anstößigkeit von diesem Stücke befürchtet, so würde er dasselbe gewiß vor dem Drucke eben so willig unterdrückt haben, so lieb ihm auch seine Arbeiten waren, als er eine von seinen schönsten Erzählungen zernichtete, bloß weil Gärtner sie zu frey und folglich für den moralischen Nutzen der übrigen nachtheilig fand. Um übrigens von dem Werthe nicht allein dieses Stükes, sondern aller seiner Schauspiele richtig zu urtheilen, muß man bemerken, daß sie nicht so wol für die grosse Welt, als für die bürgerliche bestimmt sind. Die dargestellten Character sind nicht aus fremdem Himmelsstriche auf deutschen Boden verpflanzt, nicht aus Idealwelten heruntergezogen; sie sind getreue Nachzeichnungen des täglichen Lebens. Vielleicht weniger sonderbar und auffal-

lend, aber auch desto belehrender. Der Dialog ist allzuperiodisch für die Sprache des Umgangs.

Nach der Herausgabe seines ersten Lustspieles, gab er auch den ersten Band seiner Fabeln und Erzählungen heraus. Sie erhielten durchgängigen Beyfall; auch übersetzte man sie in ausländische Sprachen. Die Wahl und Erfindung des Innhalts, die Manier und Ausführung, alles macht dem Geist und dem Herzen des Verfassers gleich Ehre. Nie erhebt er sich zu hoch, nie sinkt er zu tief. Seine erzälende Muse ist eine Schönheit, die in bescheidenem Schmucke gefällt, ohne zu ängstlich vor dem Spiegel gesessen zu haben. Mit Recht schmeichelte es dem Dichter, als ein Bauer in Sachsen im Anfange des Winters mit einem Wagen voll Brennholz vor seine Wohnung fuhr, ihn fragte, ob er der Herr wäre, der so schöne Fabeln machte, und ihn mit einem Auge voll Freude und mit vielen Entschuldgungen ersuchte, seine Ladung zum Merkmale der Dankbarkeit für das Vergnügen anzunemmen, das ihm die Fabeln gemacht hatten.

Im J. 1746. machte Gellert einen Versuch, einen Roman zu liefern, von mehr Würde und Nutzbarkeit, als die gewöhnlichen. Er schrieb seine schwedische Gräfin. Seine Dichtung scheint zu verwickelt, zu sehr überladen mit wunderbaren und traurigen Episodien. Schon um diese Zeit lidt'

er manchen, heftigen Anfall von der Hypochondrie, die ihn durch sein ganzes Leben verfolgte. Ausser der Leibesbewegung, der Mäßigung in Speise und Trank, im Wachen und Arbeiten, fand er die größte Erleichterung im Wohlthun und in der Religion. Im J. 1747. schrieb er seine Trostgründe wieder ein sieches Leben. Auch dieses Werkgen wurde, wie alle seine Arbeiten, durchgängig wol aufgenommen. Man übersetzte, und Formey erweiterte es.

Im J. 1747. lieferte Gellert seine Lustspiele in einem Bande. Im J. 1748. edirte er den zweyten Band der Fabeln und Erzählungen.

Ungefähr sieben Jahre lang lebte er mit seinen Freunden, den Verfassern der Beyträge, in der innigsten Verbindung. Nunmehr waren sie fast alle von einander getrennt. Zachariä, Giseckе und Klopstock hatten Leipzig verlassen; Conr. Arnold Schmidt wurde nach Lüneburg, Gärtner und Ebert wurden nach Braunschweig, Cramer nach Cröllwitz, und Joh. Adolf Schlegel nach Pforta gerufen. Rabener allein blieb noch einige Jahre in seines Freundes Gesellschaft. Diese allgemeine Zerstreuung war ihm äusserst empfindlich. Auf Rabeners Antrieb arbeitete er an einer Sammlung seiner Briefe; auch verbesserte er seine Lehrgedichte, unter welchen der Stolz das Aelteste zu seyn scheint.

Ebenfalls auf Rabeners Zudringen ließ er sich

bereden, die Abhandlung vom guten Geschmacke in Briefen zu schreiben. Das Fehlerhafte, Tändelnde in seinen eignen Briefen verkannte er selbst nicht. Nur seine schlechte Gesundheit verhinderte ihn an der Verbesserung derselben.

Im J. 1754. folgten seine Lehrgedichte und einige Erzählungen. Seit der kritischen Bemühungen der Schweizer, seit der Erscheinung eines Hagedorns, Hallers, Klopstocks u. a. hatten die Deutschen sich an nachdrücklichere, farbenreichere Sprache, an kühnere Erfindung und höhere Begeisterung gewöhnt. Keineswegs also darf es befremden, wenn Gellerts Lehrgedichte nicht den lebhaften Beyfall erhielten, womit man ihn bey Erscheinung seiner Fabeln und Erzählungen belohnt hatte.

Schon seit einiger Zeit arbeitete er an geistlichen Liedern. Seinem Herzen war diese Arbeit noch die feyerlichste und wichtigste, die er jemals unternahm. Um den Nutzen dieser Lieder desto allgemeiner zu machen, richtete er sich dabey mehr nach dem gewöhnlichen Grade des menschlichen Geists und Gefühls, als nach dem höhern Fluge des odaischen Genies, wohin seine sanftere Muse sich nur selten empor hebt. Diese Lieder wurden in den gelehrten Anzeigen von Göttingen sehr schief beurtheilt. Die ausgebreitete Erbauung, die sie verursachten, beweißt die Unrichtigkeit dieses Urtheils. Es kränkte den Dichter. Er fürchtete,

daß die Recension den wolthätigen Eindrücken, die er mit Recht von seinen Liedern erwartete, nachtheilig seyn möchte. Diese Furcht verschwand. Für tausend und tausend Menschen sind sie zum Heil und Segen geworden. Gleich nach ihrer Erscheinung nahm man sie in die neuen Liedersammlungen auf, welche damals in Zelle, Hannover, Kopenhagen für den öffentlichen Gottesdienst besorgt wurden. Die reformirten Gemeinden in Leipzig und Bremen thaten eben dieses. Seither folgten ihrem Beyspiele mehrere Kirchen. Tief in Böhmen, wo man noch wenig Leser der bessern deutschen Schriftsteller fand, war ein frommer Landgeistlicher von diesen Liedern so sehr gerührt, daß er es nicht allein dem Verfasser schriftlich bezeugte, sondern ihn auch sehr dringend aufforderte zum Uebergang zu der katholischen Kirche. Selbst aus einem grossen und mächtigen Hause in Mayland erhielt er durch einen Geistlichen sehr rührende Versicherungen von der Erbauung, die seine Lieder daselbst stifteten. In Wien fand man sie bey einem jungen Reisenden. Er befürchtete Ahndung von der damals noch sehr strengen Censur. Der Freyherr von Swieten aber, den man in diesem Stücke keiner übertriebenen Nachsicht beschuldigen wird, beruhigte den Reisenden, mit der Versicherung: Diese Schriften gehn unser Verbot nicht an; wir alle bewundern die gellertschen Werke.

Wenn wir übrigens weit entfernt sind, dieselben so herabzuwürdigen, wie es Unzer gethan hat, so sind wir nicht weniger entfernt, ihren Werth so hyperbolisch, wie Abbt, zu erhöhn. Anbey unterschreiben wir von seinem Urtheile in dem Buche vom Verdienste folgende Stelle: „Gellerts „Schriften haben sich nach und nach in Häuser, „wo sonst nie gelesen wird, eingeschlichen. Da„durch ist das Gute in der Dichtkunst in Exem„peln und nicht in Regeln bekannt, und das „Schlechte verächtlich gemacht worden. Der „Geist und der Geschmack einer Nation sind nicht „unter ihren Gelehrten und Personen von vor„nemmer Erziehung zu suchen. Diese beyden Ge„schlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen. „Aber unter demjenigen Theile der Nation lie„gen sie, der von fremden Sitten, Gebräuchen, „Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich „bekannt gemacht hat. „

Um eben die Zeit, da Gellert vornehmlich an seinen geistlichen Liedern arbeitete, beschäftigte ihn zugleich im J. 1756. die Sammlung seiner vermischten Schriften. Diese wurde ihm von der Unbilligkeit und Gewinnsucht eines Buchhändlers abgedrungen, der auch von ihm schon längst verworfene Stücke unter seinem Namen zusammendrucken wollte. Gellert entschloß sich diejenigen, welche er einer Verbesserung fähig und würdig er-

achtete, unter die Feile zu nemmen, andere, die gänzliche Zernichtung verdienten, in ihrer Blösse zu zeigen, zugleich aber bessere Ausarbeitungen an ihre Stelle zu setzen.

Im J. 1751. hatte er das Amt eines ausserordentlichen Lehrers der Philosophie erhalten. Nunmehr gab er öffentliche Vorlesungen über die Dichtkunst und Beredsamkeit. So geläufig ihm auch der Gegenstand war, so entwarf er doch immer alles, was er zu sagen hatte, nicht allein dem Innhalte, sondern auch dem Ausdrucke nach. Nichts desto weniger las er wenig von seinem Papiere, und sprach mit eben so freyem als gefälligem Anstande. Hauptsächlich zu eigener Uebung ermunterte er seine Zuhörer und machte sichs zur Freude und Pflicht, mit ihnen jeden ihrer Versuche, poetische und prosaische, kritisch zu beleuchten. Anstatt der Regeln, unterhielt er sie viel lieber mit Mustern der besten Scribenten. Immer entwickelte er bey ihnen zugleich mit dem Geschmack am Schönen die Neigung zum Guten. Wegen seiner menschenfreundlichen Gesinnungen und gemeinnützigen Unterweisungen erwarb er sich durchgängige Liebe und Achtung. So z. B. versprach ihm ein edelmüthiger Freyherr in Schlesien, der Herr von Crausen, ein ansehnliches Jahrgehalt; als er es mit Bescheidenheit von sich ablehnte, ertheilte es der Freyherr seiner alten, ehrwürdigen Mutter bis an ih-

ren Hinschied. Eine Wolthat, die ein so zärtlicher Sohn mit Recht unter die vornehmsten Glückseligkeiten seines Lebens rechnete. — Ein junger preußischer Officier *) wurde durch Gellerts Schriften zur Liebe der Religion ermuntert. Bey einem Besuch in Leipzig sagte er auf einmal mit schamhafter Offenherzigkeit zu ihm: Sie wissen es nicht; ich bin Ihr Schuldner, Ihr grosser Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an. Zu gleicher Zeit drückte er ihm ein Papier mit Geld in die Hand. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Izt kömmt Ihr Freund; lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Ich, führt Gellert in seiner Erzählung an den Grafen von B. fort, ich nahm das Geschenke, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich nach dem Abschiede das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erschrack ich zum zweytenmale. Dieser frohe Schrecken that eine mächtige Wirkung auf das Herz. Nicht das Geld, (nein, dieß dringt nie in das Innerste der Seele) Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute, ganz zu denken, weil

*) Im J. 1754. S. Gellerts Schreiben an den Gr. M. v. B.

ich ihn vor Gott dachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütz wär; eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost seye; daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte, — ein solcher Gedanke war es. Gellert hatte um eben diese Zeit mehr als sonst Ursache gehabt, über seine Unfähigkeit nachzusinnen, über seinen Mangel an heitern Stunden, über die Düsterheit und Schwehre seines Kopfes und über beschwehrlichere Anfälle seines Hypochonders zuklagen. Allein dieser Vorfall breitete eine Heiterkeit über seine Seele aus, die selbst seinem leidenden Körper auf einige Zeit heilsam wurde. Seine Bangigkeiten erneuerten sich freylich bald wieder. Eben deswegen beschäftigte er sich oft mit Betrachtungen der Ewigkeit, die ihn, auf einsamen Spaziergängen, bald ins freye Feld, bald zu den Gräbern, das einemal aufheiterten, ein andermal seine Imagination in melancholischen Trauerschleyer einwikelten. Die süsseste Erquikung fand er immer im Wolthun. Und nichts desto weniger wurde auch dieser edle Mann, ich weiß nicht, in welcher Schrift, so wol über seine Aufsäze selbst, als über die Redlichkeit seiner Gesinnungen angegriffen. Er gestand selbst, daß er nicht ohne Ueberwindung eine solche Beleydigung zu ertragen gewußt habe.

Die Unruhen des Krieges, die seit dem J. 1757. sich über Deutschland verbreiteten, nebst der Fürsorge

für seine je länger je schlechtere Gesundheit bewogen ihn, aufs Lande nach Bonau zu dem Herrn Kammerherrn von Zettwitz zugehn, um den Umgang so wol dieses Herrn und seiner Gemahlin, als auch des Grafen von Vitzthum, seiner Gemahlin und seiner ganzen Familie geniessen zukönnen. Nach kurzem Aufenthalte bey ihnen, näherten sich die Armeen dieser Gegend, und er mußte sie auf einige Tage nach Eisenberg begleiten. Bey der Zurükkunft nach Bonau erkältete er sich bey einem späten Spaziergange zu Meineweh, einem benachbarten Gute des Herrn von Schönberg. Die Folge der Erkältung war ein heftiges Seitenstechen, mit gefährlichem Fieber verbunden. Die sorgfältige Pflege der liebenswürdigen Familie, in deren Schooß er von der Krankheit angegriffen wurde, die Treu und Geschiklichkeit des Arztes, Dr. Springsfeld aus Weissenfels, die Aufmerksamkeit des preußischen Befehlshabers in dieser Stadt, die zärtlichen Besuche seiner Freunde aus Leipzig, alles dieses trug zur Erheiterung seines Gemüthes, und diese Heiterkeit trug zur Widerherstellung seiner Gesundheit viel bey.

Einige Monate nach seiner Zurükkunft erhielt er im J. 1758. die Nachricht von dem Tode eines seiner jüngern Freunde, des Barons von Croneks. Je mehr seine vorzüglichen Talente und sein religioser Character versprachen, desto schmerzhafter war Gellerten der Verlust dieses jungen Dichters.

Von ihm erhielt er zum Andenken einen Ring und sein Portrait.

Bey zunehmender Hypochondrie beschäftigte sich Gellert je länger je weniger mit der Dichtkunst. Nun fieng er an, eigne Vorlesungen über die Sittenlehre zuschreiben; der Beyfall, mit dem sie angehört wurden, machte diese Beschäftigung zu einer von seinen geliebtesten Arbeiten. Er nüzte aber nicht allein auf dem Catheder; nicht weniger lehrreich war sein persönlicher Umgang. In der Nähe und in der Ferne genoß er des innigsten Zutraums. Sein Briefwechsel nahm mit jedem Tage zu. Wer einen rechtschafenen Hofmeister für seine Familie wünschte, verlangte ihn von Gellert. Während des Krieges fanden sich bey seinen Vorlesungen nicht selten so viele Officiers ein, als wenn sein Hörsal das Vorzimmer eines Generals gewesen wäre. Die preußischen Prinzen, Carl und Heinrich, beehrten ihn mit ihren Besuchen. Der Prinz Heinrich gab ihm nach dem Kriege das Pferd, welches er in der Schlacht bey Freyberg geritten hatte, durch den Herrn von Kalkreuter zum Geschenke. Alle Welt weiß des grossen Friedrichs Unterredung mit ihm. Auch war es die Achtung für Gellerts Namen, welche von Hülsen bewog, seinen Geburtsort mit beschwerlicher Einquartirung zu verschonen. Einer seiner liebsten Schüler, der Graf Moriz von Brühl, gab Gellerten schon seit einigen Jahren (1761.)

ein

ein jährliches Gehalt von anderthalbhundert Thalern, ohne daß sein erkenntliches Herz jemals den Wolthäter erfuhr. Beynahe kein Jahr vergieng, daß ihm nicht auf der Post die ansehnlichsten Geschenke zugeschikt wurden. Das Gehalt, welches er als ausserordentlicher Lehrer hatte, wurde erhöhet. Nach Mascovs Hinscheide fiel desselben Gnadengehalt ihm zu. Er hatte es nicht gesucht und machte sich ein Bedenken, dasselbe zunemmen. Als nach dem Tode des Königs Augustus, Friedrich Christian die Regirung antrat, beehrte ihn dieser edle Fürst sogleich mit den beträchtlichsten Geschenken. Sein Sohn und Nachfolger in der Chur äusserte gegen ihn die gleichen Gesinnungen. So sehr er in dem Vaterlande geschäzt wurde, so viel Werthschäzung fand er auch ausser demselben. Bey allen diesen schmeichelhaften Aussichten von Aussen, nagte an ihm von Innen der Wurm der Hypochondrie. Zur Linderung des Uebels reisete er im J. 1763. von neuem nach dem Carlsbad. Daselbst entzükte ihn der Umgang mit dem grossen General Laudon. Das Jahr hernach widerholte er die gleiche Brunnen-Cur. Bey allen Badgästen, selbst vom höchsten Range, genoß er der vorzüglichsten Liebe und Achtung.

Mit ausserordentlichem Beyfall und Eindruk hielt Gellert in den lezten Lebensjahren, mit andern öffentlichen Lehrern in Leipzig, vom J. 1765.-1769. feyer-

liche Vorlesungen vor dem Churfürsten und vor dem ganzen, churfürstlichen Hause. Ungemein groß war sein Einfluß bey der studirenden Jugend. Im J. 1768, ungefähr ein Jahr vor seinem Tode hatte sich der academischen Bürgerschaft auf einmal der Geist der Unruhe bemächtigt. Voll Bekümmerniß darüber, ermahnte Gellert beym Schlusse einer seiner moralischen Vorlesungen die Zuhörer zu friedlichem und sittsamem Verhalten. Die Anrede hatte sogleich die Wirkung, daß einer den andern aus Liebe zum Lehrer besänftigte.

Indeß wurde seine Gesundheit immer schwächer. An der durchgängigen Bekümmerniß hierüber nahm der Churfürst selbst grossen Antheil. Damit es Gellerten nicht an bequemer Bewegung fehlen möchte, schikte er ihm aus seinem Stalle ein sicheres und in seinem Gange ruhiges und bequemes Pferd nach Leipzig. Doch sein Körper war durch unaufhörliche Leiden so entkräftet, daß er auch die leichteste Bewegung nicht mehr ertragen konnte. Diese Entkräftung hinderte ihn, da im J. 1768. eine neue Ausgabe seiner Werke veranstaltet wurde, ihnen die Verbesserungen zu geben, die er gern darin gemacht hätte. Er eignete diese Ausgabe im J. 1769. dem Churfürsten zu, der sie besonders gnädig aufnahm. Bald darauf that er eine Reise über Meisen nach Oberau und endlich nach Haynichen. Mit tiefer Rührung nahm er Abscheid von seinem Geburtsort.

Nach seiner Zurükkunft legte er die lezte Hand an seine Vorlesungen über die Moral. Vom Tod übereilt, anvertraute er die Herausgabe dieses Werkes seinen Freunden, Heyer und Schlegel.

Im Anfange des Decembers 1769. äusserte sich bey ihm eine völlige Unfähigkeit zu den gewöhnlichen Absönderungen, mit allen schlimmen Folgen dieser Unfähigkeit. Mit christlicher Gelassenheit gab er den 18. dieses Monats den Geist auf. — In Handschrift hinterließ er sein Tagebuch, welches von Cramer bey seiner Lebensbeschreibung benuzt ward.

Auf Unkosten einiger seiner Zuhörer und Freunde errichtete man ihm ein Denkmal in der Johanniskirche. Dieses Denkmal stellt die Religion vor, welche sein in Metall gegossenes und mit Lorbeern gekröntes Bildniß der Tugend übergiebt. Beyde Bildsäulen sind aus weissem Alabaster gearbeitet. Unmittelbar unter dem Fußgestelle von schwarzem Alabaster ist sein Namme: Auf einer an dem Fußgestelle ruhenden Platte aber die von seinem Freund Heyer verfertigte Innschrift: „ Diesem Lehrer „ und Beyspiele der Tugend und Religion wied„ mete dieses Denkmal eine Gesellschaft seiner „ Freunde und Zeitgenossen, welche von seinen „ Verdiensten Augenzeugen waren. Geb. den 4. „ Jul. 1715. gestorb. den 18. Decembr. 1769. „

Auch verfertigte der Professor Oeser ihm zu Ehren

ein schönes Monument von weissem, sächsischen Marmor, das den Wendlerischen Garten ziert. Bausens und Geysers Bildnisse Gellerts, besonders des erstern nach dem Grafischen Gemälde, ferner die Schaumünze auf ihn von Stieler in Dresden, die Cameen mit seinem Kopfe von Kaugsdorf geschnitten, verschiedene Arbeiten der Meisnischen Porcellanfabrik, mit seinem Bildnisse geschmükt, sein Kopf in Wachs von Spohlen, und der Medaillon in Porcellan von der Berlinischen Fabrik, zeichnen sich unter den Versuchen, seine Gestalt zu verewigen, am rühmlichsten aus. Unter Gellerts Lobrednern und Lebensbeschreibern erwähnen wir vorzüglich Ernesti, Cramer und Garve. *

---

* S. Garve's Sammlung einiger Abhandlungen, aus der neuen Biblioth. der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Leipz. 1779, wie auch den 12ten Band der Bibliothek.

Christian Ewald von Kleist. *)

Kleist ist zu Zeblin in Pommern im J. 1715. gebohren. Mit dem Adel des Geblüts verbanden seine Aeltern den Adel der Seele. Im neunten Jahr schickten sie ihn auf eine Jesuiterschule in Großpohlen, und im fünfzehnten auf das Danziger Gymnasium. Im siebzehnten Jahre kam er auf die Universität zu Königsberg. Er studirte Philosophie, Meßkunst, Rechte, neuere Sprachen, vorzüglich aber die claßischen Alten. Auch erlangte er hier die grosse Kenntniß der Polnischen Gelehrsamkeit, die Hirzel in Blaarers Denkmal s. 326. ihm zuschreibt.

Von der Universität gieng er zu seinen Anverwandten in Dännemark. - Auf Anrathen dieser Verwandten, der Generale Staffelt und Folkersohn, wählte er den Kriegesstand, im ein und zwanzigsten Jahre. Heut zu Tage, da es Officiers giebt, die sich nicht schämen, sich bey Xenophon

*) Aus mündlichen Nachrichten und Handschriften seines Herzensfreunds, Dr. und Rathsherr Hirzels, wie auch aus Ch. H. Schmids Biographie der Dichter, Th. I.

und Thucydides überraschen zu lassen, so wie sich diese nicht schämten, den Griffel wie das Schlachtschwerdt zu führen, — da es Fürsten giebt, die mit den Lorbeern des Kriegesgottes die Lorbeern des Apollo verbinden: Darf man es sagen, daß Kleist durch seine bisherigen Studien zu seinem neuen Beruf schon etwas vorbereitet war. Schon oft bemerkte man, daß der Krieg zuweilen eben so viel Genien erwecke, als unterdrücke. Die Energie in Kleists Denkart und Ausdruck verdoppelte sich durch seine kriegerische Lebensart. Ohne diese hätten wir vielleicht von ihm keinen Cißides und Paches bekommen, diesen kleinen, kriegerischen Roman, wie er dieß Gedicht selbst nennt. Vielleicht hätte er an das preußische Kriegesheer keine Ode gerichtet. Vielleicht nicht den preußischen Grenadier zu Tyrtäischen Gesängen ermuntert. Daß Kleist einmal bey Lesung des Miltons die Wachen abzulösen vergessen, macht wol eine verzeyhliche Ausnahme für denjenigen, der hernach den Heldentod starb.

Sehr bald verließ Kleist Dännemark, wo er keine Gelegenheit fand, sich als Krieger zu zeigen. Sogleich bey dem Antrit der Regierung Friedrichs des Grossen kam er in dessen Dienste unter Prinz Heinrichs Regiment. Hier gerieth er in Bekanntschaft mit Gleim, Spalding, Ramler, Sulzer, Krause, Stille, auch mit Hirzeln, als er sich in

Potsdam aufhielt. In dem Umgange dieser vortreflichen Männer linderte er die Plagen des Hypochonders, die er sich durch unglückliche Liebe zuzog. Er wurde dem König vorgestellt, der ihn zum Lieutenamnt bey des Prinzen Heinrichs Regiment ernennte. Auf Stille's Empfehlung ward er hernach zum Hauptmann befördert. So schreibt Stille in einem Brief an Langen: *) „Ich habe „gesucht, dem grossen Friedrich eine gute Mey„nung von dieser edeln Seele beyzubringen, und „es ist mir gelungen, also, daß ich alles Gute „für ihn davon hoffen kann, jedoch weiß er es „nicht, und ich bitte, mein werther Freund wol„len ihn auch nichts davon weder direkte noch „indirekte wissen lassen.„

Kleists Militairbeschäftigungen versüßten ihm Virgil, Horaz und seine Muse. Sein ältestes Gedicht ist vom J. 1739. an seinen ehmaligen Schulfreund, den Rittmeister Adler. Die angenehmen Bilder der Natur, die sanfte Harmonie, die gedrungene Sprache, der Reichthum an Gedanken verkündigen darinn den künftigen Sänger des Frühlings. Auch die Liebe zu den ländlichen Scenen verräth sich schon in diesem Gedichte. „Er pflegte, „heißt es in seinem Ehrengedächtniß, täglich spa„ziren zu gehn, und ließ sich auch durch das

*) S. Langens freundschaftl. Briefe, s. 30.

» unangenehmste Wetter nicht davon abhalten. » Diese seine einsamen Spazirgänge nennte er sei- » ne poetische Bilderjagd. » Auch er also, wie jeder Originalschriftsteller, schöpfte aus der Natur selbst, nicht bloß aus Büchern. Die Menschenfreundlich- keit, die ihm so eigen war, wurde durch Vertrau- lichkeit mit der unverdorbenen Menschennatur auf dem Lande vermehrt.

Das Gedicht an Adlern ist auch schon in der Versart geschrieben, in der er nachher Meister- stücke aufstellete. Er ergriff die Parthey der reim- losen Verse. Denselben verschafte sein Beyspiel mehr Empfehlung, als alle Beweise eines Prof. Meyers. Kleist versuchte zuerst Hexameter mit einer Vorschlagsylbe, die man die Amphibrachi- schen nennt.

Kurz darauf wagte er das Lob der Gottheit, das er in die Monatschrift: Die Belustigungen einrücken ließ. Kleist hatte tiefe Ehrfurcht gegen die Gottheit, aber er kannte sie (wie Schmid versichert) nur durch das Licht der Natur. Um die Offenbarung bekümmerte er sich nicht.

Mitten unter dem Geräusche der Wafen sang er im J. 1744. sein melancholisches Lied, in dem er so rührend nach Ruhe seufzt. Wegen einer Lie- besgeschichte hatte er mit einem Lieutenant von Stojentin Händel bekommen, und schlug sich mit ihm. Er ward an der Hand gefährlich verwun-

det. Gleim besuchte ihn. Bey dessen öftern Besuchen fielen die Gespräche auf die Poesie. Unter anderm las ihm Gleim das Gedicht auf den Tod vor, welches so anfängt: Tod, kannst Du dich auch verlieben?

Es erweckte bey dem Kranken ein so heftiges Lachen, daß die Ader aufsprang. Mit starkem Verband mußte sie wieder einwärts gedruckt werden. — Mars hatte die Musen eine Zeitlang von Kleisten entfernt. Die Freundschaft führte sie ihm wieder zu. Sein kühner Geist trieb ihn zu dem Versuch eines epischen Gedichtes. Columb war sein Held. Auf Gleims Antrieb wählte er sich einen erhabenern, wenn auch vielleicht weniger poetischen Gegenstand, den Schöpfer der Natur. Sein unsterbliches Werk, das Gedicht auf den Frühling, erschien zuerst im J. 1749. zu einer Zeit, da, ohngeachtet verschiedener Versuche, noch Viele zweifelten, ob die deutsche Sprache einer solchen Harmonie, eines solchen Kolorits fähig wär, als ihr Kleist in diesem Gedicht gab. Es gehört in die Gattung der descriptiv Poetry. In der Jugend schilderte Pope den Windsor Forst; im Alter schien ihm diese beschreibende Dichtart so abgeschmackt, als ein Gastmal von lauter Brühen. Thomson brachte sie wieder in Aufnahme. Ut pictura poësis, rühmt man von diesem Dichter mit Grunde; dadurch aber liessen sich blöd-

sinnige Nachahmer verführen, Beschreibungen auf Beschreibungen, Schilderungen auf Schilderungen zuhäufen. Gleichen sie doch schülerhaften Farbenreibern! Voll Bewunderung des schönen Baumschlags, oder der Landschaft, die ein Meister schuf, schmeicheln sie sich, noch grösser zu werden, wenn sie jedes Blat, jedes Insect auf dem Blat, jedes Härgen an dem Insect besonders, wenn sie alles und jedes, in der Nähe und in der Ferne, im Hintergrund wie im Vorgrund, in gleicher Grösse darstellen. So verliert sich der Totaleindruck und dem Auge eckelt vor dem kleinfügigen, überladenen Detail, ohne Perspectiv, Ebenmaaß und Auswahl. Keineswegs Kleisten trift dieser Tadel. Sein Gedicht ist kein Cento gestolner Bilder; er spürt sie selbst in Flur und Hayn, in Gebirg und Thal auf, und vermählt sie mit geschmackvoller Prüfung. So wie Thomson besonders glücklich ist in schrecklichen Gemählden, so ist es Kleist in reizenden. Den Character des erstern könnte man mit Vernes und Salvator Rosa, den Character des leztern mit Dietrich und Claude Lorrain vergleichen. Jener verwebt sein Gedicht mit episodischen Romanen. Kleists Landschaften hingegen mangelts zu sehr an belebten Figuren.

In der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften B. I. s. 132. liest man folgende Anecdote: „Kleist zeigte einmal einem seiner Freunde

„ dreyßig bis vierzig Verse von einem Anhang zum „ Sommer, und als er ihn hat, darinn fortzufah„ ren, versicherte er ihn, daß es nimmermehr ge„ schehn würde. Seitdem er den Thomson recht „ gelesen habe, sey er völlig davon abgeschreckt „ worden, und rechne sich seinen Frühling als „ Uebereilung an. „ Dieß wäre also ein Beyspiel, daß, gleichwie manchmal ein grosser Dichter mehrere schlechte Nachahmer erweckt, auch hingegen ein sonst glückliches Genie von einem glänzenden Vorgänger kann muthlos gemacht werden. Wol uns also, daß Kleist den Thomson nicht vor Verfertigung des Frühlings studirt hat! Als Beylage zu diesem Gedichte gehört die Kleistische Ode, das Landleben an Ramler.

Man beschuldigte Kleisten, daß er die abwechselnden Naturscenen nicht genug in ein Ganzes verbunden. Dieß aber ist vielleicht weniger der Fehler des Dichters, als der Dichtart. Der poetische Landschaftsmahler hat Raum und Lage, der historische Dichter hingegen hat die Zeitfolge im Auge. Ueber die Gränzen der Poesie und Mahlerey mag man Leßings Laocoon lesen.

In den neuen Auflagen des Frühlings machte der Verfasser sehr viele Verbesserungen, und fügte einige neue Gedichte hinzu, anfänglich zu Episodien in das Gedicht des Frühlings bestimmt. Das Gemälde einer Ueberschwemmung ist ein Versuch

in der schrecklichen Mahlerey. Das Gedicht über die Unzufriedenheit an Sulzer ist der Eingang zu einem Lehrgedicht. Das Fragment von den Schmerzen der Liebe zeigt Kleisten auch als Mahler der Leidenschaft. Die Doris, an die er im J. 1744. jene Elegie schrieb, war nicht bloß poetisches Geschöpf. Er hatte sie im J. 1738. auf einer Reise nach Pohlen kennen gelernt. Ein Beweiß, daß diese Liebe von edler Art war, weil bey beyden Personen die Hochachtung immer noch fortdaurete, ungeachtet der Liebhaber durch die Vermählung der Dame mit einem Glücklichern die Hofnung ihres Besizes für ewig verloren. Den Verlust der Geliebten ersetzten ihm, wenigstens einigermaassen, die Tröstungen der Freundschaft und der Muse. Immer indeß zog auch über seine heitersten Stunden die Melancholie einen dämmernden Anstrich. Unter seinen Herzensfreunden war Hirzel, der sich damals im Brandenburgschen aufhielt. Mit diesem unterhielt er den vertrautesten, so wol schriftlichen als mundlichen Umgang. Aus einer Menge Briefe an ihn rücken wir hier um so viel lieber einige ein, je seltener es ist, in Deutschland die Briefe der schönen Geister so sorgfältig wie z. B. in Frankreich und England aufbewahret zu finden. Wenn auch hie und da der eine und andere an sich selbst wenig wichtig scheinen mag, so ist es doch immer interessant, einen berühmten

Mann auch als Menschen, ihn auch gleichsam im Schlafrock zu sehn.

✲

Liebster Hirzel, der Herr Krause und Herr von Gaudi sind von mir gegangen, und haben mir Plaz gelassen, meiner Melancholie über Spaldings Abreise nachzuhängen. Ich habe nicht gewußt, daß ich ihn so heftig liebte. Ich size schon eine Stunde und wäine wie ein altes Weib. Ich seufze nach der Ewigkeit. Mit welcher Lust werd' ich ihn dort umfangen? Wegen meines Aderlassens wollte ich mich nicht gerne chaporiniren, ich kann mich aber unmöglich mäßigen. Schiken Sie mir doch die freundschaftlichen Lieder. Es sind Gedanken darin, die mich trösten werden. Schlafen Sie wol, und reisen Sie mir nicht auch davon, sonst hört mein Latein auf.

✲

Liebster Freund, Sie können glauben, daß mir Potsdam seit Ihrer Abwesenheit wüster und verdrießlicher vorkömmt, als Ihnen Berlin scheinen mag. Ich gehe fast gar nicht aus, ausser zuweilen bey Donop und Seidliz. Und wenn ich auch an den Orten, wo wir so oft mit einander spazirten, mich in Gedanken mit Ihnen, mein Theuerster, unterhalten mögte, so ist mir auch dieß nicht einmal vergönnt. Seit ein Officier von der Garde durchgegangen, darf sich niemand mehr vor den Thoren bliken lassen. Eilen Sie doch in die Arme ihres

Freundes zurük, und machen Sie, daß es mir hier wieder Sommer wird. Laß uns die kurze Zeit, die wir noch beysamen seyn werden, unser genieſſen. Izo empfinde ich erſt, was die Poeſie für ein unvergleichliches Ding iſt, da ich mir ſonſt keinen Zeitvertreib zumachen weiß. Ich bin die vierzehn Tage über weiter in der Landluſt, (dem Frühling) gekommen, als ſonſt in einigen Monaten. Ich glaube, daß die Melancholie meine Muſe iſt.

Seit ihrer Abweſenheit iſt der bekannte Naturaliſt, Herr Edelmann, beym Könige geweſen und hat um ein Aſylum gegen die Verfolgungen der Geiſtlichkeit gebetten. — Schade, daß er nicht nach Berlin gegangen iſt, er hätte den Officier vom Haokiſchen Regiment ſtatt des Muſquetiers mit ſeiner Dulcinea kopuliren und vielleicht etwas Geld verdienen können. Ich halte davor, daß er dazu kapabel geweſen wär.

Die Frau Hofräthin Arndten läßt mir ſagen, daß ſie den Herrn Hofrath dieſe Woche wieder vermuthete. Ich ſeh alſo auch Ihnen entgegen, und bin mit der gröſten Zärtlichkeit, theuerſter Freund, Ihr u. ſ. w. Den 23. Jul. 1747.

*

Theuerſter, geliebteſter Freund, ſeit ihrer Abweſenheit habe ich aufs neue erfahren, wie unglüklich ich ohne einen Freund bin. Ich habe die Zeit über in der äuſſerſten Unzufriedenheit zugebracht, und

im größten Schwarm von lustigen Leuten, die ich zuweilen suchte, uni mich zuermuntern, bin ich beständig unempfindlich und abwesend gewesen. Mein Schmerz ward theils durch die bestätigte Nachricht von meiner Dulcineen Untreu, die sich an einen katholischen Mann verheurathet, und ihm zu gefallen auch katholisch geworden, theils aber und am meisten durch Herrn Gleims Entfernung vermehret, der nicht lange nach Ihrer Abreise Dohmsecretair in Halberstadt, zwanzig Meilen von mir geworden. Izo bekomme ich auf einmal von Ihnen und Herrn Gleim Briefe, und fühle endlich Etwas Freude wieder, die ich zufühlen fast nicht mehr gehoft habe. Schreiben Sie mir nur fleißig, mein Theuerster, wie izo, daß Sie vergnügt und glüklich sind; so werde ich es auch seyn.

Meine verdrießliche Laune hat mich bisher abgehalten, zum Herrn Hofrath Arndt zugehen; gestern aber bin ich bey ihm gewesen. Wie sehr werden Sie da beklagt? Sie sind etliche Stunden lang das Sujet von unsern Gesprächen gewesen, und Ihnen sind ganze Panegyrici gehalten worden. Niemand hat an Ihnen was getadelt als er, daß Sie allzuheftig wären, und ich habe gesagt, er hätte recht. Doch glaubten wir beyde, daß die Hize mit den Jahren schon verrauchen würde. Sie schreiben mir nichts, ob Sie Herrn Bodmern mein Schreiben abgegeben, und was er zu dem Stük der Land-

lust gesagt. Dieses heißt so viel, er ist nicht damit zufrieden, und er hat Ursache dazu. Ich bin es auch nicht. Ich habe seither fast die Hälfte verworfen, und gedenke, es entweder besser zumachen oder gar liegen zulassen. Doch, wo ich nicht vergnügter werde, als ich bisher gewesen, wird wol das leztere wahr werden. Ich sehe aus der Erfahrung, daß die Zufriedenheit die beste Muse ist, und Sie können sicher glauben, daß ich vergnügt bin, wenn ich Ihnen einmal etwas überschike, das taugt. Herrn Uzens Oden sind nun endlich im Stande, und sie werden künftige Ostern gedrukt werden. Ich zweifle, daß derselbe den Vorschlag, den ihm Herr Bodmer durch Herrn Gleim thun lassen, ein Trauerspiel nach Miltons Anleitung, oder auch andere Gedichte, dazu Herr Bodmer den Plan hergeben will, auszuarbeiten. Mir däucht, ein Trauerspiel ist nicht nach seinem Genie. Ueberdem arbeitet er, so wie ich, das ist, wenig und langsam. Niemand ist hiezu fähiger, als Herr Götze in Worms, der am meisten Feuer und Arbeitsamkeit hat. Er wird gewiß unter Herr Bodmers Aufsicht was rechtes machen. Es scheint gut dazu an, daß Herr Gleim und Lange wieder Freunde werden. Sie schreiben einander wieder fleißiger, und werden sich als Nachbarn wol besuchen. Ersterer meldet mir, er hätte in Halberstadt erfahren, daß der General Stille mit Langen umgienge, wie Mäcen

mit

mit Horaz. Er hat ihn kürzlich nebst seiner Doris in einer Kutsche mit sechs Pferden zu sich holen lassen, und drey Tage bey sich behalten. Die Uebersezung des Gegenparnasses, aus Herrn Langens Oden, die von ihm ist, werden Sie schon in der Schweiz gelesen haben. Immer kömmt mir der Mann doch schon estimable vor, daß er sich nur mit solchen Sachen abgeben will. In dem Vorbericht hat er den schweizerschen Uebersezer der Siege Friedrichs u. s. w. angegriffen. Im Fall Herr Bodmer diesen Helden kennt, so bereden Sie ihn doch nur, daß er ihm das Stillschweigen auferlegt. Der General Stille kann noch bey Hofe zu dem Kredit der guten, deutschen Dichter was beytragen, und es wäre unerlaubt, wenn man einer Wortklauberey zu gefallen der allgemeinen Sache Abbruch thäte, oder den Mann abschrekte. Wie ich höre, will Herr Professor Meyer in Halle mit Gewalt ein Poet werden. Er soll kürzlich eine Ode auf die Hochzeit seines Bruders haben druken lassen, die sich anfangen soll:

Entflammt von brüderlichem Triebe,
Besing ich izo deine Liebe,
Mein Bruder! mit entzükter Brust.
O könnt ich doch in schönen Bildern
Dir deiner Freundin Reizung schildern
Und deiner Liebe junge Lust.

Wenn ich einmal eine junge Luſt bekomme, ſoll er ſie mir nicht ſchildern, er möchte ſie mir alt machen. Wie iſt es möglich, daß ein Menſch, der bon Sens hat, und der ein Richter anderer ſeyn will, ſolch Bloksbergmäßiges Zeug kann druken laſſen? Ich möchte gern Herrn Langens Kritik über dieſe Ode ſehn. Sie werden wol beyde glimpflich mit einander umgehn.

Es iſt nicht unmöglich, daß ich einmal ihre Einladung, nach der Schweiz zukommen, annehme. Ich muß nur erſt eine Compagnie haben: aber damit ſieht es noch weitläuftig aus. Ich kann noch eher ſterben, eh ich ſie erhalte. Doch ich wollte auch dieſelbe ſchon noch entbehren, und mir durchhelfen, wie ich bisher gethan habe, wenn ich nur einen Freund nach meinem Sinn in Potsdam hätte. Ich liebe zwar Seidlitzen unendlich, und er übertrift hundert Gelehrte an gutem Herzen und gutem Verſtande, nur ich kann mit ihm von nichts ſprechen, was mich divertirt. Aber wer weiß, aus welcher Welt mir der Himmel wieder einen Hirzel ſchikt! — Den 29. Nov. 1747.

✡

— — — Wie ſehr freue ich mich, daß Sie den alten Harm fahren laſſen. Der Umgang ihrer Anverwandten und Freunde wird denſelben ſchon immer mehr ſchwächen, und ihr allerliebſtes Mädchen und glükliches Etabliſſement ihn endlich völlig ver-

treiben. Ich würde mich glüklich schäzen, mein Geliebtester, wenn ich nur Einen von den Vortheilen hätte, deren Sie geniessen: allein zugeschweigen, daß mir hier Freunde, Anverwandte und ein Mädchen fehlen, ist auch zu dem geringsten, zu meinem bürgerlichen Glüke noch schlechte Hofnung. — — — Fast einen Monat nach Empfang ihres leztern Schreibens, erhielt ich erst einen Brief von Herrn Bodmer vom 7. December 1747, der also über vier Monate alt war. Ich bin ganz entzükt geworden, daß mir dieser grosse Mann seine Freundschaft in so zärtlichen Ausdrüken anbietet, und schäze meine Arbeit izt in der That mehr, nachdem ich mir einen solchen Freund dadurch ersungen. Gerne wollte ich mich desselben immer mehr würdig machen, wenn ich nur könnte. Allein die Musen sind ganz von mir gewichen; ich bin, seit Sie und Herr Gleim und mit Ihnen das Vergnügen mich verlassen, ganz unfähig gewesen, zwo Zeilen zumachen, und izo fühle ich mich durch die Ankunft des Frühlings wohl etwas begeistert, das tägliche Exerciren aber raubt mir alle Zeit.

Sie werden den Geselligen von Herrn Lange schon gesehn haben. Diese Schrift findet hier vielen Beyfall und der General Stille hat sie so gar bey Hofe ziemlich in Kredit gebracht. In der That verdient sie das ihr beygelegte Lob, im Fall die Fortsezung dem Anfange, den ich nur davon gelesen,

gleich ist. Sie wird leicht nach den Sittenmahlern die beste deutsche Wochenschrift seyn. Herr Uzens Oden werden diese Messe herauskommen. So viel ist gewiß, daß sie izt sehr schön sind und Herrn von Hagedorns Lieder weit hinter sich zurüklassen. Den 13. May 1748.

✲

Wie befinden Sie sich denn izo in ihrem verehlichten Stande, mein Theuerster? Vermuthlich gut, und ich wünsche Ihnen tausend Glük dazu. Wenn Sie doch nur mitten in ihrer Glükseligkeit zuweilen gedächten, daß ich Ihnen noch fehlete, daß ich ihr Vergnügen, noch um ein wenig vermehren könnte! Allein es ist fast unmöglich, daß Sie mich bey so viel Freuden, als Ihnen ihre Gemahlin und ihre Freunde verursachen werden, noch vermissen sollten. Ich empfinde desto öfter, daß Sie mir fehlen, da ich seit ihrer Entfernung fast mit lauter Pöbel umzugehn verdammt bin. Jedoch seit einem halben Jahre hat ein neuer Freund, ein gewisser von Ponickau, ein Mann von edlem Character, gutem Geschmak und Wissenschaften, mein Schiksal mir ziemlich erleichtert. Der erste Gesang der Landlust, oder wie ihn Herr Gleim umgetauft, der Frühling, ist während seines hiesigen Aufenthalts endlich fertig geworden. Er ist zwar, was den Wolklang anbelangt, ziemlich ausgebessert, und ich habe auch, was darin nicht recht an seinem Orte stand, z. B.

die lange Betrachtung über die Unzufriedenheit der Menschen u. s. w. weggelassen, und hie und da was neues hinzugesezt. Indeß zittere ich doch über sein Schiksal. Er ist zu kurz und wird der Idee, die man zum voraus davon gefaßt hatte, nicht gleich seyn. — Den 12. Oct. 1748.

✲

Wie sehr bin ich erfreut, daß Sie nach Wunsche vermählt sind. Ich darf Ihnen nicht viel Glük dazu wünschen. Wie ich von allen, die aus Zürich kommen, erfahre, so haben Sie alles schon, Sie dürfen es nur genieſſen. Wundern Sie sich nicht, daß Sie den **Frühling** so unvollkommen gedrukt sehn, Herr Ramler ist Schuld daran. Er wollte mein Criticus des Wolklangs seyn. Er macht aber so unvergleichliche Veränderungen darin, daß ich ihn der Ehre, die seine Arbeit verdient, nicht berauben kann. Ich habe also einen vorläuftigen Druk unternommen, und seine Auflage wird vermuthlich auch noch wol dieses Jahr nachfolgen. Er wird darin in der Vorrede melden, daß der Verfasser, sein Freund, ihm die Erlaubniß gegeben, das Gedicht nach seinem Gefallen zu verändern. Seine Edition wird vermuthlich auch viel stärker werden, als diese, weil ich ihm viele ausgeschaltete Stellen, als die von der Liebe, den Abend, von der Unzufriedenheit des Menschen, die Beschreibung des Meers u. s. w. übersenden müssen, davon er,

was sich wird thun lassen, wieder einschalten will. Das gütige Urtheil, welches Herr Bodmer in den neuen kritischen Briefen davon fällt, werde ich also nicht meiner Edition zueignen, als die es nicht verdient, sondern der zweyten. Empfehlen Sie mich doch diesem grossen Mann. Potsdam den 31. Jenner 1750.

N. Schr. Sie wissen doch wol schon, daß Herr Gleim Vicarius geworden. Ich werde ihn nun ehestens besuchen, um den Amor im Chorhemde zusehn. Ich bin auch seit ohngefähr drey viertel Jahren Staabs-Capitain und nunmehr der älteste.

*

— — Den Anhang der neuen Auflage des Frühlings können Sie ihrer Edition immer beydruken lassen, wenn Sie ihn anders des Druks werth genug achten. Das Stük an Wilhelminen möchte ich nicht gern ausgeschaltet wissen, weil ich, da ich voriges Jahr zu Hause war, erfuhr, daß sie mir gar nicht ungetreu geworden, sondern bis zum lezten Augenblik ihrer Versprechung nach mir gefragt. Einer meiner — aber, ein Niederträchtiger, der seine Glükseligkeit im Gelde sezt, hat ihr, da sie ihm offenherzig gesagt, daß sie mich liebte, und daß sie gerne Nachricht von mir haben möchte, glauben gemacht, daß es mir kein Ernst sey u. s. w. Und er hat mir nicht nur nichts davon wissen lassen, sondern so gar mir ein halbes Jahr vor ihrer Ver-

mählung schon geschrieben, daß sie verheyrathet wär. Die zwo Strophen, die Sie vor romanhaft und schlecht halten, können Sie weglassen, ohngeachtet die eine: — Bestrafte doch des grossen Friedrichs ꝛc. meinen Character nicht dementirt. Ich habe sie meiner Empfindung nachgeschrieben, und ich bin wirklich in Etwas ein solcher Romanheld. Ich hätte, wenn ich im Felde Gelegenheit gehabt hätte, mein Leben vor nichts gehalten, um sie zubesizen, und wollte es noch thun. Die Episode von der Unzufriedenheit der Menschen dünkt mir nicht viel werth zuseyn, und die Abendgedanken auch nicht: doch soll es auf Sie ankommen, ob Sie sie beyfügen wollen oder nicht. Ich traue fremdem Urtheile mehr als meinem eigenen.

Sie werden vermuthlich schon wissen, was mir Herr Sulzer vor einen Spaß mit dem Noah gemacht hat. Er schikte ihn mir, und meldete, daß man den Verfasser nicht wißte, und bat um mein Urtheil. Mir fiel zwar gleich, als ich etwas darin gelesen, Herr Bodmer ein, aber wie ich zu wenig argwöhnisch bin, nnd nicht sah, was Herr Sulzer für Ursachen haben sollte, dieses zu cachiren, widerlegte ich mir es selber, und die vielen Schriften, die Hr. Bodmer jährlich herausgiebt, bestärkten mich in der Meynung, daß er der Verfasser nicht sey, und nicht Zeit genug haben könne, ein solches Gedicht zuverfertigen. Ich schrieb also Herrn Sulzer meine

Meynung ganz frey, welches ich zwar sonst auch gethan haben würde, wenn ich gleich gewußt hätte, daß es von einem so grossen Meister wäre, aber doch mit mehr Furcht, unrecht zu urtheilen. Izo aber drükte ich mich, wie ich mich noch besinne, ohngefähr so aus: Die Unschuld, die hohen Tugenden und starken Empfindungen, die in dem Gedicht überal abgeschildert wären, hätten mich so gerührt; daß ich mich der Thränen bey sehr vielen Stellen nicht hätte enthalten können, und des Verfassers Genie sey gegen das meinige ein Meer, in dem ich Tropfen versänke; indeß stünde mir doch verschiedenes nicht an, z. B. daß Gott nicht gewußt, was auf der Erde geschähe, und Noah Befehl ertheile, ihm Bericht davon abzustatten, — die Satyre auf die lebenden Nationen, die parisische Bluthochzeit u. s. w. Ich schrieb dieses Urtheil gleichfalls an Herr Gleim, aber unvermuthet war ich mit ihm und Herrn Sulzer in einen Streit gerathen. Ich verthaidigte mich, so gut ich konnte, und wegen der Satyre bin ich endlich ziemlich überführt, aber in dem Punkt von der Unwissenheit Gottes glaube ich noch recht zuhaben. Allein dieses ist wirklich eine Kleinigkeit. — Es ist ein unsterbliches Gedicht, und die Deutschen können wegen desselben und wegen des Meßias sagen, daß sie da anfangen, wo andere Nationen aufhören. Den 4. Novembr. 1750.

Im Jahr 1753. that Kleist bey Gelegenheit einer

Werbung eine Reise nach Zürich. Ungeachtet des Verdrusses, den er sich bey der Werbung zuzog, genoß er nichts desto weniger bey seinem Herzensfreund Hirzel die seligsten Tage. Doch wir lassen ihn selbst sprechen:

✲

Ich will noch nicht Abscheid nemmen, mein Allerliebster. Ich habe nicht Zeit, Ihnen zu schreiben, was ich gegen Sie und unsere übrigen Freunde bey meiner herannahenden Entfernung, die vermuthlich auf ewig seyn wird, fühle. Künftigen Sonnabend werde ich von hier abgehn. Ach, wenn es nicht nöthig wär, und ich noch hier auf einem Kirchhof bliebe! — Schaffhausen den 25. März 1753.

✲

An eben denselben den 16. August 1753, von Potsdam.

Wir sind noch niemals so viel mit Exerciren angegriffen worden, als dieses Jahr. Den 1. Sept. haben wir noch bey Spandau ein grosses Campement von 50000. Mann. Der König fällt izo noch mehr als sonst aufs Militaire, weil er durch den Verlust Voltairens, Maupertuis, (der nun in Frankreich ist,) und aller seiner Freunde, mehr Ennuis als ehedem hat. Machen Sie doch, daß Wertmüller den Frühling ganz französisch übersetzt. Ich sähe dieses, nicht aus Autorstolz, aber deßwe-

gen gerne, weil ich so dem Könige und Prinzen, die nichts Deutsches lesen, bekannter werden, und vielleicht eher mein Glück machen könnte. Unser Prinz hält izo, wenn er hier ist, selten Tafel, und ich habe die Gnade gehabt, wol schon zwanzig mal bey ihm zu speisen. Man ist aber bey Tafel so monosyllabisch, daß man dort auch vor das! Wenige, was man ist, sich nicht kann gelten machen. Indessen lernt der Prinz mich nicht kennen, so lerne ich doch ihn kennen. Er ist wirklich ein Herr von Verstande und der das beste Herz von der Welt hat. Francheville übersetzt hier den Frühling, allein er versteht das Deutsche nicht genug, und die Uebersetzung taugt nicht. —

— Doch wir knüpfen den Faden der Erzählung hier wieder an. Der neue Krieg, der sich im J. 1756. entzündete, gab Kleisten neue Gelegenheit zur Entwicklung seiner militärischen Talente. Er ward Obristwachmeister bey dem Hausischen Regimente, das nach Leipzig in Garnison gelegt ward. Unterm 25. Jun. 1757. schrieb er von Leipzig aus an seinen Hirzel in Zürich.

„ Ich hätte Ihnen längst geschrieben, aber ich „ stehe izo bey einem neuen Regimente, und habe „ fast von Anbruch des Tages bis in die Nacht so „ viel zu thun, daß ich kaum Zeit habe zu essen, „ vielweniger zu schreiben. Indeß thue ich diese „ schweere Arbeit sehr gerne, und helffe aus al-

„ len Kräften, damit wir nur bald auch in Ba-
„ taille kommen, und ich hoffe, daß wir nun
„ nicht mehr lange hier bleiben, sondern weiter
„ marchiren werden, da wir so gut als die alten
„ Regimenter exerciren und 600. Mann Lan-
„ deskinder im Regimente haben. Von Prinz
„ Heinrich kam ich nach dem Tode des Majors
„ von Blumenthal auf diese Art weg: Blumen-
„ thal hatte (weil wir keinen Obristen noch Obrist-
„ Lieutenant hatten,) als ältester Major das Prinz
„ Heinrichsche Regiment commandirt, und nach
„ seinem Tode hätte Binius, den sie kennen, das
„ Kommando haben sollen. Weil aber Binius
„ nicht eben ein Mann vor den Prinzen war, und
„ er gerne wieder einen Favoriten zum Comman-
„ deur haben wollte, so ward es gemacht, daß
„ ein gewisser de Guede, ein Franzose vom Prinz
„ Preußischen Regimente, Commandeur ward. Das
„ ganze Regiment litt darunter. Ich aber am
„ meisten, weil ich der älteste Capitain war. Ich
„ beschwerte mich darüber und ward darauf zum
„ Dedommagement bey des General von Hausse
„ Regiment als Major gesetzt. Diese Versetzung
„ wäre mir sehr angenehm gewesen, weil ich, wenn
„ ich beym Leben bleiben sollte, einmal auf eine
„ bessere Garnison, als Potsdam war, hoffen
„ kann, wenn's mich nur nicht geärgert hätte, daß
„ ich bey dem neuen Regiment eine Zeitlang in

„ inaction bleiben mußte. Doch izo ist dieses vor-
„ bey, und wir werden bald gebraucht werden,
„ und ich bin, was diesen Punct betrift, mit
„ meinem Sort nun schon zufrieden.

„ Mit meiner Gesundheit stehet es auch ziem-
„ lich, allein ich hatte vorigen Winter in Zittau
„ und um Zittau auf Dorfwachen so viele Nächte
„ im Schnee, selbst Schildwach gestanden, um
„ nicht überfallen zu werden, daß ich mir darüber
„ eine maligneuses Catharralfieber zugezogen, da-
„ bey ich Stiche auf der Brust hatte und Blut
„ auswarf, und beynahe darauf gegangen wär.
„ Izo aber bin ich schon wieder bey Kräften, und
„ wünsche nur bald gegen die Franzosen zu mar-
„ schiren. Sie fragen mich, was meine Muse
„ macht? Diese ist ziemlich von mir gewichen,
„ wenn sonst jemals eine bey mir gewesen ist. Doch
„ machte ich wol zuweilen etwas, wenn ich nur
„ Zeit hätte, es möchte mir nun die Muse dicti-
„ ren oder die Galle. Beykommende Ode (an die
„ preußische Armee) hat mir wol die Galle dictirt,
„ denn es ist wirklich Schande für ganz Europa,
„ daß man uns von allen Seiten anfällt. Allein
„ unser grosse Friedrich, der noch ein besserer Ge-
„ neral ist als Türenne und Cäsar, und noch ei-
„ ne bessere Armee hat, wird diese Schwirrigkei-
„ ten alle überwinden, und Franzosen, Russen
„ und Schweden schlagen, wie er Sachsen und

„ Oesterreicher geschlagen hat. Die österreichische
„ Armee ist nun beynahe aufgerieben, und wir sind
„ noch über 200000. Mann stark. Die Franzo-
„ sen werden geschlagen, wenn wir nur 20000.
„ Mann zur alirten Armee schicken, welches ge-
„ schehn wird, so bald wir Prag haben. Dann
„ können Russen und Schweden auch kommen,
„ und sich einige Schlappen holen. Wir bleiben
„ stark genug, um ihnen die Wege zu weisen.„

An Ebend. Leipzig den 22. März. 1758.

„ Ich bin ein paar Monate im Bernburgischen
„ gestanden, um theils Recrouten einzutreiben,
„ theils die Sale vor den Franzosen zu decken.
„ Nunmehr aber, da sie schon erschrecklich laufen,
„ und beynahe über den Rhein sind, bin ich wie-
„ der mit meinem Bataillon in Leipzig. Ich ha-
„ be keine Gelegenheit gehabt, Ehre einzulegen,
„ wie noch in dem ganzen Kriege nicht, und ich
„ habe kein Glück. Hoffentlich aber wird es noch
„ anders werden, und der König wird unser Re-
„ giment, das nun keine Sachsen mehr hat,
„ schon noch besser als zur Besatzung von Leipzig
„ gebrauchen. Wie die Franzosen vorigen Herbst
„ Leipzig wegnehmen wollten, haben wir ein paar
„ Tage mit Ihnen escarmouchirt, und ich habe
„ dabey mich genug hazardirt, allein ich konnte
„ doch keine Ehre einlegen, denn wir hatten ei-

„ nen zu schlechten Feind, der allenthalben lief,
„ und bald darauf bekamen wir Succurs. Da ich
„ nicht schlagen kann, so habe ich, um mir den
„ Chagrin darüber (der wahrhaftig bey mir
„ zuweilen sehr heftig ist,) zu dissipiren, wieder
„ einmal Verse gemacht, die Sie hiebey erhalten.
„ Ich habe sie unter hunderterley Verrichtungen
„ und Verdruß aufgesetzt, da ich vom Könige zum
„ Director über das hiesige Lazareth gesetzt wor-
„ den, und die Versorgung und Einquartierung
„ der Gefangenen, wie auch von unserer Armee,
„ auf dem Hals haben, und dabey noch meine
„ Regiments- und Compagnie-Dienste, Com-
„ mando's u. derg. thun mußte. Sie können also
„ unmöglich so ausgearbeitet seyn, als noch meine
„ vorigen Kleinigkeiten waren, denn ich habe sie
„ sehr flüchtig, und ohne daß sie mir Arbeit geko-
„ stet hätten, gemacht. Besonders die Tragödie
„ habe ich hingeschrieben, wie man einen langen
„ Brief schreibt. Wenn sie Ihnen und andern
„ Kennern nur etwas gefallen, so bin ich schon
„ vergnügt. Küssen Sie doch Geßnern in meinem
„ Namen. Was wird Er sagen, daß ich ein Idyl-
„ lenpfuscher geworden bin? Leben Sie glücklich
„ und schreiben Sie mir aufrichtig, ob ich nun
„ bald aufhören soll zu poetisiren. „

Noch im J. 1756. hatte Kleist eine vollständige Ausgabe seiner bisherigen Gedichte besorget. Im

J. 1758. erschienen neue Gedichte von dem Verfasser des Frühlings. Sie sind der Gemahlin eines Hauptmanns von der Goltz zu geeignet, von der er sagt, daß sie zur Beförderung seines Glückes viel beygetragen habe. Das Liebeslied an die Weinflasche ist voll Bachischer Laune. Die Dithyrambe ist ein feuriges Trinklied. Das Lied eines Lappländers ist ganz in dem Character des Volks und des Climas. Seither machten auch andere Dichter ähnliche Versuche in besonderer Nationalpoesie. Wer kennt nicht den Mohr und den Scalden des Herrn von Gerstenberg, das mexicanische Lied des Zachariä, und Klopstocks Bardengesänge? Von Kleisten haben wir auch das Lied eines Cannibalen, dazu ihm Montagne die Idee gegeben. — In dieser Sammlung befinden sich auch die Idyllen. Unter den Epigrammen ist das Gemälde nicht allein seiner Schönheit wegen merkwürdig, sondern auch wegen der Verantwortung, die es ihm zuzog. Seine Feinde machten davon eine boshafte Anwendung auf den König. — Von seinem Seneca, dem Plan zu einem Trauerspiel, reden wir nicht. Eben so wenig geschickt scheint der Stoicker zum tragischen Helden, als der zärtliche, mahlerische Kleist zum tragischen Dichter. — Unter kriegerischen Zerstreuungen schrieb er das kriegerische Gedicht: Cißides und Paches, das aber erst im J. 1759. heraus kam.]

Doch er wünschte nun auch den Verdacht auszutilgen, als wüßte er nicht eben so wol den Degen, als die Feder zu führen. Von dem Prinzen Heinrich erhielt er die Erlaubniß, sich auch im Felde zu zeigen. Aus dem Lager bey Maxen unweit Dresden schreibt er unterm 20. August 1758. an Hirzeln nach Zürich.

„ Seit dem Anfang der heurigen Campagne
„ stehe ich bey dem Corps des Prinzen Heinrichs
„ an der böhmischen Grenze. Wir decken Sach-
„ sen vor dem Einfall der Oesterreicher und der
„ Reichsarmee, und zwar bisher mit gutem Suc-
„ cess. Man greift uns nicht sehr wüthend an,
„ und wenn Wir es zu thun Lust haben, so zieht
„ man sich bey Zeiten zurück, und bleibt sehr weis-
„ lich aus dem Schuß. Nachher kann man doch
„ in die Welt schreiben: Man habe uns repouf-
„ sirt. Zwar wird alle Tage Blut vergossen in
„ kleinen Begebenheiten, aber es fließt noch nicht
„ in Strömen. Sechs Mann habe ich von mei-
„ ner Compagnie bey einer Escorte, die von öster-
„ reichischen Husaren attaquirt ward, im Junius
„ verloren, und ohngefehr jede Compagnie des
„ zweyten Bataillons so viel, und dieß ist bey
„ unserm Regiment alles. Der Prinz war bey
„ dieser Begebenheit mit uns sehr zufrieden.
„ Vielleicht warten unsere Feinde ab, was die
„ Russen machen werden, allein sie werden hoffen
„ wie

„ wie die Juden auf den Meßias, und in Mo-
„ natszeit höchstens werden die Russen gewiß eine
„ abscheuliche Niederlage erlitten haben. Denn
„ unsere Armee ist Gott Lob noch immer dieselbe,
„ und der König ist bey dem Antirußischen Corps.

„ Ich bin in der Campagne fleißiger als je-
„ mals gewesen. Vielleicht spornt die Möglichkeit,
„ daß ich bleibe, mich an, noch vorher was zu
„ machen; vielleicht auch Langweil; ich weiß es
„ selbst nicht. Ich habe ein etwas langes Gedicht:
„ Cißides und Paches in zwey Gesängen, beyna-
„ he fertig. Es ist kein Heldengedicht, (so stolz
„ bin ich nicht, ihm diesen Titel zu geben, den
„ es auch nicht verdient,) ein kleiner kriegerischer
„ Roman, aber ich hoffe, daß er einigen Beyfall
„ finden wird. Ueberdem habe ich auch eine Hym-
„ ne und noch andere Kleinigkeiten gemacht. Ehe
„ ich michs versehe, werde ich einen ziemlichen
„ Band geschrieben haben.

„ Geßners **Tod Abels** würde mir sehr gefal-
„ len, wenn nicht dann und wann übertriebene
„ Metaphern darinn wären. Er muß dieses
„ ändern, und seine Freunde müssen es ihm sagen,
„ sonst sind sie seine Freunde nicht. *) Die Idyllen

*) Wirklich märzte Geßner selbst die Fehler aus seinem Gedicht aus.

„ sind bis Dato ungemein viel mehr wehrt. Wenn
„ er aber den Abel ändert, so kann er unvergleich-
„ lich werden. Küssen Sie ihn tausendmal in mei-
„ nem Namen, den lieben, den braven Freund!
„ Er wird sagen: Kleists Seneca enthält auch
„ trefliche Schnitzer, besonders in den ersten Sce-
„ nen. Er hat Recht, allein dieses kam daher,
„ daß ich auch keinen aufrichtigen Criticum hat-
„ te. Ich bin es nun, nach verrauchter Hitze,
„ selber geworden, und habe die Fehler sehr ver-
„ bessert, ob ich wol sehe, daß ich kein Meister-
„ stück gemacht habe, noch auch von diesem Sujet
„ hätte machen können. „

An Ebend. Aus dem Lager bey Dohna, (zwo Stunden von Dresden,) den 25. August. 1758.

„ Ich habe im Felde wenig Umgang wie ich
„ ihn mir wünsche, und daher wenig Vergnügen.
„ Ich schreibe also fleißig an meine Freunde, um
„ mir Vergnügen zu machen. Ihr liebstes Schrei-
„ ben erhielte ich eben, als unser Corps in sehr
„ critischen Umständen war. Wir 20000. Mann
„ hatten eine Armee von 38000. vor uns, und
„ Daun mit 40000. Mann kam uns in den Rücken.
„ Wir waren dabey gutes Muths, und voller
„ Ruhe, indessen wenn Daun sein Metier verstan-
„ den hätte, so wären wir aufgerieben gewesen,
„ ehe der König, von den Russen, uns zum Suc-

„ curs hätte kommen können. Wir haben ehe mit
„ 20000. Mann 80000. geschlagen, und hätten es
„ hoffentlich izo gethan, wenn wir sie vor uns ge-
„ habt hätten: allein von zwo Seiten angegriffen
„ zu werden, ist gar zu gefährlich. Der Fabius
„ Cunctator war aber dießmal zu sehr Cunctator.
„ Nun ist unser grosse Friedrich bey uns; nun
„ denkt er nur vollends an unsere Sicherheit. „

An Ebend. unterm 30. Oct. 1758. Aus dem Lager bey Maxen:

„ Sie werden vermuthlich begierig seyn, die
„ Wahrheit von dem Vorfall vom 14ten zwischen
„ uns und den Oesterreichern zu wissen. Ich kann
„ Ihnen also melden, daß die Sache bey weitem
„ nicht so gefährlich ist, als unsere Feinde sie aus-
„ geben. Wir haben etwann 1500. Mann ver-
„ loren, und ohngefehr 3000. gefangen und bles-
„ sirt: den Feinden aber kostet ihr Vorrücken über
„ 10000. Mann. Man muß indessen gestehn, daß
„ es von Daun ein gut ersonnener Coup war. Er
„ hat freywillige Grenadiers hinter Curassirs auf-
„ sitzen lassen, die die Avantgarde gemacht, und
„ er ist mit der ganzen Armee in sieben Treffen ge-
„ folgt. Die Grenadiers sitzen um zwey Uhr in
„ der Nacht, so bald sie an unsere Feldwachten
„ kommen, ab, und eilen durch die weitläuftige
„ Chaine, ohne sich mit den Posten aufzuhalten,

„ in unser Lager, schiessen in den Zeltern nieder,
„ was sie treffen, und verhindern, daß die Leute
„ nicht zum Gewehr kommen. Die Cavallerie
„ folgt nachher und macht die Verwirrung grösser,
„ so daß unser ganze rechte Flügel ohne Kleidung
„ reißaus nehmen muß. Das zweyte Treffen kömmt
„ indessen zum Gewehr; die Cavallerie sattelt auch
„ nach und nach, und haut zu 20. bis 30. Mann
„ in einem Haufen immer ein, und die ganze Macht
„ der Feinde wird repoussirt. Dieß ist der ganze
„ wahre Vorfall, der gar nicht von Wichtigkeit
„ wäre, wenn wir nicht den braven Prinz Franz
„ von Braunschweig und den Feldmarschall von
„ Keith dabey verloren hätten. Dem Könige ist
„ ein Pferd unter dem Leibe blessirt und ihm sind
„ zween Pagen todt geschossen worden. Vor eine
„ Bataille können es die Feinde nicht ausgeben,
„ aber wol vor eine gute Surprise, die im Frontin
„ die erste Stelle verdiente. Geduld! Eine gute
„ Bataille von Lißa oder Zorndorf macht alles wie-
„ der gut. Wir haben den Fürst von Lichtenstein
„ mit seinem ganzen Dragoner Regimente gefangen
„ bekommen, wie wir denn überhaupt von ihnen
„ mehr gefangen haben, als sie von uns, welches
„ noch zu bewundern ist. Unser Korps hatte, eben
„ wie dieses vorfiel, Freyberg weggenohmen und
„ die Oesterreicher und Reichsarmee aus der gan-
„ zen Gegend verjagt. Weil wir aber nachher zum

„ Könige einige tausend Mann detachiren mußten,
„ so waren wir nicht stark genug, um uns so sehr
„ zuverbreiten, und wir verliessen Freyberg frey-
„ willig wieder.

„ Nachschr. Izt stehn die beyden Armeen bey
„ Görlitz, aber Daun auf Höhen wie ein Stein-
„ bok. Hätten die verdammten Gebürge nicht so
„ viel Courage, daß sie alle Feinde abschlügen, so
„ hätten wir längst den Kayser aus Wien gejagt.
„ Wie übel müßte mit Euch Herren Schweizern
„ Krieg zuführen seyn! — Und Ihr verdammte
„ Kerls von der Reißaus-Armee, Ihr steht da so
„ trozig in den Wolken und über der Nase! Kömmt
„ herab aufs Blachfeld und reißt aus nach tausend
„ Teufeln! Denn mich friert erbärmlich. Wir
„ haben hier schon Schnee und Eis seit mehr als
„ 14. Tagen. Ich habe nicht das geringste Glük
„ im Kriege. Seit dem Jahr 1740. habe ich fast
„ alle Campagnen gethan und Fatiguen genug ge-
„ habt, aber nicht die geringste Gelegenheit, einen
„ Coup von einiger Wichtigkeit zumachen. Das
„ Hundeleben, ohne Ehre einzulegen, bin ich müde,
„ und wenn ich diesen Krieg überleben soll, so neh-
„ me ich nachher gewiß gleich meinen Abscheid,
„ und gehe nach Hause, Kohl zupflanzen. „

An Ebendenselben. Zwickau vom 14. Febr. 1759.

„ Gleim ist der Verfasser inliegendes Gedichtes, und
„ man will es in Berlin nicht druken. Es ist so

„ fürtreflich und so groß, daß wenig grössers in
„ eine menschliche Seele kommen kann, und es wäre
„ ewig Schade, wenn es ungedrukt bliebe. Ich
„ übersende es Ihnen also, damit Sie es unserm
„ Geßner geben, der es ohne Gefahr drucken kann.
„ Daß mein Cissides in der Schweiz einigen Bey-
„ fall hat, freut mich sehr. In Sachsen und in
„ unserm Lande macht er mir mehr Ehre, als ich
„ vermuthet habe. Die kriegerischen Gesinnungen,
„ darin izo alles ist, helfen, daß er gelesen wird.
„ Geßner wünscht, daß man den Paches, nachdem
„ der Feind das Schloß erstiegen, noch fechten sähe.
„ Mir war dieses während der Arbeit oft eingefallen,
„ ich wollte aber nicht gerne, daß Paches glüklicher
„ sterben sollte als Cißides; denn ich hatte die bey-
„ den Kerls beyde gleich lieb. Indessen da Herr
„ Geßner glaubt, daß dieses nicht schadet, so habe
„ ich es geändert, und Paches schlägt noch brav
„ um sich und baut nun noch an einer Mauer des
„ eingestürzten Schlosses einen Wall von Leichen
„ um sich herum.

„ Aber wo werden wir dieß Jahr Berge von
„ Leichen zusammen häufen? Dieß wissen wir noch
„ selber nicht, vermuthlich aber wird es noch sehr
„ scharf hergehn. Indessen scheint es doch, daß
„ wir etwas Luft bekommen werden, da der Tod
„ des Königs von Spanien, wenn er erfolgt, das
„ ganze System ändern muß. Dieß ist nur ein

„ Sonnenblik, der uns den Himmel zeigt, und
„ die ganze Armee athmet schon leichter. Die Vor-
„ sehung wird mit der Zeit alles um uns helle
„ werden lassen. Es wäre auch ewig Schade,
„ wenn eine solche Armee ganz untergehen sollte,
„ dergleichen wirklich noch niemahls eine gewesen
„ ist, und nicht leicht kommen wird. Unsere Ge-
„ meinen haben so viel Point-d'honneur, so viel
„ Liebe zu ihrem Vaterlande und Könige, daß man
„ darüber selber erstaunen muß. Alles will tausend
„ mal lieber sterben, als einen Schritt weichen.
„ Bey dem unglüklichen Ueberfall bey Hochkirch
„ in der Nacht haben die Officiers den Leuten ohne
„ Kleidung und Gewehr selber sagen müssen, daß
„ sie sich sauviren sollten. Nein, solch ein Heer
„ muß nicht ganz umkommen. Für mich wäre
„ es vielleicht ein Glük, wenn ich auf einem Champ
„ de Battaille mein Grab fände, denn ich werde,
„ durch Schuld meines Temperaments, immer
„ elender. Laster machen mich nicht unglüklich,
„ denn ich kann seit vielen Jahren keinen Schatten
„ mehr davon leiden, und ich vigilire so auf mich
„ selber, daß ich vor die geringste Bewegung in
„ meinem Blut erschreke, daß ich bis zur Epilepsie
„ starr werde. Aber ich bin entweder zu empfind-
„ lich organisirt und mein Nervengebäu ist zusehr
„ angespannt, oder ich habe Obstructionen in den

„ Viſceribus, * oder beydes, denn alles macht mir
„ angſt und bange, nur der Tod nicht. Eine freund-
„ ſchaftliche Kugel könnte all meinem Jammer ein
„ Ende machen. Vorigen Herbſt, wie die Oeſter-
„ reicher mit 80000. Mann unſern kleinen Haufen
„ von 13000. verſchlingen wollten, hatte ich Gele-
„ genheit dazu, und ich war noch ſo glüklich, daß
„ ich mit einem Bataillon unſers Regiments, zu
„ Bedekung eines Paſſes bey dem Dorfe Plauen
„ ohnweit Dresden commandirt ward. Ich ver-
„ hinderte auch nebſt dem Meinikſchen Dragoner-
„ Regimente und zwey Frey-Bataillons, daß die
„ öſterreichiſche Macht nicht über den Grund konnte.
„ (Wenn dieſes geſchehn wäre, ſo wär unſer Corps
„ von Dresden abgeſchnitten und alles ohne Reſ-
„ ſource verloren geweſen.) Allein die Feinde
„ hatten nicht Muth genug, uns zu forçiren. —
„ Und die ganze Sache ward mir vor nichts gerech-
„ net, weil der Verluſt des Feindes nicht in die
„ Augen fiel. Indeſſen freuete es mich doch, daß
„ man mich par Diſtinction, worüber viel Jalouſie
„ war, dazu genohmen hatte, und man war mit

---

* „ Dieß iſt mir daher gläublich, weil meine ſonſt
„ ſehr rothe Farbe mir vergeht, und ich ziem-
„ lich gelb werde; denn dieß kann doch nicht
„ daher kommen, daß ich alle Monate die
„ flieſſenden Hæmeroïden ein wenig habe. „

„ mir zufrieden. Aber daß es nicht hiziger hergieng,
„ das freuet mich nicht. Ich wär denn izo vielleicht
„ nicht mehr und wäre sehr glüklich. *

„ Herrn Wielands Johanna Gray habe ich nun
„ gelesen. Ausser dem, was ein jeder schon von
„ den Fehlern des Plans und der Charactere gesagt
„ hat, hätte ich noch Lust zusagen, daß zu viel
„ Wolken und Sonnen und Metaphern darin sind.
„ Alles was für den Wiz ist, hindert die Rührung.
„ Wir Deutschen lassen uns die Engländer zusehr
„ verführen. „

An Ebendenselben aus dem Lager bey Hof im Bareythischen den 23. May 1759.

„ Ich habe Ihr mir sehr angenehmes Schreiben,
„ nebst unsers Geßners Abel und unsers Bodmers
„ Jacob und Rahel, wie auch meinem Portrait
„ erhalten. Den Abel so wol als Jacob und Rahel
„ habe ich nun mit vielem Vergnügen durchgelesen,
„ und es sind beyde Meisterstüke. Jacob und Rahel
„ würde mir vielleicht nicht so sehr gefallen, wenn
„ die Hexameter wie Verse gedrukt wären. Wie
„ dieß zugeht, weiß ich selbst nicht. Das Gedicht
„ liest sich so unvergleichlich, und ist ganz voller

* „ Ich schreibe Ihnen das Innerste meines
„ Herzens, als meinem Freunde, und die
„ Welt darf das alles nicht wissen, was ich
„ Ihnen schreibe. „

„ Schönheiten. Den Fehler der unrecht plaçirten
„ Metaphern finde ich in Bodmern nicht.

„ Mein Cißides hat mir viel mehr Credit gemacht
„ als der Frühling, und alle unsere alten Generals
„ haben mich darüber recht freundschaftlich embras-
„ sirt. Wär er in Hexametern geschrieben gewesen,
„ hätte ihn kein Mensch gelesen. — Wie können
„ Sie glauben, daß ich mich über die Wahrheit
„ ihrer Critique des Cißides hätte ärgern können?
„ Ich weiß gar zu gut, daß es ein kleines Ding
„ ist, und viel, viel schöner seyn könnte. Indeß
„ hat die Versart doch Gleims unvergleichlichen
„ Schlachtgesang hervorgebracht, welchen er sonst
„ vielleicht gar nicht, oder nicht so schön gemacht
„ hätte.

„ Unser Regiment steht izo bey dem Corps des
„ Generalen von Horn. Wie es scheint, wird
„ unser dießjähriger Krieg dem vergangen jährigen
„ gleich werden, und dann sterbe ich noch vor Lan-
„ gerweile. Ich befinde mich izo ziemlich besser,
„ doch werde ich wol Zeitlebens flicken, und immer
„ elend bleiben, woran wol meistens meine Orga-
„ nisation Schuld ist.

„ Ich arbeite izt zum Zeitvertreib an einer mo-
„ ralischen Wochenschrift. — Mein Portrait ist
„ mit vielem Geschmak und sehr schön gemahlt.
„ Nur Schade, daß es zusehr flattirt ist, man wird
„ mich schwehrlich erkennen. Ich habe es erst vor

„ den Buchführer Dyck haben wollen, der meinen
„ alten Kopf, lange vor meiner Ankunft nach
„ Leipzig, vor das erste Stük der Biblioth. der
„ schönen Wissenschaften hatte stechen lassen. Ich
„ kam zum Glük noch zu rechter Zeit dahin und
„ verhinderte das grausame Ridicule. Ich schämte
„ mich todt, mich Duodez-Autor als einen Ge-
„ lehrten gestochen zusehn. „

Im Sommer des Jahres 1759. gieng Kleist unter dem Korps des Generals von Fink zum Heere des Königs, das gegen die Russen stand. Den 12. August erfolgte das Blutbad bey Kummersdorf. Verschiedene Personen, die Kleisten den Tag vor dem Treffen, und selbst den 12ten Vormittags, als die Armee schon dem Feind entgegen rückte, gesprochen haben, bezeugen, daß er ausserordentlich aufgeräumt gewesen. Unter Anführung des Generals von Fink griff er die rußische Flanke an. Schon hatte er mit seinem Bataillon drey Batterien erobert, dabey zwölf starke Quetschungen gelitten, und die beyden ersten Finger an der rechten Hande verwundet, so daß er den Degen in der Linken halten mußte. Als Major war er verbunden, hinter der Fronte zubleiben, aber er ritt den Augenblik vor, als er den verwundeten Kommandeur nicht mehr erblikte. Unter entsezlichem Kanonenfeuer des Feindes führte er sein Bataillon gegen die vierte Batterie an. Eine Kugel verwundete

ihn in den linken Arm. Nun faßte er den Degen wieder in die verwundete Rechte, drang vorwärts, und war nur dreißig Schritte von der lezten Batterie, als ihm ein Kartetschenschuß das rechte Bein zerschmetterte. Indem er von dem Pferde fiel, rief er: Kinder, verlaßt euern König nicht! Mit Anderer Beyhilfe suchte er zweymal sich in den Sattel zuheben, allein ohnmächtig sank er zu Boden. Zween Soldaten trugen ihn hinter die Fronte. Ein Feldscheer wollte ihn eben verbinden, als er in den Kopf geschossen ward. Kleist machte eine Bewegung, seinem verwundeten Arzte zuhelfen, aber dieser fiel entseelt bey ihm nieder. Bald drauf kamen Kosaken, zogen ihn nackend aus, warfen ihn an einen Sumpf und liessen ihn liegen. Sie würden ihn getödet haben, wenn er nicht mit ihnen polnisch hätte reden können. Ueber die seltsame Gesichtsbildung und die begierige Mine eines Kosaken, der ihn auszog, brach er mitten im Elend in Lachen aus. Ermattet schlummerte er endlich eben so ruhig, als läg er im Zelte. In der Nacht fanden ihn einige rußische Husaren, zogen ihn aufs Trokene, legten ihn bey ihrem Wachfeuer auf etwas Stroh, bedekten ihn mit einem Mantel und sezten ihm einen Hut auf. Sie gaben ihm auch Brod und Wasser. Einer von ihnen wollte ihm ein Stük Geld geben. Der Verwundete schlug es aus, aber der Husar warf es mit edelm Unwillen auf den Mantel, wo-

mit er ihn bedekt hatte, und ritt mit seinen Gefehrten davon. Die Kosaken kamen am Morgen wieder, und raubten ihm alles, was ihm die gutherzigen Husaren geschenkt hatten. Nakend lag er also wieder auf der Erde, bis gegen Mittag ein rußischer Officier, der Baron von Buldberg, vorbey gieng, dem er sich zuerkennen gab, und der ihn auf einem Wagen nach Frankfurt an der Oder bringen ließ. Daselbst kam er in äusserster Entkräftung an, und und wurde verbunden. Ruhig blieb er bey dem schmerzhaftesten Verbande. Er sprach mit dem Weltweisen Baumgarten und andern Gelehrten, auch mit den rußischen Officieren, die ihn besucht, mit grosser Heiterkeit. Eilf Tage nach der Schlacht trennten sich die Knochen und die Pulsader zerriß. Er verblutete sich stark, ehe der Wundarzt zu Hilfe kam. Der Schmerz verursachte ihm Zückungen, doch behielt er das völlige Bewußtseyn, und starb mit stoischem Sinne. Der Professor Nicolai, unter dessen Gebett er den Geist aufgab, versichert, daß er im Vertraun auf das Verdienst Christi gestorben.

Neben den Bildnissen eines Schwerin und Winterfeld hängt in der Garnisonkirche zu Berlin auch Kleistens Bildniß von Rode. Ein eigenes Denkmal errichtete ihm die Freymäurer-Loge zu Frankfurt an der Oder.

Seine Gedichte sind ins Französische, Englische,

Italiänische übersezt. Den Frühling übersezte der jüngere Spalding in schöne lateinische Verse.

Kleistens Character hat sein Herzensfreund, Hirzel, in Lavaters Physiognomik vortreflich geschildert.

Johann Christoph Rost. *

Er ward den 7. April 1717. zu Leipzig gebohren. Sein Vater hatte die einträgliche Küsterstelle an der dasigen Thomaskirche. Er gab dem Sohn eine sehr gute Erziehung. Auf der Universität war vorzüglich Ernesti sein Führer. Ausser den schönen Wissenschaften studirte der Jüngling die Rechte. Durch Genie ersezte er, was ihm an Fleiß abgieng. Hang zum Vergnügen hielt ihn oft auch von den liebsten Studien zurük. Die Philosophie hörte er bey Hofmann, und er war ein eifriger Hofmannianer. Auch hatte er Zutritt in Godscheds Redner- und Disputiergesellschaft. Sein erster Versuch in der Poesie waren Lobgedichte auf Godsched. In

* S. Schmids Biographie der Dichter, Th. II.

seine Universitätsjahre fällt auch ein Gelegenheitsgedicht, worin er sich des lateinischen Sylbenmasses bediente. Zur Probe folgende Stelle:

Wenn die Mütter — wie muß ich nicht lachen!
Sonst die feurigen Töchter bewachen:
O so sieht izt jede mit Ruh
Den verliebten Bedienungen zu!

Selbst ehe er noch wider Godsched die Feder ergriffen, äusserte er im Vertraun gegen seine Bekannte wenig Geschmak für Godscheds wässerigte Reimen. Er hatte so gar Anfangs einigen Hang zu Lohensteinischem Schwulste. Einst sagte er zu Kästner: Haller habe lauter gemeine Gedanken. Kästners Umgang suchte er eifrig: allein Kästner, welcher emsigen Fleiß liebete, floh ihn. Zwischen beyden entstand ein Zwist, der sich in gegenseitigen, nunmehr vergessenen Satyren an den Tag legete.

Zu Schäfergedichten hätte Rost frühzeitig die vorzüglichste Neigung. Ohngefähr im J. 1734. wagte er in diesem Fache die ersten Versuche. Seine Schäferwelt ist nicht idealisch, wie Geßners. Seine Hirten sind keine sehr veredelten Geschöpfe, es sind glükliche Landleute, die mehr Schalkheit als die Arkadier, und weniger Verfeinerung als die Städter besizen. Mit Lafontaine hatte er einerley muthwillige Absicht, die Schwachheiten des schönen Geschlechtes zuschildern. Da er aber die Scenen in

Hayn und Flur verlegte, so bekamen sie dadurch ein romanhafteres Aussehn. Um so viel unschuldiger, da er sie in Zeiten versezte, wo der Begriff von bürgerlichen Verträgen noch fremd war. Man versichert, daß er seine losen Schäfererzehlungen in den trübsten Stunden aufgesezt habe. Sie erschienen im J. 1742. zu Berlin, um welche Zeit Rost sich daselbst aufhielt. Er unterschrieb sich nicht. Mit seinem Wissen und Willen ist nie etwas unter seinem Namen erschienen. Sie wurden mit größter Begierde gelesen. Der Gang der Erzählung, der Dialog und Ausdruk haben das Natürliche, welches so leicht scheint, und dennoch so schwer ist. Nur sparsam und passend hemt hie und da eine feine, spöttische Bemerkung den Lauf der Geschichte. Der Schmuk der Beschreibungen ist mäßig. Ueberhaupt herrscht in diesen Gedichten mehr Wiz als Phantasie. Die Versifikation ströhmt rein und ohne Anstoß.

Im J. 1741. erschien zu Berlin bey Rüdiger ein prosaisches, komisches Heldengedicht, oder vielmehr nur eine Erzählung: Die Tänzerin. Einige schreiben es Rosten, die Mehrern aber Lamprechten zu.

Im J. 1743. war Rost wieder in Leipzig, und gab ein Schäferdramma: Die gelernte Liebe, in einem Aufzuge heraus. Schönemann brachte es unter der Aufschrift: Der verstekte Hammel, auf die Bühne. Es ward in seiner Neuheit sechszehnmal

mal hinter einander gespielt. Indeß ist es nichts als eine Reihe von Schäfergesprächen, und sehr oft sinket die Sprache.

Im J. 1744. gab er seine Schäfererzählungen neu und vermehrt heraus, unter dem Titel: Versuch von Schäfergedichten, und andern poetischen Ausarbeitungen, Dresden bey Walther. Man hat seitdem eine Menge Ausgaben, die neueste ist vom Jahr 1768.

Von Schäfergedichten gieng Rost zur Satyre über. Der erste Gegenstand derselben war sein ehemaliger Lehrer, Gottsched. Nachdem dieser sich schon lange mit den Schweizern herumgeschlagen hatte, zerfiel er endlich sogar mit der Neuberin, mit welcher er bisher gemeinschaftlich an der Reformation des deutschen Theaters gearbeitet hatte. Die Neuberin zog einst eine Uebersezung der Alzire von Stüwen der Uebersetzung von Frau Gottschedin vor. Dieß war das Loszeichen zum Streite. Gottsched suchte nun bey aller Gelegenheit den Ruhm der Neuberin zuschmälern, und sie rächte sich durch ein aristophanisches Vorspiel. Rost wählte die Begebenheit mit diesem Vorspiele zum Stof einer satyrischen Epopee, und man sagt, daß es auf Veranlassung einiger hohen Personen geschehn sey. Sie erschien im J. 1743. auf zween Bogen in Quart, und wurde sogleich aufs strengste verbotten. Die Schweizer druckten sie nach. Sie vermehrten ihre

Ausgabe mit schalkhaften Anmerkungen. Auch fügten sie zwo Parodien über Gottschedische Schauspiele bey, den verschnittenen Kato und die genothzüchtigte Iphigenia. Ohne Partheylichkeit gegen Gottscheden, kann man behaupten, daß das Vorspiel Rostens schönstes Werk sey. Es ist eine von den wenigen persönlichen Satyren, welche den individuellen Fall, der sie veranlaßte, überlebt hat. Auch allgemeine, sehr schöne Reflexionen sind eingestreut, z. B.

Ein schöner Mund wirkt mehr als eine Götterstimme;
Ein Auge, das gefällt, reizt auch bey seinem Grimme;
Mit bitten herrscht die Frau und mit Befehl der Mann,
Die eine, wenn sie will, der andre, wenn er kann.

I. B.

Hieraus erkennen wir das Schikfal falscher Grösse,
Ein Lüftgen hebt ihr Kleid, und zeigt uns ihre Blösse.
Wer mehr bedeuten will, als er doch wirklich ist,
Zulezt aus Uebermuth sich selbst zu sehr vergißt;
Wer sich zu groß verliert, muß für die Hochmuthssünden
Mit Schaden klein genug sich endlich wider finden.

V. B.

Die Neigung zu Reisen, und das Vermögen,

welches ihm dazu nicht fehlte, trieb Roſten abermals von Leipzig nach Berlin. Hier hielt er ſich ungefähr ein Jahr auf, und arbeitete an der Haude — und Spenerischen Zeitung. Nach ſeiner Zurükkunft empfohl ihn ſein Gönner, der Hofrath von Rieponann, an den Grafen von Brühl. Bey dieſem Staatsminiſter hatte er eben durch ſein Vorſpiel Zutrit erhalten. * Hierüber ſchrieb er unterm 4. December 1743. an Bodmern: „ Zu der „ Zeit, als der von Ihnen ſo nachdrüklich gedemü„ thigte Profeſſor in Leipzig die Thorheit mit der „ Neuberin begieng, und ſich durch verſchiedene „ andere Umſtände hierbey einen groſſen Feind „ an dem Staatsminiſter, dem Grafen von Brühl, „ machte, befand ich mich noch in Berlin. Auf „ Zureden einiger meiner Freunde daſelbſt fieng ich „ an, den erſten Geſang von meinem Vorſpiele „ zuverfertigen, ohne ernſtliche Abſicht, dieſes Ge„ dicht jemals zuvollenden. Ich war auch noch „ nicht weiter gekommen, als ich nach Dresden „ reiſete. Bey meiner Ankunft erzählte ich einigen „ Bekannten, mit welchen ich oft die Gottſchedi„ ſchen Thorheiten belachte, meinen Anfang von „ dieſem Gedichte. Man ermunterte mich fortzu„ fahren, und verſicherte mich des Grafen von

* S. Litterariſche Pamphlete aus der Schweiz, nebſt Briefen an Bodmern. Zürich 1781. ſ. 67.

„ Brühl besonderer Gnade, wenn ich dieses Gedicht
„ würde druken lassen. Ich brachte es also zu
„ Stande, jedoch ohne den Entschluß, diese Aus-
„ arbeitung in den Druk zugeben, weil mir Gott-
„ scheds mächtige Anhänger mehr als zu gut be-
„ kannt waren, und ich ohne höhern Schuz das
„ Gefährlichste dabey zubefürchten hatte. Allein
„ man las meine Arbeit dem Grafen vor; sie gefiel
„ ihm; er versprach, mich nicht nur wider alle
„ Verfolger zuschüzen, sondern sich auch meines
„ übrigen Glükes so anzunemmen, daß ich nie be-
„ reuen sollte, auf die Gnade eines grossen Herrn
„ getrauet zuhaben. Ja dieser Minister gab sich
„ selbst die Mühe, jeden Bogen, der aus der Presse
„ kam, nochmals selbst zudurchsehen. Ich wollte
„ Sie selbst bitten, mir zu dieser grossen Gnade
„ Glük zuwünschen, wenn sich das Blat nicht
„ allzubald gewandt hätte. Kaum war mein Vor-
„ spiel heraus, so hatte ich zwar das Vergnügen,
„ eine Schrift verfertigt zuhaben, die Verschiedene
„ bey Hofe ergözte, allein zu gleicher Zeit stürmte
„ eine abscheuliche Menge Gottschedischer Anhänger,
„ unter welchen sich Viele der Vornehmsten des
„ Hofes befanden, auf mich zu. Und die einzige
„ Probe der Gnade, auf die ich mich verlassen hatte,
„ bestuhnd darinn, daß man die Gefangenschaft
„ und die Inquisition verhinderte, und untersagte,
„ mit welchen beyden das Ober-Consistorium wider

„ mich verfahren wollte. Mehr habe ich für meine
„ Arbeit nicht zuhoffen. Das Glük hat mich in
„ sehr eingeschränkte Umstände versezt. Man denkt
„ nicht mehr daran, mir versprochener Massen
„ eine Beförderung zuertheilen; man schlägt mir
„ alle Vorschläge ab, und ich muß wol gar hören,
„ daß ich ein gefährlicher Mensch sey. Dieses
„ thun meine ehemaligen Freunde und vermeynten
„ Gönner, deren Namen ich dem Papier zuver-
„ traun Bedenken trage. „

Ungeachtet Rost sich von dem Grafen von Brühl vergessen glaubte, so erhielt er doch im J. 1746. von demselben die Stelle seines Secretairs und Bidliothekars, anfangs mit 300, nachher mit 600. Thaler Gehalt, wobey ihm noch ein Adjunkt untergeordnet ward. Zu Dresden verheyrathete er sich mit einer Schwester des Professor Gärtners in Braunschweig, die ihn nebst drey Söhnen überlebt hat.

Seit seinem ersten Ausritt gegen Gottsched, schrieb man Rosten bald diese, bald jene Satyre gegen ihn zu, unter andern auch das Sendschreiben des Teufels. Die Veranlassung dazu gab Gottsched selbst durch den hämischen Tadel, womit er Weissens komische Oper, der Teufel ist los, in einem französischen Briefe an den Herrn von Dieskau, Directeur de Plaisirs anschwärzte. Das Schreiben des Teufels an Gottscheden schreiben die einen unserm Rost,

die andern einem M. Steinel in Leipzig zu. Gottsched hatte damals gleich eine Reise vor. Auf allen Stationen, wo er einkehrte, fand er das Schreiben des Teufels. Er verklagte die Schauspieler, aber die Sache ward in Güte beygelegt.

Um diese Zeit unternahm Rost eine Sammlung von Briefen herauszugeben. Schon waren fünf Bogen gedrukt. Als unerheblich zog er sie zurük. Nach seinem Tode erschienen sie im J. 1766, mit fremden Zusäzen verunstaltet. Ungefähr im J. 1754. schrieb er die schlüpfrige, berüchtigte Erzählung: die schöne Nacht. Erst anderthalb Jahre vor seinem Hinscheid erschien sie ohne sein Vorwissen im Druke, mit vielen, schlechten Vignetten begleitet. Mit einigen Veränderungen steht sie auch unter dem Titel der Brautnacht in seinen vermischten Gedichten. Hier werden die Stufen der süssesten Wollust noch beredter als in seiner Erzählung: die Schäferstunde, beschrieben.

Um die nämliche Zeit entstand eine Kaltsinnigkeit zwischen Rost und seinem bisherigen Freunde, dem Herrn von Heinecke. Heinecke hatte Rosten in der Vorrede zu seinem Longin angestochen. Von der Zeit an wuchs zwischen beyden das Mißtraun.

Im J. 1760. erhielt Rost die ansehnliche Stelle eines Obersteuersecretairs. So neu ihm Anfangs seine Amtsgeschäfte waren, so glüklich arbeitete er sich in dieselben hinein. Seit seiner Verheyrathung

führte er das regelmäßigste Leben. In dem unglüklichen Brande zu Dresden hatte er mit Rabenern einerley Schicksal, und er trug es eben so gelassen. Er starb im J. 1765. im acht und vierzigsten Jahre. Kurz vor seinem Tode verfertigte er einige geistliche Lieder, welche auf zwey Quartblättern gedrnckt sind.

Johann Elias Schlegel.*)

Johann Elias Schlegel wurde den 28. Jänner 1718. zu Meissen gebohren. Sein Vater war daselbst Chursächsischer Appellationsrath und Stiftssyndikus. Im J. 1651. war das Schlegelsche Geschlecht von Kayser Ferdinand III. unter den Ungarschen Adel aufgenommen worden, und zwar mit dem Beyfügen, daß ohnehin dieses Geschlecht seit langem her die adelichen Vorrechte im deutschen Reiche genossen. Niemals indeß hatten sich die Nachkommen dieser Vorrechte bedienet.

*) S. J. E. Schlegels Werke, Th. V. nebst dem Leben des Verfassers von seinem Bruder, Joh. Heinr. Schlegel. Kopenhagen und Leipzig. 1770.

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

Bis in sein fünfzehntes Jahr hatte unser J. E. Schlegel den Magister Senf zum Hausinformator. Da dieser für sich selbst den Plantus las, so reizte der frühzeitige Geschmack für die Dichtkunst den Schüler, dieses Buch gleichfalls für sich zu lesen. Hiebey benutzte er, so gut er konnte, die Taubmannischen Noten. Schon im zwölften Jahre, da ihm Hanke und Neukirch in die Hände fielen, machte er erträgliche Verse.

Auf der Schulpforte brachte ihn der würdige Rector Freytag in genauere Bekanntschaft mit den Schriften der Griechen und Römer. Auch hatte der junge Schlegel das Glück, schon auf der Schule kritische Freunde zu finden, die sich gegenseitig im Lesen und Schreiben ermunterten und leiteten. Der Zuverläßigste unter seinen kritischen Freunden aber blieb immer sein Vater.

Da dieser ein ausserordentlicher Liebhaber der Bienenzucht war, so unternahm ihm zu Gefallen der Sohn schon im J. 1735. eine poetische Uebersetzung des vierten Buches von Virgils Gedichte über den Landbau. Mehr als einmal arbeitete er sie um. Dieser Unverdrossenheit scheint er seine geschmeidige Versification zu danken zu haben. — Unter anderm empfahl ihm sein Vater das nähere Studium der horazischen Episteln. „Wenn deine „Poesie ein wahrhaftes Leben bekommen soll, „schreibt er ihm, so suche dann und wann eine

„ Epistel aus dem Horaz zu übersetzen. Sodann
„ wirst du erst merken, was Verse sind. Aus den
„ beygelegten Proben seh ich zwar, daß du eine
„ natürliche Disposition dazu hast, aber es ist
„ nicht genug reelles darinn. Die mehresten sind
„ leer so wol von Kennzeichen einer Lectür, als
„ von reifen Gedanken. — Absonderlich hüte dich,
„ wenn du Lust zur Poesie hast, vor der Satyre.„
Sogleich nach dieser Aufmunterung erfolgten vom Sohne Uebersetzungen, und zu wiederholten malen verbesserte Uebersetzungen der horazischen Briefe.

Ebenfalls auf des Vaters Antrieb übersetzte er im J. 1737. die Cyropädie. Um gleiche Zeit laß er verschiedene griechische Dichter. Noch in der Schule arbeitete er an einer prosaischen Uebersetzung von Sophockles Electra. Fleißig las er auch den Eüripides. Aus demselben entlehnte er im J. 1737. das Thema zu einer eignen Tragödie Hekuba, die hernach unter veränderter Gestalt unter dem Namen der Trojanerinnen so vielen Beyfall erhielt. Bald hernach verfertigte er aus des Eüripides Iphigenia ein andres Stück, die Geschwister in Taurien. Trauerspiele eines Jünglings von noch nicht zwanzig Jahren waren eine ausserordentliche Erscheinung. Stolz darauf, vereinigten sich seine Schulfreunde, sie in den Fastnachtsferien aufzuführen. Die Vorstellung geschah in einer abgelegenen Kammer, unter der größten Verschwiegen-

heit. Ganz verstohlen wurden die weitläuftigen Vorbereitungen angeordnet. Der eine malte die Scenen, der andre pappte einen Himmel zusammen, der dritte verfertigte Kleidungsstücke und Vorhänge.

Beynahe zu allen Zeiten und an allen Orten wird die Kunst des Schauspielers geliebt, sein Beruf hingegen mehr oder weniger verachtet. Sehr bitter z. B. warfs Demosthen dem Aeschines vor, daß er sich erniedrigt hätte, auf der Schaubühne zu spielen. Und woher auch, daß Brüder der gleichen Familie, daß Söhne desselben Vaters, z. B. Redner, Dichter, Tonkünstler, Schauspieler so verschieden im Rang sind? Laßt uns auch nur unter einigen Gesichtspuncten den Schauspieler mit dem Schauspiel-Dichter vergleichen. Jener wird mehr als bezalter Mietling, als Diener und Werkzeug der öffentlichen Lustbarkeiten betrachtet: Mit mehr Würde und Freyheit erscheint dieser als Lehrer des Volkes. Er ist Erfinder und geht seinen eignen Weg, da jener nur als Nachtreter, als Dollmetsch und Sprachorgan des Dichters sich zeigt. Ferner liefert der Dichter ein Ganzes, er umfaßt alle Caractere und Scenen: der Schauspieler schränkt gewöhnlich sich ein auf einzelne Rolen; kein Ganzes liefert er, nur seinen Theil zu dem Ganzen. Da er zum Aug und Ohr spricht, wirkt er zwar mit mehr Nachdruck als der Dich-

ter, der Dichter hingegen gewinnt, was er an Nachdrucke (Intensität) verliert, hinwieder an Ausdehnug, an Einfluß über jede Weltgegend und durch jedes Jahrhundert. Kurz, der Unterscheid zwischen Dichter und Theaterperson ist wie der Unterscheid zwischen Seele und Körper; unsterblich bleibt jene, wenn dieser schon modert. — So nüzlich von mancher Seite die Uebung in der Decklamation seyn mag, so scheint die theatralische auf Schulen nicht nur meistens zu kostbar, sondern auch mit allzu viel Zeitverlust und Zerstreuung begleitet.

Die Ehre indeß, die Schlegel mit seinen Schauspielen vor den Schulfreunden einlegete, ermunterte einen von diesen, den jungen Baron Schell, auch ein solches Schauspiel zu schreiben. Er wählte zum Thema die Dido. Bey mißlungenem Versuche wagte sich nun an den gleichen Gegenstand Schlegel. Ehe er sich auf die Akademie begab, verfertigte er auch ein kleines episches Gedicht: Bemühungen Irenens und der Liebe, nicht ohne beträchtliche Mängel.

Zu gleicher Zeit mit Schlegeln studierte auf der Schulpforte Joh. Daniel Janozkie. Im J. 1745. edirte er zu Dresden verschiedene Briefe, von denen der siebzehnte unsern jungen Dichter folgendermassen karackterisirt:

„ Mit dem ältern Herrn Schlegel kann man
„ nicht umgehn, ohne ihn zu lieben. Er besitzt
„ einen feuerreichen Witz, einen tiefen Verstand
„ und eine reiche Erinnerungskraft. Er hat so
„ wol in der deutschen als in der römischen und
„ griechischen Sprache die auserlesensten Schrift-
„ steller gelesen. Unter ihrer Anweisung hat er vor-
„ nehmlich seinen Geschmack gereinigt. In den
„ philosophischen Wissenschaften ist er gründlich.
„ In der Mathematik ist er auch erfahren. In
„ der Schreib- und Zeichnungskunst hat er nieman-
„ den über sich. Seine Aufführung ist edel. Er
„ hat allezeit ein aufgewecktes, freudiges und da-
„ bey ernsthaftes Gemüth. Er hält sehr auf äus-
„ serliche Höflichkeit. Er ehret Hohe und Niedere.
„ Er thut aber niemals etwas, welches sein An-
„ sehn verringern könnte. In seinen Gesprächen
„ ist er angenehm, ermunternd, lehrreich, in
„ Streitigkeiten bescheiden und freundlich. In
„ Meynungen, so er genau untersucht und für
„ richtig erkennt, ist er fest und beständig. Seine
„ Handlungen sind überlegt. Er vertrauet sich nie-
„ manden, auch nicht einmal seinen Freunden.
„ Im Glücke ist er mäßig, im Unglücke geduldig.
„ Er bauet täglich an sich selber. Seine Liebes-
„ bildung ist männlich. Aus den Augen leuchtet
„ eine deutsche Redlichkeit, und Ernst mit Zärt-
„ lichkeit vermischt hervor. Im Gange hat er et-

„ was gezwungenes an sich. In der Kleidung ist
„ er ordentlich und nett, aber auch einiger massen
„ eigensinnig. Zulezt muß ich Ihnen von diesem
„ geschickten und gelehrten Jünglinge noch zweyer-
„ ley entdecken; erstlich daß er fast alles sein Wis-
„ sen nur durch schriftlichen, und ohne einigen
„ mundlichen Unterricht erlangt; zweytens daß er
„ auch nicht dazu aufgelegt sey, andre mundlich
„ zu unterrichten. „

Aus dem vier und zwanzigsten Briefe: „ Unser
„ größter Dichter ist der ältere Herr Schlegel.
„ Seine Gedanken zeugen von einer weisen Hoheit
„ des Geistes, seine Ausdrücke sind prächtig, die
„ Beschreibungen neu, die Gleichnisse geschickt er-
„ funden und glücklich ausgeführt. Die Lehrsprü-
„ che haben Nachdruck und Gewicht. Ueberall
„ herrscht eine wolgeordnete Uebereinstimmung
„ wahrhafter poetischer Schönheiten, und was
„ daraus folgt, die Kunst, das Gemüth mit herr-
„ lichen und wunderbaren Empfindungen einzu-
„ nemmen. In der Sprache liebt er etwas Meiß-
„ nerisch eigenes. „

Ehe Schlegel noch auf die Akademie kam, wur-den seine dramatischen Arbeiten auch ausserhalb der Schulen verbreitet. Schon im J. 1739. brachte die Neuberin die Geschwister in Taurien auf das Leipziger Theater. Schon damals kannte er die Mängel seiner Jugendversuche. Der Beyfall blen-

dete ihn so wenig, daß er, ehe er noch die Schule verließ, seine Handschrift von der Hekuba dem Feuer aufopferte. Seither entdeckte er bey einem Freunde eine Abschrift, deren er sich bey späterer Ausarbeitung des Stückes, unter dem Namen Trojanerinnen, bedienete.

Gleich nach seiner Ankunft in Leipzig im J. 1739. hörete er den Professor Christ über den Plautus. Es war aber auch hier sein Privatfleiß, der ihn am weitesten brachte. So wol hier als schon vorher auf der Schule leitete er seinen Bruder mit der gewissenhaftesten Aufsicht. Sein Vater nahm ihn ins Gelübde, die Poesie im ersten akademischen Jahre ruhen zu lassen. Auf seinen Rath las er die Schriften des Heineccius und des Gravina von den Gründen des Rechts. Bey dem innern Kampf zwischen seiner Leidenschaft für die Poesie und zwischen der Pflicht, die Rechte zu studiren, schrieb er den Brief an Krause, der unter den gedruckten, poetischen Briefen die erste Stelle einnimmt. Um diese Zeit übersetzte er Cicero's Redner. Zugleich las er die Griechen mit solcher Begierde, daß er es für die süsseste Erholung hielt, von juridischen Büchern zum Xenophon zurückzukehren. Noch vor Ende des Jahres erließ ihn sein Vater der Zusage in Absicht auf die Poesie. Izt schrieb er den Brief über die Trauerspiele der Alten und Neuern, auch

verbesserte er noch im J. 1739. sein Trauerspiel Orest und Pylades.

Im J. 1740. kam er in genauere Bekanntschaft mit Gottsched. Gottsched genoß damals noch den vollen Ruhm, den ihm seine Lehrbücher über die Redekunst und Philosophie zu wege gebracht hatten. Da er sich eben mit der Aufnahme der Schaubühne beschäftigte, so verlangte er von Schlegeln eine Uebersetzung von Sophockles Electra in reimfreyen Versen. Anstatt einer solchen überreichte ihm dieser eine andere in Reimen. Gottsched behielt sie zurück, bis sie endlich der Verfasser im J. 1747. zurück forderte, und mit seinen theatralischen Werken heraus gab.

Bey der Erscheinung von Mauvillons Lettres sur les François & les Allemands, in welchen die damaligen Gebrechen der deutschen Sprache und Dichtkunst ziemlich scharf gerügt wurden, ließ sich Schlegel im Eyfer für sein Vaterland zur Verfertigung jenes poetischen Schreibens an Gottscheden verleiten, welches im J. 1740. in die kritischen Beyträge eingerückt ward. Bey diesem Zwist unterscheidete er so genau zwischen Schriftsteller und Mensch, daß er mit demselben Mauvillon, den er so ernstlich wiederlegt hatte, hernach vertraulichen Umgang und Briefwechsel pflog. In dem Kriege zwischen Gottscheden und Bodmern wurde seine Neutralität von beyden Parteyen geschonet. Sei-

ne Abneigung vor den gedankenleeren Reimen der Gottschedianer äusserte er deutlich in einer satyrischen Ode vom J. 1740, im IVten Band seiner Werke.

Noch in demselben Jahre unternahm er den Hermann. Erst in der Mitte des folgenden Jahres ward er vollendet. Der Umgang mit Gottsched und seiner Frau, und ein Wettstreit mit Koppe, dem Uebersetzer des Tasso, war die Veranlassung zu dem prosaischen Entwurf der Lucretia.

Auf solche Weise bewieß er sich gegen Gottschede gefällig und ehrte seinen Eifer für die deutsche Poesie, ohne darum sein Lerling zu seyn.

Um diese Zeit ermunterte ihn sein Vater in allen Briefen zum Studium der Geschichte, um sie mit der Kenntniß der Rechte zu verbinden. Bey Maskov hörete er die Reichshistorie. Herzog Heinrich, der Löwe, dieser grosse Gegner Kayser Friedrichs I. schien ihm ein würdiger Gegenstand der epischen Muse. Im J. 1742. versuchte er ein Gedicht auf diesen deutschen Helden. Er setzte es aber nicht fort. Je mehr er sich in verschiedene Fache theilte, desto weniger konnte er in irgend einem vorzüglich groß seyn.

Noch im J. 1741. hatte er sich an das Lustspiel gewagt. In einer bisher ungewöhnlichen Versart schrieb er die entführte Dose, ein Nachspiel. Ungeachtet es in Leipzig mit Beyfall aufgeführt wur-

de, so hielt er es selbst des Druckes nicht würdig. Bald hernach schrieb er den geschäftigen Müßiggänger. Erst im J. 1743. erschien er im vierten Bande der Gottschedischen Schaubühne. Im J. 1742. folgte die Pracht von Landheim, und ein unvollendeter Entwurf, unter der Aufschrift: die drey Philosophen.

Verschiedene, critische und poetische Aufsätze lieferte er in die damalige Monatschriften, besonders auch in die Belustigungen des Verstandes und Witzes.

Im J. 1742. verheyrathete sich der sächsische geheime Kriegsrath von Spener mit der Wittwe seines Oheims, des Hofrath Schlegels. Spener gieng als Gesandter an den dänischen Hof, und nahm unsern Schlegel als Privatsecretair mit sich. Auf der Reise knüpfte dieser genaue Freundschaft mit Hagedorn. Von izt an übergaben beyde einander ihre Handschriften zur Prüfung.

In Kopenhagen studirte Schlegel sogleich die dänische Sprache. Die Blätter in seiner Monatschrift: der Fremde, worin viele ältere und neuerr dänische Poeten beurtheilt werden, zeigen weitläuftige und tiefe Kenntniß der Sprache. Er hatte Zutritt bey dem rußischen Minister, Freyherr von Korff, der die zahlreiche und auserlesene Bibliothek zu sammelu anfieng, die nach seinem Tode von Kopenhagen nach Petersburg in den Besitz des

Großfürsten kam. Auch der königl. dänische Geheimderath und Staatsminister von Berkentin öffnete ihm seinen kostbaren Bücherschatz. Hier sammelte er aus den deutschen Geschichtschreibern des Mittelalters, was das Leben Heinrichs des Löwen zu beleuchten dienete. Noch damals nämlich hofte er die Ausführung des angefangenen Heldengedichts.

Um diese Zeit war in Leipzig die Gesellschaft entstanden, welche die Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes herausgab. Ungeachtet seiner Entfernung trat Schlegel dieser Gesellschaft auch bey. Derselben unterwarf er im J. 1744. verschiedene poetische und prosaische Aufsätze zur Prüfung. Einer davon, das Schreiben über die sinnlichen Ergötzlichkeiten, bezieht sich auf die melancholische Denkart, die damals in Kopenhagen überhand nahm. So ungeheuchelt die Gottesfurcht König Christians VI. war, so verbreitete sie doch über den Hof und die Stadt eine Frömmeley, die bis zur Affectation selbst die unschuldigsten Freuden verdammte. Dieses Schreiben beweiset, daß Religiosität und Fröhlichkeit nichts weniger als unverträglich seyn. Wie oft gränzt nicht ein Extrem an das andere? So z. B. kontrastirt in der brittischen Geschichte die Religionsschwärmerey unter Cronwell mit den sittlichen Ausschweiffungen unter Carl. II. auf die auffallendeste Weise.

Im August 1745. that Schlegel in Begleitung des Hofes eine Reise nach Holstein. Durch Hagedorns Vermittelung trat er in Briefwechsel mit Bodmer. „ An ihrem Urtheil, schreibt er in dem „ ersten Briefe, ist mir jederzeit mehr als an der „ ausschweifendsten Lobeserhebung oder Parallele „ gelegen gewesen, die man irgendswo von meinen Arbeiten machen können. Wenn Sie mich „ der Aufmerksamkeit gewürdigt hätten, meine „ theatralischen Arbeiten zu tadeln, so würde ich, „ ohne alles Misvergnügen, es als eine Ehrenerklärung angesehn haben, welche Sie von meinetwegen dem Corneille thäten, und welche ich „ ihm bisher blos aus Abscheu vor kritischen Streitigkeiten schuldig geblieben, in die ich doch zuweilen wieder meinen Willen verwickelt worden „ bin. „ — Er bittet ihn hierauf besonders um die Durchsicht der Dido, des Herrmann und der Abhandlung von der Nachahmung. Bodmer antwortete:

„ Sie haben mich auf eine angenehme Weise „ überrascht; denn wiewol ich Sie eben für keinen geschwornen Gottschedianer hielt, so glaubte „ ich doch, daß Sie mit dem Herrn Prof. in einer Freundschaft stünden, die Ihnen nicht erlaubte, mir sonderlich wol zu wollen, viel weniger sich um mein Urtheil von ihren Trauerspielen zu bekümmern. Sie fordern solches in-

„ deß mit so höflichen Ausdrücken, daß ich bald auf
„ die Gedanken gekommen wäre, Sie hätten pro-
„ biren wollen, wie viel Kraft die sächsische Höf-
„ lichkeit über die rohen Gemüther der Schweizer
„ noch übrig behalten hätte. Wer mit solcher Ue-
„ berlegung schreibt, wie Sie, der darf schon ein
„ sicheres Vertraun auf seine Schriften setzen. Zu
„ dem könnten Sie mein Urtheil aus meinen Lehr-
„ sätzen leichtlich heraus bringen. — Ueber die
„ Vergleichung mit dem Corneillen (welche Gott-
„ sched in einer Vorrede zur deutschen Schaubüh-
„ ne angestellt,) haben Sie sich desto weniger zu
„ beklagen, weil der Herr Professor dieses Lob an
„ einem andern Orte genug gemäßigt hat, da er
„ sagt, ihr Herrmann sey aus Sinngedichten zu-
„ sammen geflickt. „

Schlegel empfieng auch öftere Briefe von seinem akademischen Freunde, dem Prof. Kästner, der bey den tiefsinnigsten Betrachtungen nicht aufhörte, die schönen Wissenschaften zu lieben.

Eifriger als jemals kehrte Schlegel zur theatralischen Dichtkunst zurück. Nun ganz vertraut mit der dänischen Geschichte, wählte er aus derselben den Stof zu seinem Canut. Dieses neue Trauerspiel wiedmete er im J. 1746. dem König Friedrich V. Unter dessen Regierung erwachte der Geschmack an Schauspielen, da sonst bisher seit dem grossen Feuerbrand im J. 1728. zu Copenhagen

keine solche waren aufgeführt worden. Die allererste Vorstellung am Geburtstage der Könige Louise den 8. Dec. 1747. ward mit dem Vorspiele: die Langweile, eröffnet. In gleicher Absicht schrieb Schlegel bald hernach die stumme Schönheit und den Triumph der guten Frauen. Diese Lustspiele haben nicht wenig Vorzüge vor den frühern, die er verfertigte, ehe er noch die Welt kennen gelernt hatte. Sie sind von einer höhern Gattung des Komischen; der Scherz ist mehr zum Lächeln als zum Lachen; die Charactere sind wichtiger; sie sind eben nicht lebhafter, aber feiner gezeichnet. Immer indeß bleiben seine Lustspiele weit hinter seinen Trauerspielen zurück. Aus Mangel an Weltkenntniß, oder auch, wenn sie der Dichter besitzt, aus Mangel an nüancirten Gesinnungen und Leidenschaften, kurz, wegen des hier und da herrschenden steiffen Tones, besonders auch wegen der ausländischen Sprache, die ja noch heut zu Tage in mancher, sonst guten Gesellschaft die Muttersprache verdrängt, wie konnte man zu Schlegels Zeiten vorzügliche Nationalstücke erwarten? Weit seltener erscheint das hohe Komische als selbst das Tragische. Immer hat eine Nation eher Leidenschaften als Sitten, und bekömmt sie die Leztern, so zeigen sie sich eher in den gröbern als in den feinern Schattierungen. Hierüber berufen wir uns auf das ältere, mittlere und neuere Theater der Grie-

chen. Auch bey den Franzosen ist dieser Forschritt merkbar. Nur darf man z. B. die Schauspiele eines Moliere mit den heutigen Mœurs du tems, soirée à la mode, Persiffleurs u. d. vergleichen. Noch jzt ist es in Deutschland nicht an dem, daß wir Sitten und Manieren haben, wie diese Dramen sie schildern, und so wirds auch noch währen, bis wir solche Schauspiele, als Nationalschauspiele bekommen. Die Sitten so wol als ihr Ausdruck sind lokal. Der Ausdruck erhält den Sinn nicht allemal von der Sprachgerechten Ableitung, sondern sehr oft von bloß willkührlichem Einverständniß, erst einzelner Gesellschaften, von denen sich die Benennungen, wie z. B. eines Tartüffe, Persiffleurs, Begueule u. s. w. in immer weitern Krayssen verbreiten. In Deutschland ist ein so schneller und durchgängiger Krayslauf so wol der Wörter als der Manieren weit schwieriger, als z. B. in Frankreich, wo der Hof und die Hauptstadt die entferntesten Provinzen, wie der Mittelpunct jeden Punct des Umkreises zu berühren im Stande sind. Ohne zweifel kömmt es von dieser beynahe gänzlichen Unabhänglichkeit einer deutschen Provinz von der andern, von der Verschiedenheit so wol der Sitten als der Mundart, wenn wir immer noch, anstatt eigentlicher Nationalschausviele, wenig andere haben, als entweder Provinzialstücke oder ausländische. Zur Vermeidung dieser Extreme suchte

man hier und da vielmehr den Menschen überhaupt, als den bürgerlichen Menschen, in dieser oder jener besondern Landestracht auf die Bühne zu bringen. Wenn dem deutschen Dichter das Trauerspiel immer noch besser gelingt, als das Lustspiel, geschieht es unter anderm nicht darum, weil jenes weniger Sitten als Leidenschaften aufführt, Leidenschaften, die tief in der Natur, die in jedem Menschenherzen zu Haus sind? Keineswegs Menschen, wie wir sind, heutige Menschen schildert es, sondern Menschen der ehrwürdigen Vorwelt, nicht blosse Menschen, sondern gleichsam Wesen von höherer Gattung, zu deren Beobachtung wir uns eines andern als des gewöhnlichen Glases bedienen. Bey den Deutschen scheint überhaupt die theatralische Dichtkunst unter ähnlichem Drucke, wie z. B. bey den Römern zuschmachten. Gleichwie bey diesen das Genie durch die Meisterstücke der Griechen, so wird es bey uns durch die Meisterstücke der Franzosen und Britten verdrängt und geblendt.

In dem Trauerspiel näherte sich Schlegel weniger der rohen Hoheit der Natur als der verfeinerten und sentenziösen Empfindsamkeit der jüngern Welt; er ist reicher an eindringender Moral als an Gemälden der Einbildungskraft und der Empfindung. Was er aus der nordischen und altdeutschen Geschichte aushob, kleidet er glücklich genug in dem kunstlosesten Schmuck.

Im J. 1747. kam noch im ersten Jahre von Friedrichs V. Regierung die Ritterakademie zu Soroe zu Stande. Zur Erweiterung dieser Akademie bestimmte der Prof. Holberg seine zwey Rittergüter. Für diese Freygebigkeit so wol als für seine andern Verdienste erhob ihn der König nicht nur in den Freyherrnstand, sondern anvertraute ihm auch grossentheils die Besetzung der Professorate. In einem Briefe empfahl sich ihm Schlegel. Holberg brachte diesen in Vorschlag. Die Stelle, die er ihm zudachte, war bereits einem andern zugesagt. Auf Antrieb des Staatsministers von Berkentin und des Oberhofmarschalls von Moltke ward im J. 1748. der Vorschlag erneuert. Schlegel erhielt einen ausserordentlichen Lehrstuhl, über die in der Stiftung gesetzte Anzahl. Er bekam den Auftrag über die neueste Geschichte, über das Staatsrecht und das Commerzwesen zu lesen. Ehe er noch seine Stelle völlig antrat, verheyratete er sich mit Johanna Sophia Niordt, einer nahen Base der Gemahlin der sächsischen Gesandten.

Um seine Zuhöhrer anzuführen, nicht allein mit Geschmack zu lesen, sondern auch selbst in allerley Geschäften und Vorfällen gut zu schreiben errichtete er in Soroe eine Uebungsgesellschaft. Die Rede vom Nutzen der schönen Wissenschaften im gemeinen Leben und in Geschäften, womit er diese Ge-

sellschaft eröffnete, befindt sich im dritten Band seiner Werke.

Ueber seine academischen Beschäftigungen schreibt er an Bodmer: „Ich habe vor izt mehr mit den „politischen Wissenschaften zu thun, als mit dem „Witze. Natürlicher Weise führt mich dieses zu „einer Sache, die Deutschland nöthig hat, und „die den Geschmack am besten in Schwang brin„gen kann, nämlich bey allen Gelegenheiten eine „gute und lebhafte Schreibart in die Wissenschaf„ten zu bringen, welche beyde nirgends öfter als „in Deutschland getrennt sind, und doch niemals „getrennet seyn sollten. Ich arbeite in meinen „Nebenstunden an der Geschichte Heinrich des Lö„wen. Mein Heldengedicht von diesem Prinzen „dürfte wol liegen bleiben. „

Als Probeschrift seines Fleisses in der dänischen Geschichtsforschung ließ er im J. 1749. Conjecturas pro conciliando veteris Danorum historiæ cum Germanorum Gestis consonsu ediren. Bey diesem dunkeln Thema vereinigte er historischen Scharfsinn mit dichterischem Geschmacke. Auch wird beydes erfordert, wenn man aus den Chroniken und Sagen der Isländer klug werden soll. Nach seiner Hypothese haben die Isländer auswärtigen Völkern und Personen ganz neue Namen gegeben, und merkwürdige Begebenheiten in Allegorien gehüllet.

Arbeiten und Sorgen erschöpften die Kräfte seiner ohnehin nicht starken Gesundheit. Im Anfang des Augusts 1749. fiel er in ein hiziges Fieber. Den 13ten gleichen Monats gab er den Geist auf. Er hinterlies einen Sohn, wenig Wochen vor seinem Hinscheide gebohren. Für seine Wittwe sorgte der König.

Magnus Gottfried Lichtwehr.

Den 30. Jenner 1719. zu Wurzen gebohren. Sein Vater war daselbst Churfürstl. Sächsischer wirklicher Apellations- und Stiftsrath. Schon im J. 1725. verlor er ihn durch den Tod, und seine Mutter im J. 1737. Sein Vormund, der damalige Stiftskanzler zu Wurzen, Zahn, besorgte seine Erziehung und schikte ihn auf die hohe Schule nach Leipzig. Im J. 1741. begab er sich nach Dresden, im J. 1743. nach Wittenberg. Daselbst erhielt er die höchste Würde in der Rechtsgelehrsamkeit. Auf einer Reise nach Quedlinburg im J. 1745. hatte er das Unglük, durch den Dampf eines mit Schmiedekohlen gefüllten Feuerbecken einen Schaden am

Gesichte zuleiden, wovon ihn aber der berühmte Heister glüklich befreyte. Im J. 1747. fieng er an, zu Wittenberg über die Vernunftlehre und die Institutiones zulesen. Um diese Zeit gab er vier Bücher äsopischer Fabeln in gebundener Schreibart heraus. Wegen des Schlechten, womit das Gute noch allzusehr beflekt war, wurden diese Fabeln über den Gellertschen vergessen. Als er von einem durch starkes Reden bey seinen Vorlesungen sich zugezogenen Blutsturz sich wieder erholt hatte, erhielt er eine Präbende an dem Stift St. Bonifaz und Mauriz zu Halberstadt, wurde Referendar bey der Halberstädtischen Regierung, und zog im J. 1749. von Wittenberg nach Halberstadt, nachdem er kurz vor seiner Abreise sich verheyrathet hatte. Im J. 1752. ward er zum wirklichen Regierungsrathe an der Halberstädtischen Regierung ernannt, auch wählte ihn die deutsche Gesellschaft zu Königsberg zu ihrem Mitgliede. Im Anfang des Jahres 1758. gab er das Recht der Vernunft, ein Lehrgedicht in fünf Büchern heraus. Er wiedmete es dem König in Preussen, der damals in Breßlau war, und ihm ein höchstgnädiges Handschreiben zusendete. Seine Absicht war, in diesem Lehrgedichte die Grundsäze des natürlichen Rechtes nach Wolfs System in Versen zulehren. Zu sclavisch hielt er sich an den Faden der Schulphilosophie, und allzu wenig gelangs ihm, die abstracten Lehren durch Blumen der Phantasie zuverschönern.

Im J. 1762. gab er eine Uebersezung des Minutius Felix mit Anmerkungen heraus. Eine zwote, vermehrte und verbesserte Auflage seiner Fabeln hatte er zu Berlin im J. 1758. besorgt. Rammler in seinem Batteux und Mendelsohn in der Bibliothek der schönen Wissenschaften machten Deutschland aufmerksam auf den Dichter. Im J. 1761. edirte die Lichtwehrschen Fabeln ein Ungenannter, und zwar eigenmächtig mit vielen Verstümmlungen, ohne Vorwissen des Verfassers. Hierüber wurde dieser so aufgebracht, daß er im J. 1762. selbst die dritte, ächte Auflage besorgte. In derselben nahm er keine einzige von des Anonymus Verbesserungen auf, hingegen machte er eigene und sezte neue Fabeln hinzu. In gleichem Jahr 1762. erschien davon zu Straßburg eine französische Uebersetzung in Prosa. Die neueste, vollständigste Ausgabe von Lichtwehrs Fabeln ist von Berlin im J. 1775. Er starb den 23. Oct. 1779. Der Dichter erzählt munter, als Phäder, gedrungener, als La Fontaine, bald launig und komisch, bald ernsthaft und nachdrüklich, oft auch mit dem Tone altväterischer Offenherzigkeit und Redseligkeit. Die Sprache ist populär, und doch edel, der Vers fliessend, und doch reich an Sentenzen. Nur zuweilen sinkt er ins Niedrige und wird zugeschwäzig.

Die Ankündigung einer ausführlichen Lebensbeschreibung, die bisher noch in Handschrift bleibt,

liest man in dem Journal von und für Deutschland, St. II. 1784. „ Lichtwehr, heißt es in der „ handschriftlichen Lebensbeschreibung, war ein „ biederer, ächter, deutscher Mann, und ein rechtschaffener Christ. Er war mittelmässiger, etwas „ magerer Statur, jedoch dabey von gutem Wuchs „ und Anstande. Aus seinen dunkelbraunen Augen „ giengen Blike, bald voll sanfter Annehmlichkeit, „ und bald voll hohen Ernstes. So vieles Leiden „ ihm auch diese Augen in seinen jüngern Jahren „ verursachet hatten, so scharfsichtig waren doch „ selbige nachher im Alter, bis an sein leztes Ende, „ dergestalt, daß er sich derselben, ohne einige Bewafnung, bedienen konnte.

„ Er schäzte die ächte, ursprüngliche Christusre„ ligion ungemein hoch, und freute sich sehr, wenn „ er die Fortschritte bemerkte, die man seit etwan „ zehn Jahren her im populären Vortrage der Re„ ligionswahrheiten gemacht hatte. Besonders „ war ihm die christliche Moral (deren Einfluß in „ das Wol des Staats er oft rühmete,) von gros„ sem Gewichte. — Ueber den Aufenthalt der ab„ geschiedenen Seelen hegte er die Lieblingsmeinung, „ daß die Seelen erst einige Regionen der höhern „ Körper- und Geisterwelt durchwandern und etwan „ von einem Gestirn in das andere versezt werden, „ bis sie durch fortschreitende Erkenntniß der Wer„ ke des Altvaters allmählich zu näherm Anschaun „ gelangen. „

Aus dieser handschriftlichen Lebensbeschreibung nur noch folgende Anekdote: „ Im J. 1744, „ welches wegen eines besondern Kometen merkwür„ dig war, gab sich Lichtwehr mit dem bekannten „ Heynen, Prediger zu Netzen bey Alt-Branden„ burg, ab. Dieser hatte die Ankunft eines Kome„ ten gegen das J. 1748. angekündigt, der auf „ der Erde grosse Veränderungen hervorbringen „ sollte. Hierüber bekam er Streitigkeiten mit ver„ schiedenen Gelehrten. Lichtwehr schrieb gleichfalls „ an ihn, und theilte ihm seine Einwürfe mit, er„ hielt auch eine ganz höfliche Antwort von Hey„ nen. — Von diesem Heynen sagt man, daß, da „ er noch Rector der Berlinischen Schule war, „ und dem Könige sein Buch von dem Vorspiele „ dedicirt hatte, er kurz darauf um eine Pfarre „ angesucht, der König aber ihn deshalb, ohnge„ fähr in folgenden Ausdrüken beschieden habe: — „ Weil der Rector Heyne glaubt, daß das Vor„ spiel des jüngsten Gerichts auf das J. 1748. „ kommen wird, so hat er bisdahin auf seiner Schule „ sich zugedulden. „

Man sehe M. Lichtwehrs Leben und Verdienste; nebst einigen Beylagen. Ans Licht gestellt von Friedrich Wilh. Eichholz. Halberstadt, bey Mevius 1784.

F. C. C. Freyherr von Creuz.

In zween Bänden erschienen seine Gedichte, auch kleine prosaische Aufsäze im J. 1769. bey Varrentrapp zu Frankfurt am Mayn. Bey glüklicher Mischung poetischer Einbildungskraft und philosophischen Nachdenkens, behält dieser Schriftsteller die Mitte. Er sinkt nicht und versteigt sich nicht. Durch Philosophie verwahrt er die Imagination vor Ausschweifungen, durch Imagination die Philosophie vor langweiliger Trokenheit.

Von Jugend auf beschäftigte er sich mit philosophischen Untersuchungen. Im Druke erschienen von ihm, considerationes metaphysicæ. Auch unter seinen deutschen Aufsäzen sind einige sehr interessante über die beste Welt, über die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. Durch Metaphysik berichtigte er seine Sprachkenntniß, und durch diese die Schreibart. Anfangs in der Gottschedischen Schule gebildet, blieb er immer ein dankbarer, aber nicht blinder Verehrer von Gottsched. „ Ein Hallerischer Geist, schreibt er Th. I. s. 248, „ würde ungeheure „ Schwierigkeiten zuüberwinden gehabt haben, „ wenn er um den Beyfall des Herrn Prof. Gott„ scheds hätte streiten sollen, und so übel würde

„ wieder ein Gottschedischer Geist in Ansehung des
„ Herrn von Haller daran gewesen seyn. Schlies-
„ sen Sie nun weiter fort, ohne zuvergessen, daß
„ ich die Verdienste des allemal berühmten Gott-
„ scheds jederzeit anerkannt, aber auch seine Fehler
„ eingesehn habe, und noch ist dieses meine Gesin-
„ nung. Die Schwierigkeiten sind entweder natür-
„ liche, oder künstliche, die wir uns selbst machen,
„ oder von andern uns gemacht werden. Die na-
„ türlichen überwindet die Begeisterung, und ein
„ jeder beliebe nur ungezwungen, oder so, wie es
„ seine natürliche Art ist, zu Dichten, und ahme
„ die Alten nur so weit nach, als es mit seiner
„ eignen natürlichen Weise übereinkömmt. Vol-
„ taire sagt: Qui conque Je borne à vaincre
„ une difficuttè pour le merite Jeul de la vain-
„ cre, est un fou. „

Selten ist es, daß Männer von hohem Rang, selten daß Dichter, (wie es doch seyn sollte,) die Grammatik und den Wolklang so fleißig, wie der Freyherr von Creuz, untersuchen. Hier einige Proben von seinem kritischen Geschmake:

Th. I. s. 191. „ Einige, und so gar Kenner
„ der römischen Litteratur, wollen doch unsere
„ Hexameter nicht recht vertragen, ob es gleich der
„ Reim nicht ist, dessen Mangel ihnen solche ab-
„ geschmakt macht. — Ein reimloses Heldengedicht
„ scheinet fast die hexametrische Versart vorzüglich

zu-

„ zuerfordern; aber die Hexameter müssen auch so
„ flieſſend seyn, wie die Klopstockischen. Ich habe,
„ zumahl bey angehenden Dichtern, ein Vorurtheil
„ bemerkt, als ob es gleichgültig sey, welche Vers-
„ art sie zu ihren verschiedenen Gegenständen erwähl-
„ ten. Es ist aber dieses nicht gleichgültig.

„ Von der flieſſenden Dichtart, welche eigentlich
„ die herrschende seyn sollte, machen sich viele einen
„ unrichtigen Begriff, gleich als ob sie von der
„ Prose nur durch Sylbenmas und Reim unter-
„ schieden wäre. Aber es ist nicht so. Die Prose
„ duldet die Kürze, die Absprünge, das Bilderrei-
„ che der Poesie nicht. „

S. 194, 195. „ Neukirch schreibt freylich
„ flieſſend. „

„ Calypso weinte noch: Ulysses hartes Schei-
den
„ Gieng ihr an Seel und Herz: Was bey so
bittern Leiden
„ Ihr allen Muth benahm, und Höllenpein
gebahr,
„ War, daß sie leider! nicht, wie Menschen
sterblich war.

„ Allein hier sehen Sie eine wahre, gereimte
„ Prose, und der Himmel sey dafür, daß dieser
„ Geschmak allgemein würde. Ein anderer hätte
„ sich so ausgedrükt:

„ Calypsens Auge ließ noch Thränenströme
fliessen;
„ Sie sahe, wo sie gieng, den scheidenden
Ulyssen,
„ Und sie verwünschte oft der Götter ganze
Schaar,
„ Verzweifelnd, daß sie nicht, wie Menschen
sterblich war.

„ Aber sanfter begeistert, würden Sie sich viel-
„ leicht also ausdrüken:

„ Calypso weinte noch, und kannte keinen
Frieden,
„ In der bestürmten Brust. Ulysses war ge-
schieden!
„ Was ihr am schwehrsten fiel, und Angst
aus Angst gebahr,
„ War, daß die Göttin nicht, wie Menschen
sterblich war.

„ Das Poetische liegt hier in der Kürze, in dem
„ Abgebrochenen, und in einigen Ausdrüken, wel-
„ che eine reine Prose nicht duldet, als welche keine
„ Angst aus Angst gebähren läßt, und die Redens-
„ art: keinen Frieden in seiner Brust kennen, ist
„ poetisch. Der größte Vorzug der fliessenden Dicht-
„ art ist die Deutlichkeit, und ich glaube mich also
„ so sehr nicht zuirren, wenn ich der Meinung bin,
„ daß diese Dichtart billig die herrschende seyn

„ sollte. Die geistreichen Dichter behalten desswe-
„ gen doch ihren hohen Werth; aber sie reden eine
„ Sprache, die nicht alle verstehn, und können
„ nicht so allgemein nüzlich seyn, wie die Meister
„ in der fliessenden Dichtart. Glauben Sie auch
„ nicht, mein Freund, als ob alle geistreiche Dich-
„ ter grosse Genien seyn. Sie müssen sich durch
„ grosse Gedichte erst legitimiren, wenn man sie
„ dafür halten soll. Nam et Barbari magnifice
„ loqui solent et ornate, sagt Plinius, und gewiß
„ ist es, daß ein sehr mittelmäßiger Kopf sich zu-
„ weilen selbst übertrift, und wenn eine entzündete
„ Einbildungskraft nur eines einzigen glüklichen
„ Bildes Meisterin wird; so folgen hernach Bilder
„ auf Bilder, wie von selbst und dem Erhabenen
„ geht es alsdann, wie dem Golde der neuen Welt,
„ das auf einmal Hauffenweise in die Hände der
„ schlechtesten Leute gerieth. Ein Dichter der flies-
„ senden Dichtart kann nicht so leicht betreugen,
„ als mancher geistreicher Schwärmer, und es ge-
„ hört mehr dazu, fliessend zuschreiben, als man
„ sich gemeiniglich vorstellt u. s. w.

Th. I. s. 301. „ Ist es der Dithyrambische
„ Hymnus, worin wir die Ehre unsere Nation
„ suchen sollen? Haben wir nicht schon mit dem
„ Intellectu dithyrambico genug, den einige
„ neuere Prosaisten in ihren Schriften affectiren?
„ Doch hier wende ich mein Antliz weg. — —

„ Aber, nur zu wahrscheinlich ist, daß einige.....
„ eine Oberherrschaft in der gelehrten Welt suchen,
„ wovon ein grundgelehrter H*rd*r schon etwas
„ zuverstehn gegeben hat, und vielleicht sind die
„ Rangordnungen in dem Tempel des Ruhms
„ schon so gemacht, wie in Pompejens Lager die
„ Ehrenstellen in Rom schon ausgetheilt waren.
„ Was wird endlich aus diesem allem werden? Be-
„ rühmte Schriftsteller vor uns hatten ihre andere
„ Methoden nicht ohne Gründe gewählet gehabt.
„ Sie vermieden nicht ohne Gründe dasjenige, was
„ izt ängstlich gesucht wird, und führten keine neue
„ Moden ein, um ihre Vorgänger in ihrer alten
„ Tracht lächerlich zumachen. Wegen eines ge-
„ änderten Geschmaks in der Baukunst rissen sie
„ nicht Schlösser um, die über hundert Jahre mit
„ aller Bequemlichkeit bewohnt worden, und regel-
„ mäßiger aufgeführt worden wären, wenn auf
„ den Nuzen nicht zugleich mitgesehn worden wäre.
„ Sie waren nicht so grob, einen höflichen Wirth,
„ der ihnen gesunde und schmakhafte Speisen vor-
„ sezte, undankbar zuverspotten, wenn ein neu
„ aufkommender Haut Goût nicht sogleich von ihm
„ angenommen und nachgeahmt werden wollte. —
„ — — Ich fiel auf ein Buch, wo die Schreib-
„ art vermuthlich klassisch seyn sollen. Es war
„ nicht anders, als ob es ein Mahler geschrieben
„ hätte, der ausser seiner Kunstsprache keine andere

„ Sprache verstünde. Die allergewöhnlichsten Sa-
„ chen wurden mit Gruppen, Cartons, Licht und
„ Schatten, Pinsel, Colorit, Stellung u. s. w.
„ umschrieben ausgedrükt; die Ideen bekamen Kör-
„ per; das Ideal brilliirte, und ein paar Gedanken,
„ von einer gehrenden Bierhefe abstrahiert, mach-
„ ten den Styl original und characteristisch. So
„ muß man schreiben; sonst hat man keinen Styl.

Th. 1. s. 218. „ Die gute Prose liebet das Ab-
„ gekürzte und Gedrungene nicht, welches der Poesie
„ vorzüglich eigen ist. Das Fliessende ist eine Haupt-
„ eigenschaft der Prose. Um aber fliessend zuschrei-
„ ben, muß man eine Wahl unter den Wörtern
„ treffen, die sich durch den Wohllaut unterschei-
„ den, und unter zusammengesezten Wörtern die-
„ jenigen aussuchen, deren Zusammensezung erträg-
„ lich ist. Der Geschmak der Japoneser, welche
„ Ellenlange Wörter lieben, ist gewiß nicht natür-
„ lich. Es giebt Wörter, die sich natürlich zusam-
„ menschiken, gemeiniglich beysamen zuseyn pflegen,
„ mit einem Worte, solche so genannte Phrases,
„ welche der fliessenden Schreibart eigen sind. Diese
„ zukennen und mit Wahl zukennen, ist ein wah-
„ rer Vortheil für einen Schriftsteller, der sich mit
„ Fleisse auf die fliessende Schreibart legt. Ein
„ solcher Schriftsteller wird sich also hüten, Wör-
„ ter zusammen zuordnen, wo sich eines, nach dem
„ Ausdruke eines Franzosen, über das andere ver-

„ wundern könnte. „ — Sehr wahr scheint uns, was der Verfasser hier sagt. Nur daß man es cum Grano Salis verstehe. Wenn man auf der einen Seite gezwungene Zusammensezungen vermeiden muß, so muß man auf der andern Seite allzugewöhnliche Phrasen vermeiden. Wegen ihrer Geläufigkeit denkt man bey diesen um so viel weniger, je mehr man sie von selbst zuverstehn glaubt. Bey jenen, den gezwungenen Zusammensezungen hingegen wird zwar, wegen ihrer Neuheit, die Aufmerksamkeit rege, sehr leicht aber ermüdet, vornemmlich wenn sie am Ende nicht durch Neuheit und Wichtigkeit der Gedanken belohnt wird. Doch wir kehren zu unserm Verfasser zurük:

„ Wenn man kurz ist, ohne dunkel zuseyn, die
„ überflüßigen Zierrathen vermeidet, den Gebrauch
„ der Synonimen einschränkt, und zweydeutige
„ Ausdrüke, wie überhaupt das Spizfindige meidet:
„ so ist die Schreibart männlich, und die gedrungene Schreibart ist nur eine besondere Art der
„ männlichen. Einem jeden Gegenstande ist das
„ Gedrungene gewiß nicht angemessen, nicht einem
„ jeden ist es gegeben, gedrungen zuschreiben, und
„ sehr unglüklich wird es affectirt. — Sie wissen,
„ mit welchem glüklichen Erfolge Criton sich einer
„ so reinen als fliessenden Schreibart befleissiget
„ habe; allein es regnete Geschäfte auf ihn, und
„ er mußte sich angewöhnen, viele Gedanken in

„ wenige Worte zusammen zuzwingen. Was konnte
„ ihm dieses nutzen, sagen Sie vielleicht? Man ist
„ ja eben deswegen weitläuftig, wenn man die
„ Zeit nicht hat, kurz zu seyn. Dieses ist, mit
„ gütiger Erlaubnis, ein ganz anderer Fall. Im
„ Anfange ist es leichter, weitläuftig zu schreiben,
„ als kurz, aber so bald man eine Fertigkeit in der
„ kurzen gedrungenen Schreibart erlangt hat, ge-
„ winnet man bey der Kürze viel. Man denket
„ freylich mehr: aber das ist man gewohnt. Man
„ schreibet weniger, und dadurch gewinnt man
Zeit. „

S. 223. „ Wenn ein matter Poet sagt:

„ Seht hier den armen Mann, halb nackend,
fast ganz blos:
„ O wie ist gegen ihn der Fürst im Purpur
gros,
„ Der gleich in uns das Bild von einem
Gott erwecket!
„ Doch, wißt, daß Gottes Bild dort auch
der Kittel decket!

„ So sagt Drollinger hingegen:

„ Der Kittel, der die Noth des Dürftigen
verhüllt,
„ Bedeckt, dem Purpur gleich, der Gottheit
Ebenbild. „

S. 238. „ Sie fragen mich, ob ich unter der „ gedrungenen Schreibart auch die Bestürzende „ mit begriffen hätte ? Ich glaube, Sie scherz„ ten : Denn ich kenne keine bestürzende Schreib„ art, aber das weiß ich, daß manche Schriftstel„ ler selbst den Gelehrten in kurzer Zeit kaum mehr „ verständlich seyn werden, und wenn Sie dieses „ die bestürzende Schreibart nennen, wo der „ Schriftsteller in jeder Zeile vom Himmel fällt, „ ganz gewöhnliche bekannte Dinge auf eine räth„ selhafte Art uns vorsaget, sonderbare Ausdrücke „ wählet, und Phrases, welche, als wenn sie elec„ trisch wären, lauter Funken erkünstelten Witzes „ von sich sprühen ; wenn dieses die bestürzende „ Schreibart heissen soll, habe ich sie freylich un„ ter der Gedrungenen nicht mit begriffen.

Th. I. s. 299. „ In unserer teutschen gelehr„ ten Welt sind die Gassen immer voll Koth, und „ diejenigen kommen am besten durch, die auf ei„ nem Studentenklapper durchgaloppieren, dem „ müßigen Pöbel mit der klatschenden Peitsche eine „ Freude machen, und mitlachen. „ So schreibt der Verfasser den 4ten May 1768. Den gelehrten Neid erklärt er durch folgendes Gleichniß : „ Stel„ len Sie sich doch eine Stadt vor, worinnen nur „ ein paar Kaufleute seyn, die mit einerley Waa„ ren handeln ; wird nicht der Neid unter ihnen „ ein Wurm seyn, der nicht stirbt, und ein Feuer,

„ das nicht verlöscht? Aber setzen Sie fünfzig glei-
„ che Kaufleute in solche Stadt; so wird die
„ Schwierigkeit, ein halb hundert zu beneiden,
„ dem Neide Einhalt thun. „

S. 270. „ Mit der Freyheit zu denken, hat es
„ bey uns ein noch schlechtes Ansehn. Die Reli-
„ gion habe ich hier ganz und gar nicht im Gesich-
„ te: sondern die Freyheit, die Gegenstände auf
„ mehr als einer Seite zu betrachten. Dieses ist
„ den Franzosen natürlich und giebt ihren Schrif-
„ ten jene grosse Annehmlichkeit. Wir haben glei-
„ che Fähigkeit, wie sie, die Gegenstände auf mehr
„ als einer Seite zu betrachten, nur mit dem Un-
„ terschiede, daß wir geschickter sind, das Reelle
„ zu bemerken, der Franzose aber nach seinem
„ Temperamente mehr auf das Ausserwesentliche
„ verfällt und die sanften Eindrücke den tiefen und
„ starken vorzieht. — Es ist der Geschmack an
„ dem Schulsystematischen, welcher unsern Schrif-
„ ten jene Annehmlichkeiten raubt. Es wird nur
„ Eine Seite genohmen, und dann unser Hals
„ unbeweglich gemacht, daß der Kopf sich nicht
„ herumdrehn, und das Auge nur diese Seite
„ sehn kann. — Ich verachte die Schulgelehrsam-
„ keit gewis nicht, und so wenig, daß ich vielmehr
„ bedaure, daß auch hierinnen Deutschland nicht
„ mehr ist, was es war. Allein ohne alle Schul-
„ gelehrsamkeit können Personen vom Stande die

„ wichtigsten Anmerkungen machen, und würden
„ nicht selten das Publicum von viel wichtigern
„ Dingen, als wovon insgemein geschrieben wird,
„ unterrichten, wenn sie die Pedanten nicht scheu-
„ ten. Es könnte sich eine Communication zwi-
„ schen der grossen und gelehrten Welt glücklich
„ eröffnen u. s. w. „

S. 312. „ Haben Sie niemals etwas von
„ Germanismis, die keine sind; von Latinismis,
„ die keine sind; von Græcismis, die keine sind,
„ und von der Harmonia Linguarum niemals et-
„ was gelesen? Es sey, wie ihm wolle: so sind
„ schon Gedichte von mir in den Jahren 1742.
„ und 1743, aber einzeln, und in Sammlungen.—
„ Wer bildete doch von deutschen Schriftstellern,
„ deren Güte noch izt so zweydeutig ist, damals
„ meine Sprache, und wo sollte ich selbst noch im
„ J. 1751. Trost hernehmen? Ich wagte schon
„ damals — Aber nichts mehr hievon. Im Geist-
„ reichen ist die Autorität eines Gottscheds nicht
„ sehr respectirt; aber das wußte Er doch, was
„ richtig oder correct sey und heisse, und seiner
„ Meynung nach habe ich rein und correct geschrie-
„ ben, bis auf einige Fehler, die er selbst begeht.
„ Soll ich Ihnen noch eine Entdeckung machen,
„ die vielleicht wichtig ist? Haller selbst hat sich
„ einnehmen lassen, daß er selbst im Ernste ge-
„ glaubet, als seyen seine Gedichte voller Sprach-

„ fehler. Die von der Prose abweichende Wort-
„ fügung ist vorerst kein Sprachfehler ; einige
„ Wörter, als : Unbill und Verschuß, sind keine
„ Sprachfehler, und der Gebrauch gewisser Figu-
„ ren gehört noch weniger hieher. Aber Sprach-
„ fehler, die man auch einem Dichter zur Last le-
„ gen kann, sind freylich da ; nur nicht so viele,
„ um ein Aufhebens davon zu machen. „

So viel von dem Freyherrn von Creuz als Kunstrichter. Als Dichter behält er den gleichen gemäßigten Character. Sein Lehrgedicht, die Grä-ber, besteht aus Rhapsodien ernsthafter Nachtbe-trachtungen über Zeit und Tod, nicht ohne rüh-rende Empfindungen und schauderhafte Malereyen. Alles erscheint dem Dichter unter schwarzem Schleyer. Nur hin und wieder reissen ihn die grossen Scenen jenseit des Grabes in Entzückun-gen. Wenn er abstracte Sätze der Philosophie vorträgt, verläßt ihn sein Dichtertalent weniger, als wenn er Leidenschaften ausdrücken will. Was er im lyrischen Fache versucht hat, kömmt seiner didactischen Poesie nicht gleich. Seine Oden sind ernsthaft und lehrreich, aber ohne Begeisterung.

Nicht sehr schätzt man ihn als tragischen Dich-ter, und für sein Zeitalter ist gleichwol sein Seneca, ein Trauerspiel, nicht ohne Verdienste. Von ei-nem andern Stücke, Socrates, hat er Fragmente geliefert. So wie die Helden, die er gewählt hat, so ist freylich auch er selbst zu wenig pathetisch.

Die Nachrichten von seinen Lebensumständen borgen wir aus Schmids Nekrolog:

Der Freyherr von Kreuz ward zu Homburg an der Höhe den 24. Nov. 1724. gebohren. Schon im J. 1731. verlor er den Vater. Die Schulwissenschaften trieb der verwaysete Knabe für sich. Nach Verabscheidung seiner Hofmeister hatte er alles sich selbst zu danken, wie er dann nie eine Universität besucht hat. Schon im vierzehnten Jahre übersetzte er einzelne Stücke aus griechischen Dichtern in deutsche Verse. Er war noch nicht zwey und zwanzig Jahre alt, als der Landgraf von Hessen-Homburg ihn im J. 1746. zum Hofrath mit Sitz und Stimme in der Regierung ernannte. Der Herr von Moser schätzte seine juridischen Kenntnisse sehr hoch. Im J. 1750. gab von Kreuz seinen ersten, publicistischen Versuch heraus. Hierauf folgten noch eine Menge rechtlicher Aufsätze über die Gerechtsamen des Hauses Homburg. Im. J. 1751. ernannte ihn die verwittwete Landgräfinn zum obersten Staatsrathe. In Geschäften des Hauses Homburg befand er sich zu wiederholten malen an dem berlinischen Hofe. Die Akademie zu Berlin nahm ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder auf. Gleiche Ehre erhielt er von den Akademien in München und Mannheim.

Im J. 1755. wurden die Irrungen zwischen den Häusern Darmstadt und Homburg so groß,

und der Eifer des Herrn von Kreuz in Behauptung der Homburgschen Ansprüche war so warm, daß er sich das Schicksal zuzog, auf eine Darmstädtische Festung zukommen, wo er ein ganzes Jahr in Verhaft bleiben mußte.

Im J. 1756. wurde er in Geschäften des Hauses Homburg als geheimer Rath nach Wien geschickt. Zu Wien erhielt er von dem Kayser das Prädikat eines Kriegshofrathes. In gleichen Geschäften reisete er in den Jahren 1763. und 1769. an den Churpfälzischen Hof nach Mannheim. Endlich hatte er das Vergnügen, das gute Vernehmen zwischen den Häusern Darmstadt und Homburg wieder hergestellt zusehn. Dieses gute Vernehmen wurde durch die Vermählung seines Herrn mit einer Darmstädtischen Prinzeßinn befestigt. Bey dieser Vermählung genoß Kreuz die Ehre, den Antrag zu thun, und den Vertrag abzuschliessen.

So stark seine Gesundheit schien, so ward sie doch endlich durch gar zu viele Arbeiten und Nachtwachen erschüttert. Im J. 1770. bekam er einen Anfall, der seine Brust und Eingeweyde angrif, ob er es gleich nicht glaubte. Auf der Reise nach dem Wisbader Bade hatte er einen Blutsturz. Er reißte zurück. Eine Art von Wassersucht, die Folge verdorbener Eingeweyde, machte seinem Leben den 6. Sept. 1770. ein Ende.

Joh. Philipp Withof. *)

Die neueste Ausgabe seiner academischen Gedichte erschien in zween Octavbänden 1782. und 1783. zu Leipzig bey Jacobäer. In dieser Ausgabe nimmt das Lehrgedicht: Die moralischen Ketzer den ersten Platz ein. Der Dichter hatte es schon im J. 1743. vollendet. Wenn er in der Mahlerey und Farbenmischung hinter Hallern zurück bleibt, so nähert er sich ihm in Absicht auf gedrungenen Ausdruck und tiefsinnigen Innhalt. So z. B. in dem eben angezeigten Gedichte:

Dem Milchweg ähnlich muß vollkommne Wonne seyn;
Aus manchem Kügelchen gerinnt der ferne Schein.
Auch kleiner Sternchen Licht erheischt der Glanz von allen:
Uns kann nur ins Gesicht die Stralensumme fallen,

— — — — — —

Planeten, die sich izt um ihre Sonne wählzen,

*) Professor zu Duisburg, gebohren daselbst im J. 1725.

Wird, eh wir ausgelernt, die grosse Flamme schmelzen.
Nur eine gute That, ein frommer Unterricht
Vergehn in Ewigkeit mit ihrer Wonne nicht.
Erloschen sind sie längst, so stolze Morgensterne,
Und Himmel tönen noch durch ihre ganze Ferne
Den unbedungnen Dank um eine Schnitte Brodt,
Die Samariterhuld dem armen Manne bot.
In Thaten edel seyn, das ist wahrhafte Stärke.
Wie leicht sind Weise matt, und Worte keine Werke?

— — — — — —

Vernunft und Leidenschaft sind ihrer Stärke werth,
Die durch Verknüpfung erst sich wechselweise nährt.
Affecten sind es ja, wovon die träge Welt
Am ersten die Vernunft und allen Muth erhält.
Begierlichkeit und Haß, Entsetzen, wie Vergnügen

Zersprengt die Felsenkluft, worinn wir alle
liegen.
Lebendig todt und starr, so wie die Rau-
pe sich
In ihrer Schale krümmt, dem Blicke fürch-
terlich.
Die Fluth und Ebbe nur der Triebe macht
Ergötzen.

Withofs zweytes Lehrgedicht hat zum Gegenstande die sinnlichen Ergötzungen. Auch dieses Gedicht unterscheidet sich weniger durch künstlich angelegten Plan und kühne Erfindung, als durch tiefe Weisheit in starkem, gedrungenem Vortrag, der freylich wegen der laconischen Kürze zuweilen dunkel und hart wird. Der vierte Gesang hebt so an:

Wen starke Weisheit nicht, nur Sinnenliebe
führt,
Der wird zu wenig hier, zu heftig da ge-
rührt,
Begier und Gegenstand sind immer zu ver-
schieden:
An ihren Mittlern fehlts, an Rechten, Lehre,
Frieden.
Und tauchte man sich ganz in jede Wollust
ein,
Noch wird der Mangel groß im Ueberflusse
seyn.

Wer

Wer so den Himmel sucht, der sucht bey
Nacht die Sonne:
Kein schlechter Gut, als Gott, ist dauerhafte
Wonne.

Die acht ersten Gesänge hatte der Verfasser schon im J. 1747. vollendet. Im J. 1754. fügte er den neunten Gesang hinzu.

Die Redlichkeit, ein Lehrgedicht in dreyen Büchern, hatte er schon im J. 1745. geliefert. — Den mediciniſchen Patriot im J. 1746. — Vorzügliche Schönheiten hat das Lehrgedicht: Socrates oder von der Schönheit, vom J. 1745. Sehr poetisch wird Socrates selbst redend eingeführt.

Du, Schönheit! höchster Plan! wahrhaftig
so vorhanden!
Wie schwach die Namen sind, die Menschen
dir erfanden!
Beweger! Kraft! Natur, Du, die nur
Wonne lebt!
Allgegenwärtiger! so vielfach ausgegossen,
Auch ich bin deiner Art und von dir abgeflossen,
Und kehre dir zurück, wenn Tugend mich
erhebt.
Ach! ich bescheide mich und decke meine
Blösse;
Ich, nur um dich, gefalle mir,
Ein Theilchen nur von Dir, o helle Grösse,

Ein Tröpfchen, aber doch von Dir!
Vollständig, ewig jung, unfähig zu veralten,
Durch gleiche, fliehende begegnende Gestalten
Bestehst du, wie du warst, so wenig alt, wie neu.
Hier treten Wesen auf, da gehen Wesen unter,
Du tilgest und erzeugst; wie gestern, heute munter,
Besorgest Du, daß Tod des Lebens Quelle sey.
Verprangt sich schnell die Lust der abgelebten Floren,
So drängt sich ihr Pomone nach:
Wenn diese stirbt, wird jene neu gebohren;
Das Grabmal ist ein Brautgemach.
Wie mild durchleuchtet sie die gränzenlose Ferne!
Zu Zeugen ihrer Pracht verguldet sie die Sterne,
Und Sonnen säet sie, wie leichte Körner hin.
Ich hier zerschmelze ganz in süsse Symphonien,
Wo nach so schön vereint die Weltenheere ziehn:
Ach, daß ich noch kein Stern der lezten Grösse bin!

Doch nein : ich merke hier im Thale meine
Leyer
Und stimme so nachahmend ein ;
Auch muß zu Nacht mein stilles Opferfeuer
Im Kleinen ihr Gemälde seyn.

Der zweyte Band fängt mit dem Gedicht über den Frieden zu Hubertsburg an. S. 16, 17. eine poetische Dichtung :

In den geheimen Oberwelten ,
Wo Beyfall Tugenden erheischt ,
Wo keine Staatssysteme gelten
Und nie Betrug die Wage täuscht ,
Da lag ein Buch : des Königs Plagen :
Vor Gottes Engel aufgeschlagen ꝛc.

Auf dieses Gedicht folgt ein Lobgedicht auf Catharina II. — Ausser einigen andern Gedichten zeichnet sich das Gedicht auf die Jagd aus. Wie mahlerisch ist nicht folgende Beschreibung , und am Ende wie moralisch :

Da springt ein Hirsch in schöner Angst da-
von.
Der Hörner Klang , der Hunde Freude-
ton
Belehrt die Jagd. Die schwärmt von allen
Enden.
Verweilen hieß , Triumphe sich entwenden.
Das Windspiel fliegt, verliebt in Ungemach,
Geradeswegs ihm, wie die Pfeile, nach.

Die Bracken ziehn durch wol erlernte Weiten,
Wie Schelme schlau, vertheilt zu beyden Seiten;
Er könnte sonst, was mag der Furcht entgehn,
Den Absprung sich, nach Sclavenart, ersehn.
Wie Kindern Angst, so gleicht Ergrimmen Teufeln
Vor Angst ergrimmt und wirklich im Verzweifeln
Hat sich der Hirsch gestellt und wütend scheu
Entdarmt den Hund das zackigte Gewey.
Belobter, stirb, da deiner sechs dich rächen.
Und jeder wird zu deinem Lobe sprechen.
Bedauren ist hier Ernst, nicht blosser Schein:
Die Menschen ehrt das falsche Lob allein.

Wie vortreflich ist nicht s. 106, 107, 108. das Lob des Königs eingewebt? Obgleich nicht abgehärtet durch die Jagd, ist er nicht weniger dapfer:

Wer findt sich mehr in Siegen und Gefahren?
Entwirft er nur für jede Schlacht den Plan?
Er führt ihn aus und giebt ihn selber an.
Den Künsten hold, die vor dem Kriege schrecken,
Des Friedens werth, geflissen ihn zu schmecken,
Begiebt er sich in grosses Ungemach,
Wenn Noth ihn fleht, und blitzt dem Feinde nach.
Dem Feinde nach und unter seinen Fahnen
Auf Stein und Frost wer wird da Wege bahnen?
Er führt den Krieg, den seine Seele haßt,
Nicht muthig nur, auch billig und gefaßt.

Das Lager dort, ein Land von vesten Städten,
Ein Arsenal, bemoost mit Bajonetten,
Erblickt ihn still in Kugelregen gehn,
Die sich um ihn im Wirbelwinde drehn;
Da denkt er dann auf untergrabnem Boden,
Rundum bestanzt mit hundert tausend Toden,
Regentenpflicht: denn, o, sein Geist ist stark,
Den fühlt sein Heer durch Knochen und durch Mark.
So ließ sein Volk Ariovist gewöhnen:
Die hiengen sich den Pferden an die Mähnen;
Da rennte dann der Lanzknecht so geschwind,
Als Reuterey; das ganze Volk ein Wind.
Das ware Spiel auf unsers Königs Zügen,
Es mußte jüngst ein Heer nach Potsdam fliegen,
Es flog zurück und trat auf Roßbachs Flur
Und schlug den Feind und schlug und sah ihn nur.
Das Schwerdt geschärft erhub es schnell sich wieder
Nach Lissa hin und ließ sich eben nieder
Und schlug aufs Haupt die fürchterliche Schaar,
Des Siegs gewohnt und tapfer immerdar.
Das war für ihn ein Werk von wenig Tagen:
Das, oder nichts ist Fliegen, Stehen, Schlagen;
Das that kein Prinz, so viel auch ihrer jagen.

Nicht ohne Befremden stöst man in Withofs Gedichten neben den schönsten auf die vernachläßigsten Stellen. So z. B. scheint er in dem Eingange zu den sinnlichen Ergötzungen alle Arten von

Fehlern, Unrichtigkeit, Härte, Frost, Dunkelheit
u. s. w. vereinigt zu haben :

Das beste Meisterstück beschämt die Künste nur.
Als Meisterstücke schuf uns Menschen die Natur.
Am Menschen will ich izt zum lezten Male dichten
Und auf die Sinnenlust die Lust der Harfe richten.
Uns gehen überhaupt die Menschen näher an,
Als was aus Uebermuth der Treflichste gethan.
Wo lebt der grosse Mann, der nicht nach Ehre tappe,
Nicht Schein an Wahrheit statt, in Schwäche
Ruhm erschnappe ?
Hingegen die Natur bewehrt auch Stärke da,
Wo schlaue Dummheit hell die größte Schwäche sah.
Du, liebliche Natur, du sey für meine Töne
Was du beständig bist, das allerhöchste Schöne.
Und dir, den über Gold das schöne Wahre freut,
Dir, Bruder, sey Besuch dies Buch in Einsamkeit!
Ergötzte dich es nur auf einige Minuten,
So würde doch dein Herz für mich aus Liebe bluten.

Ungleichheiten hat beynahe jeder Dichter : aber warum so groß und so häufig bey diesem ? An Geist und Genie mangelt es ihm gewiß nicht; auch nicht an Studium und Gelehrsamkeit : Allein seine erste Bildung fiel in ein Zeitalter, wo der Geschmack der Nation noch wenig reif und die Anzahl der Wetteyferer noch klein war.

Seit einigen Jahren hat Withof für seine noch unerwachsene beyde Kinder, mithin in einem andern Styl, gedichtet. Wir haben Mühe, uns den philosophischen Dichter als Sänger von Kinderliedern zu denken.

Von Withofs Lebensumständen ist uns nichts anders bekannt, als was davon J. Chr. Strodtmann in dem Leben seines Vaters, des berühmten Joh. Hildebrand Withof, angeführt hat. *) Als Doctor der Arzneykunst hatte unser Joh. Philipp Laurenz Withof schon im J. 1746. folgendes Werkgen zu Leiden edirt: Ad Systema Leewenhœckianum commentarii duo. Accedit brevis monstrosorum renum historia. Seine zu Duisburg gehaltene Inauguraldissertation handelt de aëre in humanis liquoribus hærente. In dieser Abhandlung liefert er geschickte Proben seiner Kritick über des Serenus Sammonicus Gedicht de Medicina. Ferner gab er heraus: Dissertat. anatomico - physiologic. de pilo humano. 1751. 1752. — In die Duisburgischen Anzeigen vom J. 1750. rückte er Betrachtungen ein, über eine Art

*) S. Strodtmanns neues gelehrtes Europa, Th. III.

der Melancholie bey dem Plinius. — Als er im J. 1751. Professor zu Duisburg wurde, edirte er: Nachricht von einem vormahls sehr hochgehaltenen Arzneygelehrten, Aegidius Corboliensis, nebst einem Glükwunsch an den Hr. Dr. von Eichmann. — Im J. 1752. Nachricht und Beurtheilung der merkwürdigen Geburt und Erhaltung des Hr. von Lüddinghaus.

Im J. 1751. wurden seine einzelnen Gedichte zum erstenmal zusammengedrukt.

Joh. Nikolaus Götz.

Anfangs der zweyten Hälfte des 18ten Jahrhunderts entstand allmählich mit mehr Lebensart zugleich auch mehr Feinheit in dem gesellschaftlichen Umgang, und damit zugleich in den Werken des Wizes. Bisher hatten unsere Schriftsteller entweder nur den Musen, ohne zugleich auch den Grazien, oder nur diesen, ohne zugleich auch jenen geopfert. Nach und nach wurden die Täubchen der Venus in der Hande des einen oder des andern von unsern

süssen Dichtern eben so gut gepflegt, als ehmals in der Hand des Anacreons.

Scherze und Spiele lieben wir so sehr als jemand, allein wir lieben sie nur, wenn Natur sie gebiehrt, und Verstand ihnen Leben einhaucht; wir lieben sie, wie sie entweder bey Xenophons Gastmal, oder in den Briefen des Tullius zwischen dem Tiefsinn der Weltweisheit hervorlächeln und die Runzeln der Vernunft unter dem Blumenkranze der Grazien deken. Die guten Amorinen und Amors der Deutschen! Nicht selten sah man, daß sie — der Himmel weiß, um was für Verbrechen willen — aus Griechenland in das rohere Germanien verbannt und unter pedantischem Gepränge beynahe erdrükt.

Wenn wir bey unsern galanten Dichtern weniger Bilder aus der artigen Welt, aus dem häuslichen und höfischen Leben als z. B. bey den Franzosen, wenn wir hingegen weit mehrere entweder aus der klassischen Litteratur oder aus der kunstlosen Natur finden, sollts nicht unter anderm deswegen geschehn, weil doch immer die Deutschen weniger von Verfeinerung der Kunst und Lebensart, weniger von Geselligkeit und Galanterie kennen, als jene?

Doch wozu auch, möchte man sagen, wozu das poetische Spielwerk? Gegen die erotische und bachische Poesie, oder vielmehr gegen den Mißbrauch derselben rükte der geheime Justizrath Möser einen lehrreichen Aufsaz in die Berlinische Monatsschrift,

May 1785, ein: „ O Ihre Lieder, schreibt er „ an einen jungen Dichter, sind schön, mein „ Freund, und bezaubernd, wenn Sie wollen. „ Aber darf ich nun auch wol fragen: Wozu es „ eigentlich dienen solle, die Reizungen der Liebe „ noch reizender zumahlen und den Geschmak für „ den Wein noch mehr zuschärfen? „ In wiefern die Musen von aller Arbeit abschreken, in wiefern sie aus dem wichtigen Geschäfte des Lebens nichts als ein Spiel machen sollten, stimmen wir freylich mit Mösern und Plato herzlich gern ein, und verbannen die Poesie aus einem wolgeordneten Staate: allein in wiefern diese Götterkunst die Triebe und Neigungen vielmehr veredelt und reinigt, als erhizt, sollte sie denn nicht die Aufmerksamkeit des Sittenlehrers und Gesezgebers verdienen? Die Liebe, wie sie ein Priester der Grazien schildert, ist unendlich von grober Wollust entfernt. Wenn der Dichter den Wein lobt, so vergißt er nicht vor dem Mißbrauche zu warnen.

Natis in usum lætitiæ Scyphis
Pugnare Thracum est: tollite barbarum
Morem, verecundumque Bacchum
Sanguineis prohibite rixis.

Wenn er zum Gastmale einladet, so ist es das Gastmal des bescheidenen Weisen;

Persicos odi, puer, apparatus,
Displicent nexæ philyra coronæ.

Wenn er die Zauberschönheit der Pyrrha beschreibt, so geschieht es nicht ohne belehrende Winke:

— — Miseri, quibus
Intentata nitet!

In wiefern die Poesie auch nichts anders als Erholung von Geschäften und Aufheiterung der sorgenvollen Stirne zum Zweck hat, hat sie denn nicht mehr Verdienst, wenn sie mit fröhlichem Lächeln, als wenn sie, wie Anfangs der zwoten Hälfte dieses Jahrhunderts, beynahe immer nur in den Wolken der Sündflut, oder in youngischem Nachtschleyer, oder sonst mit der Mine melancholischer Wehmuth erscheint? Ist es nicht genug an dem wirklichen Kummer, möchten wir so vielen empfindelnden, hypochondrischen Sängern zurufen? fühlen wir nicht ohnehin drükend genug die Bürde des Lebens, und warum denn bietet Ihr allen Kräften eurer Imagination auf, um uns in patriarchalischen Strafpredigten und elegischen Jeremiaden das Daseyn noch finsterer zumachen? Anstatt uns dadurch zubessern, macht Ihr uns muthlos, und, unzufrieden mit der Welt und uns selbst, entziehn wir uns jedem Geschäfte!

Ausser der Aufheiterung des Gemüths, ziehn wir aus guten, geschmakvollen Dichterspielen noch einen andern Vortheil. Eben wegen ihrer Kleinheit erfordern tändelnde Poesien den ausgewählte-

sten Ausdruk und zierlichsten Wolklang, die sich hernach aus denselben über die ganze Sprache verbreiten. Ein unpartheyischer Ausländer, Herr Burney, sagt in seinen musikalischen Reisen: „Ich „erstaunte, da ich fand, daß die deutsche Sprache, „ungeachtet ihrer häufigen Mitlaute und Guttura„len, sich besser zur Musik schikt, als die französi„sche.„ Die ganze Magine des deutschen Wolklangs haben, ausser Uz, Wieland, Gleim, Gerstenberg, Bürger, Ramler und einigen andern, vorzüglich auch Götz in ihren Gedichten gezeiget.

Was wir bisher von dem wolthätigen Einfluß auch der tändelhaften und erotischen Dichtkunst vorausgeschikt haben, mag vielleicht einem Prologus galeatus gleichen, der aber nicht zur Unzeit erscheint, wenn man einen Superintendenten als Dichter des Weins und der Liebe aufführen will. Bey Götzens Lebzeiten erschienen seine Gedichte immer nur einzeln und zerstreut, und alle fast nur anonymisch. Die Ursachen hievon sind nicht schwehr zuerrathen, wenn man bedenkt, daß der Verfasser ein Geistlicher war.

Götz wurde den 9ten Jul. 1721. zu Worms gebohren, wo sein Vater Prediger war, und ihm schon im zehnten Jahre abstarb. Im J. 1739. gieng er nach Halle. Daselbst studirte er drey Jahre hindurch Weltweisheit und Theologie, und lehrte zugleich als Präceptor im Waysenhaus. Hätten es

wol Frank und Spener jemals träumen können, daß aus diesem frommen Hause einst ein Dichter des Scherzes und der Liebe hervorgehen werde? Lang indeß blieb Götze nicht da. In der Welt sollten sich seine Talente entwickeln. Im J. 1742. wurde er Hauslehrer und Hausprediger bey dem K. Preuß. Obersten und Kommandanten von Kalkreuter zu Emden in Ostfrießland. Seiner Gesundheit wegen kehrte er im folgenden Jahre nach seinem Vaterlande zurük, nachdem er vorher die vornehmsten Städte in Holand besucht hatte. Im J. 1744. ward er von der Wittwe des ehmaligen schwedischen Gouverneurs von Zweybrück, Grafen von Strahlenheim, als Hofmeister ihrer Enkel und Schloßprediger nach Forbach in Lothringen berufen. Nun lebte er bald zu Sarlouis, bald zu Metz, bald zu Straßburg. Im J. 1746. gieng er mit seinen Zöglingen auf die Ritterakademie zu Lüneville; im folgenden Jahre wurde er Feldprediger des Leibregiments der Königin, Royal-Allemand, und predigte bald zu Nancy, bald zu Toul. Auch folgte er dem Regimente durch einen grossen Theil von Frankreich nach Flandern und Brabant, und reisete mit demselben in der Folge wieder durch ganz Frankreich, bis nach Elsaß und Deutschlothringen. Von dem Herzoge von Zweybrüken wurde er hernach zum Pfarrer in Hornach ernennt. Hier verheyrathete er sich im J. 1752. Zwey Jahre darauf wur-

de er als Oberpfarrer und Inspektor nach Meisenheim versezt. Im J. 1761. kam er als Pfarrer und Konsistorialassessor nach Winterburg. Im J. 1776. wurde er Superintendent der lutherschen Kirchen und Schulen des Oberamts Kirchberg, und der Aemter Winterburg und Sprendlingen.

Am ersten Ostertage 1781. ward er mit einem heftigen Schlagflusse befallen, der im Herbst zweymal wiederkehrte, und an dem er den 4. Nov. 1781. starb. Er liegt in Winterburg an dem Fusse einer Linde, deren Schatten er sich selbst zu seiner Ruhestatt gewählt, begraben.

Ohne Zweifel seinem Aufenthalt in Frankreich und seinem Umgang mit der vornehmern Welt hatte er seine Ausbildung zudanken. Unter so vielen vortreflichen Gedichten stößt man hie und da noch auf Spuren einer Wizeley, die, unsers Erachtens, zwar wol im galanten Krayse ihren Plaz haben darf, aber nicht sich in die klassischen Meisterstüke des Schriftstellers einschleichen sollte. In der Jugend hatte Götz Montesquiou's Tempel zu Gnid, und Gressets Vert-vert übersezt. Einige seiner Gedichte erschienen schon im J. 1750. unter der Aufschrift: Gedichte eines Wormsers. Im J. 1760. edirte er zu Karlsruh eine Uebersezung des Anakreons und der Sappho. Seine sämmtlichen Gedichte wollte er erst nach seinem Tode bekannt werden lassen. Zu ihrem Herausgeber wählte er

seinen vieljährigen Freund, Herrn Prof. Ramler, der das Publikum zuerst auf die Talente dieses Dichters aufmerksam gemacht, manche derselben in seine lyrische Blumenlese eingerückt, und mit andern die Musenalmanache geziert hat. Mit edler Bescheidenheit und Selbstverläugnung überließ Götz seine Arbeiten völlig der kritischen Willkür seines Freundes, dessen bekanntem feinem Geschmack er mehr, als seinem eigenen, traute, und wars zufrieden, wenn auch nur hundert des Drucks würdige Stücke übrig seyn sollten. Von Ramlern erhielten wir eine schöne Ausgabe derselben in drey Theilen, Mannheim 1785. Nur bey wenigen Stücken bemerkt man, daß bey dem Herausgeber die Freundschaft die Kritick geblendt hat; die weit mehrern Stücke sind würdig der Unsterblichkeit, würdig eines Herausgebers, wie Ramler.

Wenn gleich nur selten das Original, das der Dichter vor Augen hatte, angezeigt ist, so wird doch ein jeder, der mit den besten lyrischen und epigrammatischen Poesien der Franzosen bekannt ist, sich bey manchem hier gelieferten Gedichte der französischen Originale erinnern. Die Nachahmung ist aber so wenig sclavisch, die Ausbildung so eigen, und der Ausdruck von so bewundernswürdiger Leichtigkeit, daß Götzens Muse von ihrem originalen Ansehn nicht das mindeste verliert. In den meisten Liedern athmet sanftes Gefühl und die lauterste

Fröhlichkeit, feiner Geist und wollüstige Weichheit; alle scheinen Wort für Wort flüchtig hingeworfen, und doch sind weit die mehrern sorgfältig vollendet, in der wärmsten, blühendesten, nur selten zu blumreichen Sprache. Die sinnreichsten Einfälle sind mit den naivsten Wendungen begleitet. Bey den kühnesten Schwüngen nur selten Ausschweiffung. Gleich weit entfernt sich der Ausdruck von derber Energie und von süßlichtem Geschwätze; gleich weit von alltäglichem Tone und von betäubendem Geräusche.

Mit gleicher Feinheit weiß dieser Dichter zu spotten, so wie zu loben. Sein Satyr schneidet keine Gesichter, und schlägt auch nie ein gellendes Hohngelächter auf. Schalkhaft lächelnd gewinnt er zuweilen so gar dem Belachten ein Mitlächeln ab. Nicht nur pflückt er Blumen, um daraus Kränze sich, zu flechten; auf die Kunst versteht er erquickenden Honig daraus zuzubereiten. Manche schöne Wahrheit, manche feine Bemerkung giebt er uns entweder nebenbey zum Gewinn, oder er macht sie zu seinem eigentlichen Zwecke.

Je vortreflicher die meisten seiner Gedichte sind, desto leichter wird man auch die freylich einzelnen mittelmäßigen, bald zu prosaischen, bald zu gekünstelten, vermuthlich blosse Gesellschaftsstücke, mitlaufen lassen. Dieses that Götzens Recensent in der neuen Bibliothek der schöne Wissenschaf-

schaften und freyen Künſte, Band XXXII, St. I. ſ. 64. Sehr wol behagt dieſem Kunſtrichter folgendes Gedichtgen :

Längſt beſizeſt du ſchon Cytherens Gürtel;
Izt verehrt der Gott der Handelsleute,
Der Sophiſten und Beutelſchneider, Hermes,
Dieſer artige Gott, dir etwas Neues:
Eine Taſch' in der Oper abgeſchnitten.
Die Behendigkeit ſeiner Finger wurde
Durch den Reichthum der Taſche gut bezahlet:
Denn er fand in derſelben wohl gezählet,
Alter atiſcher Müntze tauſend Stücke:
Erſt dreyhundert Talente zu gefallen:
Dann ſich lieben zu machen noch dreyhundert;
Dann dreyhundert ſo wohl von Kleinigkeiten
Als von groſſen Geſchäften wol zu ſprechen,
Um der Rede den feinſten Schwung zu geben.
Dieſe Talente waren alle
Mit dem Stempel der Grazien bezeichnet.
Auch hat Hermes hierin ſich nicht geirret,
Sondern richtig geurtheilt, daß die Taſche
Keines andern, als dir gehören könnte.
Denn im weiten Bezirke dieſer Erd' iſt
Keine Taſche, gleich dieſer mehr zu finden.

So wol in diesem Gedichte als in einigen andern sind Gebrechen, welche nirgends so freymüthig, wie in der zürcherschen Bibliothek der neusten, theologischen, philosophischen und schönen Litteratur, Band III, St. I. N°. 8. aufgedeckt worden. Wir beschliessen mit der daselbst s. 262. vorkommenden Kritick:

Man sieht wol, sagt der Recensent, daß es Herrn Götze darum zu thun war, dem Frauenzimmer etwas recht verbindliches zu sagen; und man muß gestehen, daß die Hauptidee fein genug ist, wenn nur der Stoff, woraus das Ganze gebaut ist, mehr innre Güte und Haltbarkeit hätte. Allein man mag es anrühren, von welcher Seite man will, so wankt es, und drohet den Einsturz. Schon das Fundament, auf welchem es ruhet, ist von lauter Sand. Der Gott findet in der abgeschnittenen Tasche tausend Stücke alter Attischer Münze; und zwar sind es lauter **Talente**. Warum nicht **Minen** und **Drachmen**? Vielleicht weil dieß die geringere Münze war. Wir glauben wol noch einen wesentlichern Grund davon angeben zu können. Gesetzt, die Athenienser hätten keine Talente gehabt, würde wol Herr Götze es gewagt haben, zu sagen, **dreyhundert Drachmen**

zugefallen u. s. w. ? Ich denke wol schwerlich. Warum dieß, wenn nicht deßwegen, weil der Ausdruck **Talent** auch eine metaphorische Bedeutung hat, in welcher er hier genommen werden muß? Wenn nun aber dem so ist, wie können die **Talente** in die Tasche hineinkommen? Als **Fertigkeiten** doch nicht? Also kommen wir auf die eigentliche Bedeutung des Wortes wieder zurück, nach welcher **Talent** eine Münzsorte ist. Als solche wird es vielleicht ein allegorisches Bild seyn, welches die Talente des Frauenzimmers versinnlichen soll. Allein in diesem Falle ist es, wie schon darauf gedeutet worden, ganz wider die Regel, die Züge, welche spezifischen Unterschied des Bildes ausdrücken sollen, von dem Gegenbilde zu entlehnen. Es ist gleich sinnlos, ob ich sage, dreyhuntert **Talente**, oder dreyhundert **Drachmen**, oder **Thaler**, **zu gefallen**, **sich lieben zu machen** u. s. w.

Doch wir wollen einmal die Talente in der Tasche seyn lassen, ohne uns darum zu bekümmern, wie sie hineingekommen seyn mögen. Merkur schneidet diese Tasche in der Oper ab. **Und wem?** Nicht dem gelobten Frauenzimmer, denn dieser wird sie ja als etwas **neues** zugeschickt. **Und doch** urtheilte, heißt es, Merkur ganz richtig, daß sie **keiner andern als ihr** zugehören könne. Wie dieß sich zusammenreime, verstehen wir nicht. Was für Ansprüche könnte sie übrigens darauf haben,

wenn sie nicht vorher schon Eigenthümerinn davon war? Dieß also muß sie wol seyn, es mag nun mit dem vierten Verse wol oder übel bestehen. Sie hat nun doch ihre Tasche wieder? Aber auch ihre Talente? Davon wird nicht gesagt. Im Gegentheil scheint Hermes, der die **Geschwindigkeit seiner Finger durch den Reichthum der Talente so gut bezahlt findet**, nicht geneigt, den Diebstal ganz zu ersetzen. Also bekömmt die arme Hexe wol ihre Tasche wieder, aber diese auch so leer, als die Verse, welche sie begleiten.

Bereits fängt unsre Beurtheilung an ein bisgen voluminos zu werden, und doch erblicken wir noch so manche Note auf den Kollektaneen, welche wir aus allen drey Bänden gesammelt hatten. Da hätten wir nicht nur von übelklingenden Versen, falschen Reimen, einzelnen unrichtigen Ausdrücken. (z. B. B. 1. S. 191. **Der Hauch der linden Weste**, wofür **der Hauch gelinder Weste** so ganz nahe lag,) und andern solchen Kleinigkeiten, sondern auch von wichtigern Dingen noch zu reden, als z. E. **vom Silberton, der aus einer Purpurpforte geht, die mit Perlen aus dem Orient besäet ist, vom wolberedten Schweigen, das im Kerker von Rubin verschlossen ist**, u. s. w. Allein da wir besorgen müßten, allzuweitläuftig zu werden, so lassen wir es bey dem Gesagten um so viel eher bewenden, da

noch ein Theil unsers Tadels übrig ist, welchen zu erweisen, wir uns anheischig gemacht haben.

Unter den bisher getadelten Stücken ist nehmlich kaum Eines durchaus verdienstlos. Bald ist es ein schönes Bild, bald ein hervorstechender Gedanke, und nicht selten eine feine Wendung, welche den Geist des Dichters, auch da, wo ihm der Plan oder ein Theil der Ausführung mißlungen ist, hervorschimmern lassen. Nun haben wir gleich zu Anfange unsrer Beurtheilung gesagt, daß nach unsrer Einsicht, unter den götzischen Liedern mehrere, nicht nur mittelmäßige, sondern höchstgemeine und des Dichters in jeder Absicht unwürdige Stücke sich befinden. Nachfolgende Proben mögen auch diesen Tadel beweisen.

Die Porzellankrämerinn.

Madam, wie lassen Sie, das Dutzend dieser Tassen?

Monsieur, der nächste Preis, der ist ein Friedrichsdor.

Madam, Sie können sie für sieben Gulden lassen.

Monsieur, sie kosten acht, und mehr, auf dem Kantor.

Madam, ich gebe neun, im Falle sie mich küssen.

Monsieur, Sie glauben nicht, wie wenig
man gewinnt;
Indessen werd ich sie doch Ihnen lassen
müssen,
Weil Sie so gut zu leben wissen,
Und mir ein lieber Kunde sind.

Wir mögen uns über diesem Ding den Kopf noch so lange zerbrechen, so ist es uns doch unmöglich zu begreiffen, worinn das Verdienst desselben eigentlich bestehen soll. Auch in einem Küchenstücke wissen wir die Wahrheit der Zeichnung zu schätzen; allein wer mir einen Pfannenstiel mahlet, so wie zulezt alle Pfannenstiele in allen Küchen sind, der hat doch wol nichts gemacht, was in einem Kabinet aufgestellt zu werden verdiente. Die Porzellankrämerinn ist eine Dirne, wie es ihrer tausende giebt, und daß sie die Tassen zusamt ihrem Kusse unter den Preis hinabfeilschen läßt, um welchen sie jene allein angeschlagen hatte, dieß ist doch wol nichts piquantes. Hatte Herr Götze dabey etwa das **spröde Mädgen** in der Griechischen Anthologie im Sinne? Wenn in demselben das **Rufen**, und **Bitten**, und **Biethen**, und die **Zudringlichkeit** des Liebhabers den Mittelpunkt des Gedichtes ausmachten, so würde es ebenfalls das fadeste Ding von der Welt seyn. Nach unserm Gesichtspunkte aber ists die eigensinnige Beharr-

lichkeit des Mädgens, welches durchaus keine einzige Sylbe zur Antwort von sich erzwingen läßt. Und, die Reitze vorausgesetzt, ist dieß schon genug, den Leser für das kleine starrköpfige Ding zu intreßieren.

Doch wir fahren fort.

An Olympen.

Hätt' ich eine Monarchie,
Herzen kauft ich mir für sie.
Dieses ist das reinste Glück
Für ein tugendhaft Gemüth:
Daß es sich geliebet sieht,
Daß es Herzen an sich zieht.
Erbt' ich aber vom Geschick,
Wie Trajan und Antonin,
Diesen Weltkreis: gäb' ich ihn
Dennoch jeden Augenblick
Für ein Herz wie deines hin.

Braucht man wol Dichter zu seyn, um dieses sagen zu können? und welcher Verliebte hat es nicht einmal gesagt? Uns dauret die Olympe, wenn es die nehmliche ist, daß der Dichter in seinem Bestreben ihr etwas angenehmes zu sagen, so unglücklich gewesen ist. Denn noch schlechter als dieses dünkt uns folgendes Gedichtchen:

Auf die fahrende Olympe.

O ! welche Göttin
Reißt durch die weiche Luft
Ein goldner Wagen
So pfeilgeschwind ?
Ist es die Juno ?
Ist es Minerva ?
Ist es Cythere ?
Nach ihrem hohen Stamme
Kann es die Juno ;
Nach ihren Schriften ,
Die weise Minerva ;
Nach ihren zärtlichen Augen
Die Mutter Amors seyn.

Könnte der Gedanke gemeiner seyn, und könnte er wol prosaischer gesagt werden ? Welch eine armselige Manier zu loben, wenn man sagt, nach dieser oder jener Eigenschaft, könnte man dieser oder jener Gott, diese oder jene Göttinn seyn ; so schön wie Bachus, so gelehrt wie Apoll, so kriegerisch, wie Mars u. s. w. und dieß in Versen gesagt, ist doch wahrlich kein geistreiches Lob. — Allein wie war es auch dem Dichter möglich, dieses alles an der fahrenden Olympe zu bemerken, zumal, da der goldne Wagen, sie so pfeilschnell durch die weiche Luft reißt ? Seine Augen müssen wol sehr schnell und scharf sehen, um zu be-

merken, daß die ihrigen zärtlich sind. Und woran erkennt er ihren hohen Stamm? An ihrem Schmuck und Aufzuge, oder an ihrem hohen Air? Beyde sind eben nicht allemal untrügliche Kennzeichen von jenem. Und nun vollends die Schriften? Die müssen wol hinten aufgepackt seyn. Sonst wüßten wir nicht, wie das zugienge.

Nur noch ein einziges — warum sollten wirs nicht herausagen — herzlich schlechtes Stückgen, desgleichen der gemeinste Almanachsversemann, auf hohen Befehl, ein halbes Dutzend in einer Viertelstunde fabricieren wird.

Adeline.

Eine feine Mine
Hat sie, wie Cyprine;
Ist, wie Euphrosyne,
Lauter Freundlichkeit.
So gefällt sie weit und breit,
So verdunkelt Adeline
Alle Schönen unsrer Zeit.

Solche Verslein in einer Gesellschaft, wo man sich mit bouts rimés belustiget, aus dem Stegreife gemacht, bringen zuletzt auch einem guten Dichter keine Schande, aber wahrlich auch nichts minder als Ehre, wenn sie gedruckt sind. Mit wie viel behaglichem Selbstgefühl mag wol manches

Dichterlein auf seine eignen Geschöpfe hinsehen, wenn es sie mit dergleichen Dingerchen, verfertigt von Götze, und herausgegeben von Ramler, vergleicht! Wir gestehen, daß wir unter anderm auch in dieser Rücksicht in unserm Tadel ein wenig ausführlicher gewesen sind. An Stümpern aus jedem Fache ist mühsame Kritik, als Belehrung oder als Warnung, oft wahrer Zeitverderb. Ihr Ruf geht vor ihnen her, und warnet, tanquam fœnum in cornu, schon von weitem. Allein verführerisch werden Fehler am leichtesten dann, wenn sie unter dem Schirm berühmter Namen neben grossen und glänzenden Verdiensten stehen. Was wir zum Lobe des Dichters gesagt haben, davon nehmen wir um deswillen keine Sylbe zurück. Allein je grösser die Achtung ist, welche wir für seine ausgezeichneten Verdienste hegen, desto grösser ist auch unser Bedauern, daß das seltne Glück einen solchen Aristarch gehabt zu haben, seinen Werken nicht mehr Vortheil gebracht hat.

Anna Louisa Karschin. *)

Daß die Natur, nicht Kunst das poetische Genie erzeuge, ist eine alte Bemerkung. Nachdrücklich wird sie durch das Beyspiel unserer Dichterin bestätigt. Die Lieder, die ihr am besten gelungen, sind alle in der Begeisterung geschrieben, da hingegen diejenige, welche sie mit ruhiger Ueberlegung verfertigt, allemal den Unwillen der Muse nicht undeutlich verrathen. Auch Platos Beobachtung trift bey Karschin ein: Daß nemlich die Harmonie des Sylbenmasses den Enthusiasmus im Feuer erhalte. So bald sie den Ton, wie sie es selbst nennt, getroffen, so fließt das ganze Lied ohne Müh.

Karschin ist im J. 1722. an der Gränze von Niederschlesien, zwischen Züllichau, Schwiebus und Crossen an einem kleinen Orte gebohren. Dieser Ort ist eine Meyerey von wenig Häusern und wird der Hammer genennt. Unter sieben armseligen Einwohnern dieses Orts war ihr Vater der ansehnlichste, weil er der Brauer und Gastwirth des

*) S Auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin, Berlin bey G. L. Winter 1764.

Orts war. In ihrem siebenden Jahre nahm, kurz vor ihres Vaters Tode, ihrer Großmutter Bruder, ein verständiger Greis, sie zu sich nach Pohlen, und lehrte sie lesen und schreiben. Dies ist der Oheim, dem sie jenes schöne Lied sang:

Kommt heraufgestiegen aus dem Sande
Ihr Gebeine, die ihr in dem Lande
Meiner Jugend, eure Ruhe habt!
Theurer Greiß, belebe deine Glieder
Und ihr Lippen redet einmal wieder,
Die ihr mir der Lehre Honig gabt!

Oder du, auf des Olympus Höhe
Weisser Schatten, siehe! wo ich gehe;
Hinter Rindern auf der Weide nicht.
Blick auf diese feinern Menschen nieder,
Alle reden deiner Nichte Lieder;
Hör auf ihr Gespräch, dein Lobgedicht!

Ewig grünen muß die breite Linde
Wo ich, gleich des besten Vaters Kinde
Zärtlich dir an deinem Halse hieng,
Wenn dich, müde von des Tages Länge,
Wie den Schnitter von der Arbeit Menge,
Wenn dich matt die Rosenbank empfieng.

Unter jenem Dache grüner Blätter
Wiederholt ich von dem Gott der Götter

Zwanzig unverstandne Stellen dir!
Aus der Christen hochgehaltnem Buche
Sagt ich dir von manchem dunkeln Spruche
Frommer Mann! Und du erklärtest mir.

Gleich den Männern, die in schwarzen Röcken
Auf der hohen Canzel uns entdecken,
Welcher Weg zum Leben richtig ist.
Wenn du von dem Fall und Gnadenbunde
Sagtest, o dann wurden deinem Munde
Alle Worte zärtlich aufgeküßt!

Du Bewohner einer Himmelssphäre,
Siehe, meiner Freuden stille Zähre
Fliesset über meine Wangen oft.
Kannst du reden, theurer Schatten? Sage
Ob dein Herz für meine Lebenstage
Glück und Ehre dazumal gehoft?

Wenn mein Auge, liegend auf dem Blatte,
Täglich weisre Schriften vor sich hatte,
Wenn ich auf der Wiese Blümchen las,
Sie in meinen kleinen Händen brachte,
Sie zur Zierde deiner Haare machte
Und auf Rosen lächelnd bey dir saß?

Sey mir dreymal mehr mit Licht bekleidet,
Mit der Gottheit Blicken mehr geweidet
Als die andern Seelen um dich her!

Für die Tropfen alle, die mir werden
Aus dem Freudenbecher hier auf Erden
Tränke dich der Seligkeiten Meer!

In ihrem zehnten Jahre giengen die Mühseligkeiten des Lebens an, die sie hernach, bis nahe an ihr vierzigstes Jahr in so grossem Uebermaaß empfunden hat. Sie wurde ihrer Mutter wieder zurückgegeben. Zuerst mußte sie Kindermagd ihres Halbbruders werden. Bald darauf wurde ihr Besorgung von drey Kindern, der ganzen Heerde ihrer Aeltern, aufgetragen. Kurz vorher zeigten sich die ersten Spuren ihres natürlichen Hanges zur Dichtkunst. Sie fühlte eine ungewöhnliche Lust zum Singen, und wußte hundert geistliche Lieder auswendig, die sie bey der Arbeit und bey der Hütung ihrer kleinen Heerde sang. Dadurch entstund bey ihr die Begierde, selbst ein Morgenlied zuverfertigen.

In ihrem Hirtenleben fiel noch ein anderer Umstand vor, der ihrem angebohrenen Genie zu Hilfe kam. Sie wurde mit einem Hirtenknaben bekannt, der ihr, ob sie gleich durch einen kleinen Fluß mit ihren Heerden getrennt waren, einige Bücher zutrug. Der Robinson, die asiatische Banise und die tausend und eine Nacht waren ihre Bibliothek. Dieses machte ihr ihren Hirtenstand angenehm.

Allein die Glückseligkeit war von kurzer Dauer; sie mußte bald darauf die kleine Heerde verlassen und zum zweytenmal Kinderwärterin werden. Unter diesen und andern mühsamen Geschäften einer Dienstmagd erreichte sie ihr siebenzehntes Jahr. Ihre Mutter verheyrathete sie an einen Mann, dem sie alle Wolle, die er verarbeitete, zurechte machen mußte. Da überdem alle andre häusliche Sorgen allein auf ihr lagen, so hatte sie keine andere Muse ihrem Hange zur Lectüre und zum Liederschreiben nachzugeben, als einige Stunden des Sonntags. Da schrieb sie die Lieder wieder, welche sie unter ihrer Arbeit ausgedacht hatte.

Nach einer neunjährigen Ehe ward sie dieses Bands los, um ein viel härteres zu tragen. Ihre Mutter führte sie nicht lange hernach einem zweyten Mann zu, und zugleich in den allerkümmerlichsten und armseligsten Theil ihres Lebens. Was die unglücklichste Ehe und die bitterste Dürftigkeit schweeres und niederschlagendes haben, mußte sie bey diesem zweyten Manne ertragen. Aber eben in diesen Umständen zeigte die Natur ihre Allmacht über die Spiele des Glückes. Ihr kamen einige Verse des Prediger Schünemanns zu Gesichte. Man weiß in Berlin, daß diesen Mann, nach einem heftigen Fieber, von Zeit zu Zeit eine Art von Raserey antrat, in welcher er immer in Versen gesprochen und gepredigt. Ungeachtet die

meisten Verse dieses seltzamen Mannes mehr das Kennzeichen einer übel erhizten Phantasie, als das Gepräge des himmlischen Feuers der Musen trugen, so fand doch unsere Dichterin in denjenigen, die sie zu sehn bekommen, etwas, das ihr Genie ausserordentlich empor hob.

Nach einigen Versuchen, die sie gemacht hatte, wurde sie von verschiedenen Bekannten, die sie zu Fraustadt in Pohlen hatte, zur Fortsetzung ermuntert. In einem kurzen Aufsatz von ihren Lebensumständen gedenkt sie des Rector Rickerts, und seines Collegen Prüvers, des Bürgermeister Greiffenhagen, des Doctor Neugebauers, der Prediger an der Kirche zu Lissa in Großpohlen, des Reichsgrafen von Röders, und des Hofprediger Döbels in Großglogau, als der ersten Beförderer und Gönner ihrer poetischen Arbeit. Aus Dankbarkeit gegen diese Männer verlangte sie, daß ihrer in ihrer Lebensbeschreibung Meldung geschehe. Aus eben diesem Grunde müssen wir erwähnen, daß der Postmeister Körber in Großlissa der erste gewesen, der etwas von der Feder unsrer Dichterin der Presse übergeben, und daß der Professor Meyer in Halle, den sie durch das Gerücht kannte, und dem sie aus Pohlen ein Lied zugeschickt hatte, das meiste beygetragen hat, sie zur Fortsetzung solcher Arbeiten zuermuntern.

Indeß

Indeß waren diese Aeusserungen ihres Genies nur noch kleine Funken des halb unterdrückten Feuers, welches die Musen in ihr angezündet hatten. Die Siege des grossen Friedrichs gaben diesem Feuer eine Kraft, die alle Hinderniſſe seines vollen Ausbruches verzehrte. Im J. 1755. war sie mit ihrem Mann und vier Kindern nach Großglogau gezogen. Daselbst bekam sie Zutrit zu einem Buchladen, wo sie verschiedene poetische und andere Schriften mit größter Begierde, wiewol ohne Ordnung und bestimmte Absicht durchlas. Man würde, nach ihren Gedichten zu urtheilen, von ihr eine ziemlich starke Belesenheit vermuthen, wenn man nicht wüßte, daß sie nur wenig Bücher und sehr flüchtig durchgelesen.

Die Heldenthaten des Königs von Peussen vollendeten die Ausbildung dieses ausserordentlichen Weibes. Nach der Schlacht bey Lowoschütz hatte sie ihr erstes Siegeslied gesungen. Nicht lange hernach kamen ihr die Kriegeslieder des preußischen Grenadiers, einige Oden von Ramler, nebst den Gesängen der Frau Unzer zu Gesichte, die einen mächtigen Reiz für sie hatten.

Immer noch lebte sie unter dem Drucke des Elends. Es gefiel dem Schicksal, sie endlich aus den beklagenswürdigen Umständen, unter denen gemeinen Seelen erliegen, heraus zureissen. Der Baron von Cottwitz, ein schlesischer Edelmann,

kam im J. 1760, als er eben durch Glogau nach Berlin reisen wollte, in ihre Bekanntschaft. Sein wolthätiges Gemüth empfand Mitleiden über ihr Elend, er riß sie heraus, und führte sie mit sich nach Berlin. So bald sie in dieser Hauptstadt angekommen und mit verschiedenen Kennern der Dichtkunst Bekanntschaft gemacht hatte, zeigte sich ihr Genie in voller Kraft. Sie wurde in der Stadt und am Hofe bewundert Die Lieder, die sie daselbst sang, sind zu ihrem Vortheil auf Subscription gedruckt worden. Auch erhielt sie ein jährliches Gnadengehalt.

Auf die Klagen ihres Mannes, der mittlerweile Kriegesdienste genommen, sichrieb sie in folgendem Tone:

Mein ungedultiger Füselier!

Es ist wahr, deine Klagen würden mich rühren; aber sie sind voll von der Sprache eines niederträchtigen Hochmuths. Ich begreiffe nicht, was es für ein Elend ist, über welches du so ein Geschrey macheſt, gleich dem Geschrey deren, die in einem finstern Kerker das Urtheil des Todes erwarten. Du giebst nur gar zu schlechte Beweise deines patriotischen Herzens, mit welchem du so oft gepralt hast: doch ich bin es schon gewohnt. Deine Redlichkeit überhaupt bestehet in Worten; wer Beweise fodert, der thut dir Gewalt an. Aber sage

mir, woher du dir schmeicheln kannst, daß ich dich loß machen würde? Ein Weib, das auf die Natur zürnt, daß sie mich nicht zum Manne gemacht hat, um das stolze Vergnügen zu haben, in dem Dienst meines Monarchen mein Blut flieſſen zu sehn.

O warum habe ich keinen Sohn, den ich in die Schlacht senden könnte! Und wenn denn der König die Schlacht gewönne, und wenn denn die Muse, meine Muse seinen Triumph sänge, würde ich die Freude des Sieges doppelt empfinden in dem Bewußtseyn, daß jemand von den Meinigen etwas dazu beygetragen hätte. Wie kannst du mir vorsagen, ich habe keine Ehre von deinem dermahligen Stande? Und ich getraue mir zu behaupten, daß er mir mehr Ehre macht, als deine ehmahlige zügellose Freyheit. Was würden deine Officiers zu dem thörichten Ausruff sagen: Ich mußte unter Taglöhnern und Bauern schwören. Waren es nicht alle königliche Soldaten? Und ist unter diesen Soldaten ein Unterschied? Sie sind alle gleich, es mögen Kaufleute, Handwerker, Priestersöhne, Bauren oder Taglöhner seyn. Und ist dieß eine Schande ein königlich-preußischer Soldat zu seyn? Der Engelländer beneidet den Deutschen diesen Ruhm, und du, du rechnests für eine Verachtung.

Lerne dich für dich selbst schämern und erinnere dich daran: daß der König im verwichenen Octo-

ber unter einer Menge neuer Soldaten auf dem Lechenberg saß, und ihnen die Geschichte seines ersten Kriegs erzählte. Hier saß der Fürst, der Feldherr und der Weise, den die Welt bewundert, unter einem Hauffen, davon der größte Theil vor kurzer Zeit auf der Tenne geworfelt oder hinter dem Pflug den Rindern gebotten hatte: Er schämte sich ihrer nicht, es waren in seinen Augen keine nichtswürdige Geschöpfe, und in deinen sind sie es? O arme Kreatur! Wie weit bist du unter den Füssen des Monarchen, und des Vaters, der wegen der Ruhe seiner Länder, seinen eignen Ruhm verläugnet, seine Bequemlichkeit vergißt, und hart gegen sich selbst ist. Wie viele würdige Generals sind verletzt oder gar getödet worden, und du achtest dein Leben zu kostbar, um es für das Vaterland wagen zu wollen? Wie viele Männer, die voller zärtlichen Liebe gegen ihre Weiber für sie sorgen würden, müssen in diesem weit ausgedehnten Krieg mit fort? Bräutigams müssen aus den Armen der Braut dem Ruf des Krieges folgen? Die Noth befiehlt es, und die Noth hat keine Gesetze. Ich begreiffe die Art nicht, mit der ich dich loß bitten solte. Man wurde mich wegen der Ursache fragen, und ich könnte mit gutem Gewissen nicht sagen, daß man mir den Versorger für mich und meine Kinder zurück geben solle. Und soll ich denn etwa gar sagen, daß es mir unmöglich sey

ohne Mann zu leben ? Diese Aussage wär eine Sünde wieder die Wahrheit, und man würde sie belachen. Deine Gründe wegen den Mühseligkeiten darf ich nicht anführen, das sind Dinge, die du mit vielen tausenden gemeinschaftlich trägst. Ich bitte dich, verschone mich mit dieser Zumuthung. Suche dich in dein Schicksal zufinden, und glaube, daß es mir leyd ist, daß du es zu der Extremität kommen liessest. Aber du hättest nicht ganze halbe Nächte durch die Rolle der Rasenden spielen sollen. Die neben uns liegende Soldaten und die Vorübergehende hörten das Brüllen deiner Stimme ; es kam vor die Ohren der Edelsten in Glogau. Sie sahen die Merkmale deiner Barbarey in meinen Augen und auf meiner Stirne ; und sie fanden für gut, einen Bürger, der so viel Bravour hat, dahin zu bringen, wo er sie auf eine anständige Art ausüben kann, als diejenige ist, wenn man ein armes wehrloses Weib schlägt. Nach deinen Begriffen ist ein Mann ein Unding, das sich besäuft, zu Hause trumelt, und seine Gegenwart durch ein abscheuliches Poltern hören läßt. Seine ganze Pflicht und die Heiligkeit der ehligen Gesetze wird beobachtet, wenn er nur das Thierische der Wollust bey keiner andern ausübt ; er mag sonst sein ganzes Herz an die Trinkhäuser hängen, dem Weib die Hausorge überlassen und niemals vernünftig seyn, das schadet nichts : Er ist doch

ein Mann und das empfindet sein Weib in der Stärke seiner Faust. Ich habe niemals dein Unglück gewollt; sonst dürfte ich nur vor zwey Jahren die Wunde in meiner linken Schulter vorzeigen. Ich war aber auch nicht im Stande, dir Ehr und Ansehen bey meinen Freunden zu verschaffen. Deine Eydschwüre und deine Vorsätze sind mir bekannt, du bist weder den einen noch den andern getreu. Der Himmel und die Luft hörten dich ehedem schwören; ich glaubte deinen Schwüren. Ich betrog mich. Sechs Wochen daurte meine Glückseligkeit, du nahmest sie mir, ich weinte; aber meine Thränen rührten dein verwildetes Herz nicht. Ich wünsche dir mit der stärksten Stimme meines Herzens Besserung; aber ich mag nichts davon profitieren, ich mag keine Zeugin davon seyn. Einsam und ruhig wil ich meine Tage zubringen; und du sollst von mir nichts anders erfahren, als daß ich eine Feindin des Lasters und immer deine Freundin gewesen bin.

Ueber ihre Physiognomie macht Lavater im III. Bande seiner Physiognomik, Fragment XIV, s. 315. folgende Bemerkungen:

„ Lieber keine Verse machen, als so ausse„ hen! „ — Ich bin mit meinem bißchen Physiognomik viel toleranter und gelinder geworden!

„ Nein ! Lieber so aussehen, und Verse ma=
„ chen ! „ — Denn wahrlich, das Gesicht ist doch, man mag gegen die Schönheit einwenden, was man will, äusserst geistreich, und zwar nicht nur das ganz ausserordentlich helle, funkelnde, theilnehmende Seherauge — auch die, wie man sagt, häßliche Nase ! Besonders der Mund wie auch alle das übrige Muskeln= und Schattenspiel; nicht zuvergessen den ganzen Umriß von der Haar=locke auf der hohen männlichen Stirn an bis zum beinernen Kinne — weiter nicht. Besonders in der Gegend zwischen der Nase und Unterlip=pe schwebt unbeschreiblich viel Geist. Die Poe=sie, als Poesie scheint ihren Sitz in den Augen dieses Gesichtes zu haben — Sonst ist die ganze Form des Kopfes, wenigstens der Stirn und der Nase, mehr des kaltforschenden Denkers — und wer weiß — vielleicht hätte Karschin noch mehr Philosophinn als Dichterinn werden können.

Klopstok. *)

Er war den 2. Julius 1724. in Quedlinburg gebohren. Sein Vater war Commißionsrath daselbst. Nachher hatte er ein Amt, Namens Friedeburg, gepachtet. Ein sehr originaler Mann, in hohem Grade bieder und gut, voll edeln Trozes und von unerschüttertem Entschlusse. Zu seinen Sonderlichkeiten gehört, daß er mit aller Macht an Ahndungen glaubte und auch selbst solche hatte. Sehr stark beschäftigte er sich auch mit der körperlichen Gegenwart des Teufels, mit dem er des Nachts oft stritt. Es sey nun, daß eine Seele schon die Stamina der andern in sich enthält, sagt Cramer, oder daß die Gespräche, der Umgang so viel vermögen, so scheint der Sohn in seinem Character merkwirdige Züge von dem Vater geerbet zuhaben. Die Erziehung des jungen Klopstoks hatte nichts Gezwungenes oder Pedantisches. Sie war eben so geschikt, den Körper als die Seele zu-

*) Klopstok von Tellow. Hamb. 1777. Klopstok, Er und über ihn, von C. F. Cramer Hamb. 1781. und 1781. Nebst monatlichen Nachrichten von Bodmer u. a.

bilden. Unter heroischen Knabenspielen verlebte er ein güldenes Knabenalter anf dem Lande in Friedeburg. Hier empfieng er auch die ersten Anfangsgründe in den Sprachen. Unter seinen Kameraden war er im Studiren, so wie im Lauffen, Wettrennen, ohne Mühe der beste. Der Vater kehrte nach Quedlinburg zurük und der junge Klopstok besuchte daselbst das Gymnasium, ungefähr im dreyzehnten Jahre des Alters. Ungern sah er sich von dem freyen Landleben verpflanzt in den städtischen Schulzwang. Wenig bekümmerte er sich um den Vorrang vor seinen Mitschülern. Im J. 1739. erhielt er eine Stelle auf der Schulpforte. Hier ermunterte er sich und fiel wieder über das Lateinische und Griechische her.

Das Talent zur Poesie fieng schon sehr früh an bey ihm zukeimen, und vor allem aus das Talent zur epischen. Er machte auch Schäfergedichte und that sich in den Uebungen hervor, die nach der damaligen Schulsitte in der lateinischen und griechischen Poesie angestellt wurden. Schon in diesem jungen Alter dachte er über verschiedene Gegenstände zur Epopöe; einer davon war Heinrich der Vogler; er wählte, und verwarf und wählte wieder, und schon damals gerieth er auf die Idee zu seiner Meßiade, und zwar bevor er noch eine Zeile von Milton sah. Da er ihn hernach in einer Uebersezung zulesen bekam, gewann er ihn ungemein lieb.

Wegen des allzuhäufigen Lesens desselben und wegen ungehöriger Nachahmungen davon in der Schule, besorgte der Rector Nachtheil und ließ den Milton verbeuten. Klopstok fuhr fort, ihn nicht nur insgeheim zustudiren, sondern er hatte so gar die Kühnheit, ihn bey einer öffentlichen Schulrede zupreisen.

Auf der Schule schrieb er unter anderm eine Charfreytagsrede in deutschen Alexandrinern, wobey ihm der Rector, wieder die Gewohnheit, die Wal des Gegenstandes frey ließ, und diese Rede soll schon sehr viel Eigenthümliches an sich gehabt haben. Aeusserst merkwirdig ist auch die Rede, die er den 21. Sept. 1745. zum Abschiede aus der Schulpforte gehalten. Mit feuerigem Enthusiasmus spricht er darin von der Würde der Dichtkunst, als der Priesterin der Gottheit und der Lehrerin der Menschheit. Ausserordentliche und ausgebreitete Kenntnisse sind mit den erhabensten Empfindungen verbunden.

Im J. 1746. begab er sich auf die hohe Schule nach Jena. Er wiedmete sich der Theologie. Grossentheils studirte er vor sich selbst. Hier schon arbeitete er in aller Stille, nach seinem bereits überdachten Plane, die ersten drey Gesänge, grossentheils aus, und zuerst in Prosa. In Prosa, nicht um es hernach in Verse zuübertragen, sondern weil ihm schon damals von den gewöhnlichen deutschen Versarten keine recht war. Alexandriner kamen

ihm unausstehlich einförmig und ermüdend vor; der trochäische Vers war ihm zuschleppend; für ganz reine, zehnsylbigte Jamben fand er die deutsche Sprache unfähig. Er gieng manchmal an der Saale spazieren und fühlte edeln Unmuth, daß er bey der noch nicht ausgebildeten Muttersprache in Absicht auf Wolklang so weit hinter Homer und Virgil zurükbleiben sollte. Plözlich kam er auf den Einfall: Du sollst es doch einmal versuchen! Er sezte sich hin; es gelang ihm. In wenigen Stunden hatte er eine Seite Hexameter zu Stande gebracht. Eben so schnell war der Entschluß da: Nun, alles im Hexameter! So ward er bey Uns Erfinder dieser Versart, die er durch Beyspiel und Gründe so triumphirend vertheydigt hat.

Von Jena hatte er sich schon im J. 1746. nach Leipzig begeben. Dahin lokte ihn Schmidt, mit dem er das gleiche Zimmer bewohnte. Mitten unter seinen Freunden arbeitete er immer in der Stille noch an seinem Gedichte. Um seine Entwürfe wußte nur Schmidt.

In Sachsen und in der Schweiz begann damals die Reformation der Sprache und des Geschmakes, so wie vordem in der Religion. Es entstand durchgängige Gährung. In dem litterarischen Kriege zwischen Gottsched in Leipzig und Bodmer in Zürich stieß Kopf an Kopf zur allgemeinen Entzündung.

Besonders in Leipzig, wo die Universität eine Menge junger Leute versammelte, war der eine Schauplaz der Fehde. Als Philosoph und als Sprachforscher, genoß Gottsched in diesem Theile von Deutschland einer Art von dictatorischem Ansehn. Nur von Zürch aus ward es bestritten. Die Bessern unter seinen Anhängern wagten es, von ihm abtrünnig zuwerden. Sie errichteten eine besondere Gesellschaft, welche die bremischen Beyträge herausgab. Anfangs war Klopstok, der ganz vor sich lebte, diesen Beyträgern fremde. Einem von diesen, nämlich Cramern, liest Schmidt in Klopstoks Gegenwart Etwas von dessen Meßiade. Entzükt verkündigt Cramer den neuaufgehenden Stern, und frohlokend nimmt man ihn auf in der Gesellschaft. Im J. 1747. bekömmt er Antheil an ihren Bemühungen. Aus diesem und den folgenden Jahren haben wir, ausser der Meßiade, die immer sein Hauptwerk war, seine ersten lyrischen Gedichte. Es waren Meisterstüke, ganz originell, von dem erhabensten Fluge. Gleich der Auferstehungsposaune schmetterten sie tief in den Abgrund, und erhoben hoch über die Sternen. In dem J. 1748. erschienen die ersten Gesänge seines göttlichen Gedichtes, des Meßias. Wie unvorbereitet noch zum Empfang desselben die Nation war, mag einer seiner wirdigsten und geistreichsten Freunde beweisen. So z. B.

schreibt hierüber Gärtner an Bodmer: *) In die„ sen Band werden wir das erste Buch von einem „ grossen, epischen Gedichte sezen. Ich nemme „ mir die Freyheit, Ihnen ein Stük aus dem „ zweyten Buche mitzuschiken, woraus Sie selbst „ seine Schreibart und seine Fähigkeit beurtheilen „ können. Wollen Sie mich über dieses Stük „ ihrer Aufrichtigkeit würdigen, so werde ich es „ so wol als die Verfasser für eine besondere Probe „ ihrer Freundschaft halten, wie wir denn bloß „ in der Absicht, das Urtheil der Kenner zuerfah„ ren, das erste Buch dieses Gedichtes in die „ neuen Beyträge einrücken lassen. „ Zwey Jahre hernach schrieb an Bodmern auch Rabener: „ Ich „ bin stolz auf diesen Freund, (Klopstok.) Anfangs „ war er mir nur liebenswürdig. Der öffentliche „ Beyfall so grosser Kenner macht, daß ich ihn „ auch verehren muß, wenn ich aus meiner pro„ saischen Tiefe zu der Höhe hinaufsehe, auf welche „ ihn sein redliches Herz, sein Wiz, seine Freunde „ und Gönner erhöht haben. „ Wie bescheiden Klopstok von sich selbst dachte, und wie wenig er noch seinen hohen Werth ahnete, beweist folgende Aeusserung in seinem Schreiben an Bodmer, unterm 21. Sept. 1748: „ Ich habe mir niemals

*) S. Bodmers litterarische Pamphlete s. 104. 112, 135.

„ vorgenommen gehabt, Oden zuschreiben, und
„ gleichwol ist es so weit gekommen, daß ich einige
„ gemacht habe. Dieß möchte aber noch zuverzeyhn
„ seyn, wenn ich mich nur nicht zugleich der Gefahr
„ ausgesezt hätte, mit — Langen auf einem Schau-
„ plaze zuerscheinen. „ Bodmern gereicht es zur Ehre, daß er der Erste war, der schon im Keim die ganze Hoheit des Klopstokischen Genies gefühlt hat. So schreibt er Lange: *) „ Habe ich Ihnen
„ meine Verwunderung über das epische Gedicht
„ eines jungen Leipzigers auf den Meßias schon
„ zuerkennen gegeben? Ich habe das zweyte Buch
„ davon gelesen. Miltons Geist ruht auf dem
„ Verfasser. „ In einem andern Briefe schreibt Bodmer: **) „ Wissen Sie auch schon, was für
„ einen hohen Ruhm der Himmel der deutschen
„ Muse zugedacht hat? Sie soll ein episches Gedicht
„ in dem Geschmake des verlornen Paradieses her-
„ vorbringen und einen Poeten formiren, der einen
„ gleichen Schwung mit dem Milton nemmen
„ wird. Dieser soll keine geringere Handlung zu-
„ besingen erwählen, als das Werk der Erlösung.
„ Seine Helden sollen unter den himmlischen, un-

---

*) S. M. s. 9. Lange Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe, s. 157.

**) S. Archiv der Schweizerischen Kritik. Zürich 1768, s. 17.

„ ter den höllischen, unter den irrdischen die grösten
„ seyn. — — Die Menschheit wird in einer Würde
„ vorgestellt werden, welche den Rath der Erschaf-
„ fung rechtfertigt und den Leser in eine so hohe
„ Gemüthsverfassung sezt, die ihn vor das Ange-
„ sicht Gottes nähert. Die Stunden sind schon
„ vorhanden, in welchen alle diese Dinge in Erfül-
„ lung kommen sollen. Die grosse Seele, die sie
„ empfangen und an das Licht bringen soll, ist
„ wirklich mit einem Leibe gekleidet; sie arbeitet
„ wirklich an dem grossen Werke. Ich könnte Ih-
„ nen den Namen melden, der izt noch so dunkel
„ und so schwehr auszusprechen ist, der doch in die
„ späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte Ihnen
„ den unansehnlichen Ort nennen, wo er den Gros-
„ sen, den Glüklichen und dem Pöbel unangemerkt,
„ auf Verse von einem Innhalte sinnt, der weit
„ über die Grossen, über die Glüklichen und den
„ Pöbel weg ist. „ Und mit wie viel dank erkennt nicht Klopstok Bodmers Ermunterungen: *) „ Diu scripsissem, schreibt er, ad Te Bodmere optime, nisi me revocasset semper hoc ab consilio tantæ laudis pondus, quo me in litteris ad Gærtnerum cumularas. Insuetum miratus Olympi limen, in quo me posueras, rubore suffundebar simul. Gra-

*) Jo Jac. Hottingeri Acroama de Jo Jac. Bodmero, Turici 1783. s. 73.

tiæ agendæ arguebant me, quasi dignum me ea re censerem, pro qua gratias agerem. Uti virum Te bonum credo, et omnia, quæ dixisti, ex animo dixisse: ita me velim credas Sincerum animi, nihilque ficta ex modestia dicere. Missa igitur faciamus hæc, tuamque de me Sententiam coram Critices tribunali defendendam Tibi relinquamus. Jam tibi dicam, audi, vero me, ut loquentem Filium audit pater, quam te non colam solum, sed amem etiam, quantaque incognita tibi adhuc, tua erga me merita sint. Nempe adolescenti puero Homerum et Virgilium legenti, et subirascenti jam criticis Saxonum Scriptis, tua mihi Breitingerique Scripta critica in manus venere. Lecta semel, seu hausta potius, cum ad dextram Homerus essent Virgiliusque, qd siniſtram deinde semper evolvenda jacuere. Quam sæpe tunc desideravi promissam tuam de Sublimi tractationem et adhuc desidero. Miltonus vero, quem fortassis nimis sero vidissem, nisi transtulisses tu ipsum, quum inprovisus in mauus mihi incidisset, ignes ex Homero hausstos excitavit penitus, animumque ad coelum et et religionis poësim extulit. Quam sœpe tunc imaginem poetæ epici, quam in critico tuo poemate duxisti, tuitus sum et suspexi, ut Alexandri effigiem. Cæsar, lacrimabundus; quam sæpe tunc

exultantia hausit

Corda

Corda pavor pulsans laudumque arrecta eupido. Ecce tua de me merita, sed leviter vix adumbrata. Majora tibi, si velis, restant. In einem andern Briefe schreibt er: „ Wie hoch ehren Sie „ mich, daß Sie der Evangelist meines Meßias „ seyn wollen! Wissen sie aber auch, daß Sie ihre „ Lehren mit Wundern werden bestättigen müssen, „ und zwar mit keinen geringen Wundern? Sie „ verstehn mich, was Sie aus den D.**br.** Köpfen „ machen müssen. Wenn Sie das werden gethan „ haben, so werden Sie nur halb so viel Bered„ samkeit brauchen. „

Das allgemeine Aufsehn, welches die ersten drey Gesänge der Meßiade erregten, konnte nicht anders als für den Dichter ein Sporn seyn. Nicht ohne Ueberwindung ließ er sich zur Herausgabe eines noch unvollendeten Gedichtes bereden: Indeß gab diese frühere Erscheinung, Bernstorfen ein paar Jahre hernach Gelegenheit, den Verfasser kennen zulernen, und ihm zur Fortsezung der Arbeit Muse zuverschaffen.

Einen Theil des Jahres 1748. blieb er noch in Leipzig. Der Aufenthalt war ihm nicht länger angenehm, da er seine Freunde auf alle Seiten zerstreut sah. Bey dieser Veranlasung schrieb er die rührende Elegie an Ebert. Von Leipzig begab sich

Klopstok nach Langensalza. Daselbst nahm er in dem Haus eines Anverwandten, der Weiß hieß, die Aufsicht über dessen Kinder auf sich. Seine Base, Schmidts Schwester, die berühmte Fanny, ein schönes Mädchen, und von vielem Verstande, mit der er schon correspondirt hatte, bezauberte ihn, den göttlichen Dichter, voll stolzer Aussichten in güldene Zukunft, schon an der Schwelle seines grossen Ruhms, genährt von dem Gefühle einer hohen Schwehrmuth, und jenes geistigen Platonismus, der mit stetem Blik auf die Ewigkeit hinaus, so ganz das Characteristische seiner Liebe ausmacht. So sah er Fanny, und ut vidit, periit! Ihr gab er sein ganzes, ofnes, neues Herz hin. Er warb um sie in manchem, zärtlichen, süssen Liebegesang. Noch durch späte Jahrhunderte werden seine Oden und Elegien jede fühlende Seele entzüken: Und Fanny? Hassen that sie ihn nicht, aber sie schwankte, schwamm immer zwischen Ja und Nein! wollte und wollte nicht — er wollte abbrechen; aber auf dem Punct sie zuverlassen, wie konnte er den Hyacinthen wiederstehn, die sie ihm zuschikte, mit dem freundlichen Grusse? In immer wechselnder Ebbe und Flut stieg und sank er, dieß und das folgende Jahr, bald warm, bald erkaltend, mit Hofnung und ohne Hofnung. Ungeachtet Fanny ihn noch immer in süssen Liebesbanden fest hielt, so waren sie doch so unzerreißbar nicht mehr. Die Gedichte

vom J. 1749. athmen schon, ich weiß nicht, welchen fröhlichern, weniger beängsteten Geist. Was um ihn her geschah, schien ihn schon mehr anzugehn. Wenn ers gleich unterdrückte, so fühlte er doch Trieb, Lieder zusingen, wie Hagedorn, Lieder von dem Kusse, den man raubt, vom hinfliegenden, blonden Haar, von dem wildern Mädchen, das feuervoller vorüberrauscht, wenn der Tanz Flügel hat. Die geheimen Nachrichten lassen sich hierbey gar auf Deutungen ein. Das feurige Kriegeslied: Kayser Heinrich gehört in diese Zeit, und er ist einmal lustig genug gewesen, es doppelt zuparodiren. In dem Tagebuch hätte ihm Lavater solche Scherze gerne zur Sünde gemacht. Das menschliche Leben, sagte Klopstok nachher zu dem jüngern Cramer, als sie von jenem Buche Lavaters sprachen, hat so viel wahre Pflichten auf sich, und die so schwehr in ihrem ganzen Umfange zuerfüllen sind, daß ich mich schlechterdings mit denen nicht vertragen kann, die es mit so vielen eingebildeten belasten.

Je mehr Klopstok sich in der Welt zuzerstreun anfieng, desto weniger fesselte ihn Fanny. Gleich dem Waldwasser verliert sich die Leidenschaft, so bald sie in mehrere Canäle getheilt wird. Je unbestimmter, desto weniger ist sie auch ungestümm. Nicht eingeengt auf ein ausschliessendes Individuum, mit dem sich alles zernichtet, sondern verbreitet über die

ganze Gattung, findt sie noch manchen gleichartigen Gegenstand, wenn ihr auch der eine oder der andere entwendt wird. Zum Erstaunen ist es, wie dieselbe Leidenschaft bald in die verschiedensten Formen eingekleidt, bald in alle andern Leidenschaften metamorphosirt wird. Immer Liebe, und wie verschieden nicht beym Sybariten, der aufm Rosenlager sein Leben vertändelt, und beym dem Ritter, der für einen Handkuß Zauberer und Riesen bekriegt? Günstig oder ungünstig, stürzt die Liebe den Einen in den Orkus, den andern erhebt sie zu Olympiern.

Klopstoks Gedicht: Der Adler oder die Verwandlung, ist ganz die Empfindung eines Genesenden, eines der sich ermannen will und ermannt. Es ist auch wol möglich, daß dazu nicht nur der Augenschein, seine Liebe würde nicht gehörig erwiedert, sondern auch die Thätigkeit geholfen habe; in die seine Seele durch den schnell ausgebreiteten Ruhm der Meßiade gesezt werden mußte. Ausserdem daß dieser Ruhm auf der einen Seite ihm Freuden gab, die er auf einer andern Seite vermißte, so ward er auch die Gelegenheit, ihn von einem Orte zuentfernen, wo so viele schmerzliche Empfindungen seine Seele bestürmten.

Izt ist es halb vergessen, nur durch fortdaurende stillere Wirkungen sichtbar und blos den Kennern

der Litteratur im Andenken, mit welcher Empfindung des Rauſches dieß erſte, groſſe, höchſte Werk der vaterländiſchen —— überhaupt der Dichtkunſt aufgenommen ward. „ Aber man wird ihre „ Sprache in Deutſchland nicht verſtehn, ſagte „ Baſedow zu Klopſtok, da er ihm einſt aus der „ Meßiade vorlas. „ So mag Deutſchland ſie lernen, antwortete er, und der Erfolg hat gezeigt, wie wenig dieß kühne Wort Praleren war. Was Finger und Federn hatte, ſchrieb für oder wider ihn. Die Theoretiker ſtritten, prüften, entwickelten, lateiniſch und deutſch. Meyer, Heß und andere zergliederten; Leßing ſelbſt überſezte und kritiſirte; Gottſched und das ganze lernäiſche Geſchlängel der längſt vergeſſenen Dunſe ſpien Gift und Galle. Wie es immer geht, wenn ein kühner Geiſt voll Selbſtvertraun in den Tempel des Genies durch einen neuen Eingang eindringt, ſo waren hundert nachahmende Geiſter hintenher, um durch dieſe Oefnung ſich mit einzuſtählen: Aber umſonſt! Mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor geſprengt hatte, ſchlug er es hinter ſich zu.

Klopſtoks Ruhm, der in der Schweiz um ſo viel ſtärkern Eindruk gemacht hatte, je mehr der ſüdlichere Theil von Deutſchland vor dem nördlichern eine lebhaftere Empfänglichkeit voraus hat, erregte in Vielen dort den Wunſch, ihn zuſehn. Bodmer

schrieb an ihn, in seinem und seiner Freunde Namen, ihn einzuladen, bot ihm sein Haus an. Klopstok folgte willig der Bitte. In Sulzers Gesellschaft reisete er nach der Schweiz. Daselbst schrieb er die beyden herrlichen Oden, die eine an Bodmern, die andere auf den Zürchersee.

Bodmer und viele andere Zürcher, von denen einige später würdige Schriftsteller geworden sind, empfiengen ihn mit offenen Armen. Sein Zirkel erweiterte sich täglich. Unter andern sah er auch Hirzel, Steinbrüchel und Geßnern, welcher leztere damals blos Kunstliebhaber zuseyn schien, und sich nichts davon merken ließ, was er in der Folge für ein Dichter werden würde. In diesem Taumel wahres Vergnügens verlebte er meist drey viertel Jahre. In der schönsten Ode verewigte er jene berühmte Fahrt auf der Zürchersee. Ein Boot voll fröhlicher Gesellschaft, meist junge Leute, liebe Mädchen, Hirzel, seine Frau, Wertmüller, Madam Müralt, eine würdige Matrone, die man mitgenommen, daß die Lästerungen in der Stadt nicht Glossen über die jüngere Gesellschaft machen möchten, — eine Mamsel Schinz, ein liebenswürdiges Mädchen, izt Hessens Frau, die Klopstoken den Tag so wol gefiel, daß man sie bald für die Königin des Festes erklärte, und Wertmüller noch aus ihrem Handschuhe eine Cokarde für Klopstoks Hut machte, — sie fuhren aus, an einem sehr schö-

nen Morgen, und wie sie sich belustigten, kann man aus der Ode selbst sehn. Klopstok schränkte sich nicht allein auf Zürich ein, sondern that in Gesellschaft einiger Freunde auch einen Auslauf in verschiedene der benachbarten Cantone. Auf Schweizer Grund und Boden keimten bey ihm die grossen Ideen von Vaterland, Freyheit und Herman. Die unverdorbene, deutsche Einfalt der Sitten dort nährte die hohe Einfalt seiner Seele. Man wollte ihn so gar da behalten, durch reiche Heyrathen fesseln, man machte ihm Hofnung auf schweizer Bürgerrecht; es fehlete wenig, so wäre er ganz einer der ihrigen geworden. Der ungeheuchelte, warme Beyfall, den jedes Herz ihm dort gab, der lebendige Enthusiasmus fürs Schöne und Grosse, dessen Flamme Helvetien durchglüht, entzündeten seinen heissen Durst nach wahrem Ruhme noch mehr. Von Glarus kamen einmal zwey Mädchen über den See, ganz allein in der Absicht, Klopstoken zusehn. Die eine nahm ihn bey der Hand und sagte: „Ach, wenn ich in der Clarissa lese „und im Meßias, so bin ich ausser mir!„ Wie es übrigens inzwischen in seinem Herzen um Fanny gestanden, wissen wir nicht. Zärtlich genug gedenkt er ihrer in der Fahrt auf dem Zürchersee. Um seine Leiden zutäuschen, gab er seinen Freunden in der Schweiz nach, und stürzte sich mit ihnen in einen Wirbel von Zerstreuungen. Nicht ohne

Unwillen und Eyfersucht sah der ernsthaftere Bodmer den göttlichen Sänger des Meßias von jüngern Lebensgenossen mit dem Reblaube des Weingottes und den Blumenkränzen der Amorinen und Huldgöttinnen umwunden. Er dachte nicht, daß die Zerstreuungen nothwendig wären, um bey Klopstocken den Eindruck einer unglücklichen Liebe zuschwächen und ihn auf die stärkern Eindrücke vorzubereiten, die Meta im folgenden Jahre auf ihn zu machen bestimmt war.

Doch sein Schicksal nahm in diesem Sommer in Absicht auch auf seine äusserlichen Umstände eine neue, vortheilhafte Wendung. Da er von sich selbst kein Vermögen besaß, so war er schon im Begriffe, in dieselbe Laufbahn zu treten, in die verschiedene andere seiner Freunde und Bekannten, Ebert, Gärtner, Zachariä, sich begeben hatten, eine Stelle am Carolinum anzunemmen, wozu ihm Jerusalem am Braunschweiger Hofe behilflich seyn wollte. Wie leicht hätte nicht bey solcher Laufbahn in ihm entweder der Dichter den Gelehrten, oder der Gelehrte den Dichter verschlungen? denn Klopstock theilte sich nicht; immer war er ganz, was er war.

Eben zu rechter Zeit erweckte Deutschlands Genius Bernstorfen, diesen grossen, weitdenkenden Mann, der aus dem ersten Anfange von Klopstocks Werk seine ganze, zukünftige Grösse voraus-

sah. Die ersten drey Gesänge der Meßiade waren ihm schon zu Paris, wo er sich als dänischer Gesandter aufhielt, zu Gesichte gekommen. Klüpfel, der damals beym izigen Herzoge von Gotha sich als Cabinetsprediger befand, hatte ihn zuerst mit diesen Gesängen und mit den Glücksumständen des Verfassers bekannt gemacht. Sogleich faßte Bernstorf den Vorsatz, noch vor seiner Zurückkunft in Copenhagen durch Briefe beym damaligen Minister, Schulin, und hernach persönlich für Klopstock zusorgen. Unmittelbar nach seiner Rückkehr sprach er darüber mit seinem Freunde, dem Oberhofmarschal Moltke, welcher bey Friedrich V. Alles vermochte. Nunmehr luden Klopstocken beyde Minister nach Copenhagen ein, mit dem Versprechen eines anständigen Gehaltes, das ihn in den Stand setzen sollte, seine ganze Muse dem grossen Gesange zu wiedmen. Wie sehr verdiente denn nicht der König die erhabene Ode, womit der Dichter ihm die Meßiade zueignete!

Im Frühling 1751. reisete Klopstock nach Dännemark ab. Unterwegs gerieth er in Bekanntschaft mit Meta. *) Mit ihr fieng er einen Briefwechsel an, und die Verbindung mit Fanny hörte ganz auf. In Copenhagen ward er mit Freundschaft von Bernstorf aufgenommen. Er lebte damals

*) Eine Mollere von Hamburg.

sehr still und eingezogen. Er drängte sich niemals zum Hofe, und wiedmete sich ganz seinem Gedichte. Young und Richardson scheint er in diesen Zeiten sehr gelesen und seine Seele mit ihnen genährt zu haben. Er fieng mit Young so gar einen Briefwechsel an. Die Ode an ihn zeigt, wie sehr er ihn liebte und ehrte.

Doch auf Meta zurückzukommen: Mit ihr ward er durch Giseckken bekannt. Er sah sie in Hamburg. Seither schrieb er ihr von Copenhagen aus, mit jedem Posttag. Die Ode Clarissa kann man als kostbares Fragment eines solchen Briefes ansehn. Sie ist an Meta gerichtet.

Häusliche Umstände hinderten noch die sehnlich gewünschte Verbindung der beyden Liebenden. Den Winter blieb Klopstock in der Stadt; im Sommer begleitet er mit Moltke den Hof aufs Lande nach Friedensburg. Moltke führete ihn oft beym König ein. Klopstock galt viel beym Könige. Blos auf seine Entscheidung kam Basedow nach Soroe, und Cramer nach Dännemark. Der König bezeugte ihm jedesmal, daß er ihn sah, wie er ihn schäze, wie wenig Eindruck die Feinde bey ihm machten, die Klopstock damals hatte. Im J. 1752. starb die Königin Louise, deren Tod er so gerührt mit so simpler Wehmuth besang. Da der König den Sommer drauf eine Reise nach Holstein that, brauchte der Dichter die Gelegenheit, nach

Hamburg zu Meta zurückzukehren, wo er den Sommer über blieb. Dieß ist eine reiche Periode an Arbeit. Er genoß, und doch nicht müßig, der schönen Zeit der Liebe. Herman und Thusnelda, die Fragen, an Young, die beyden Musen, gehören hieher. Und wie entzückend sind nicht die Gesänge an Cidli, die er seiner Meta dichtete! Ihre Verbindung ward indeß noch aufgeschoben. Er verließ Meta noch einmal und gieng mit dem König nach Copenhagen zurück. Das ganze folgende Jahr (1753.) blieb er von ihr getrennt in Dännemark. Den Sommer des Jahres 1754. reißte er wieder nach Hamburg; Meta ward den 10. Junius seine Frau. Kurze Zeit genoß er mit ihr die Seligkeiten der ehlichen Liebe. Ihm entriß sie der Tod. Die edle Seele kennt man aus den hinterlassenen Schriften, die Klopstock von seiner Gattinn herausgab. *) Noch im spätern Alter denkt er nicht ohne Wehmuth an Meta zurück. So stark er indeß immer noch den Schmerzen über seinen Verlust fühlt, so verschließt er ihn ganz in sich selbst. So tiefer Ernst sich über alle seine Schriften verbreitet, so bringt er ihn doch nie mit in die Gesellschaft. Spleen und üble Laune verräth er höchst selten. Geselliges Lächeln, ein unaufhörlicher, sanftströhmender attischer Scherz, eine feine Iro-

*) S. Margaretha Klopstock hinterlassene Schriften. Hamburg 1759.

nie würzt sein Gespräch. Ich habe wol eher von ihm sagen hören: er sey ein rechter Hofmann. Vormals gab es Zeiten, wo er sich mehr als einen Monat auf sein Zimmer verschloß, in die reizende Gesellschaft an Bernstorfs Tafel nicht kam, bis ihn sein seliger Freund selbst herunter holte. Izt lebt er als ein wahrer Weiser, der sein Tagewerk beschlossen hat, und mit Zufriedenheit darauf zurück sehn kann, arbeitet noch nach Lust, aber mehr mit dem Verstande als der Begeisterung, legt die lezte Hand an seine Werke und lebt so still zufrieden in seinem gesellschaftlichen Zirkel, mit Windeme seiner Nichte, und ihrem Mann und ihren Kindern in einem Hause.

Die Zeichnung der Klopstockischen Muse übersteigt weit unser Vermögen. Die Meßiade stralt in eigenem Lichte, gleich der Königin des Tages. Durch jedes Jahrhundert und durch alle Weltzonnen bleibt das göttliche Gedicht immer ganz einzig und unvergleichbar. Zum Erstaunen ist es, wie sehr der Dichter die Sprache vervollkommnete. Bald sind es abgebrochene, sinnliche Töne, ächter Gang und Fortschritt der Leidenschaft; bald die verschlungensten Perioden, voll der feinsten Nüançen, durch Beywörter und Partikeln vollendet; bald zusammengesetzte Wörter, welche erstaunen, sich das erstemal, und nun gleichwol so treffend beysammen zu sehn; Beywörter in Nennwörter,

Nennwörter in Beywörter umgekehrt; Einschiebsel, Zwischensätze, Participialredensarten; Weglassung schleppender Hilfswörter, schneller Uebergang, rührende Wiederholung; ein klangvoller Hexameter, der in den vielsylbigten Tritten jede größte und kleinste Bewegung realisirt darstellt: ein ganz origneller, unnachahmlicher Styl, der den körperlichen Wesen ein ätherisches, geistiges Gewand umwirft, die geistigen Wesen verkörpert. Und bey diesem hohen Zauber des Ausdruckes, welche Kühnheit in den Scenen und Charactern, die Apostel, das Sanhedrim, die Hölle, der Himmel, Cidli und Lazarus, Abbadonah, der Erlöser! — Wenn wir für unsern individuellen Geschmack noch Etwas aussetzen dürften, so wärs, daß, wie bey Milton, zu viel Theologie eingewebt, und in den leztern Gesängen Künsteley ist.

So groß Klopstock als Dichter ist, so groß ist er als Grammatiker. Mit anhaltender Unverdrossenheit las er alles Merkwürdige über die Sprache, so dürr und trocken es war, verglich und benuzte es. Wenn wir seine neue Rechtschreibung und wenige andern Eigenheiten ausnemmen, wie wichtig und reichhaltig sind nicht seine kunstrichterischen Bemerkungen so wol in den einzelnen Aufsätzen über Wolklang und Sylbenmaaß, als in der gelehrten Republik? Ueber dieses leztre Werk haben wir noch besondere Nachrichten zugeben:

Das Fragment in demselben aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts ist Klopstocks eigener Plan, den er dem Kayser Joseph hat vortragen lassen. Eben damals wars, als er überhaupt mehr als jemals in dem Gedanken an Vaterland lebte und webte. Er wollte für die vaterländische Litteratur eine Unterstützung auswirken. Er war durch seinen Umgang, und den Zirkel des Bernstorffschen Hauses mit verschiedenen fremden Gesandten am dänischen Hofe, unter andern auch mit dem Wienerschen in Bekanntschaft. Der Gesandte, da er von Coppenhagen abgieng, nahm Klopstocks Plan zur Unterstützung der Wissenschaften an den Kayser mit. Bey Uebersendung dieses Plans schrieb er an den Fürsten Kaunitz: Der Zweck desselben wäre, den Gelehrten, die man der Belohnung würdig hielt, ausser den Ermunterungen der Ehre, auch Muse zugeben, und eine solche, die ihrer Arbeitsamkeit angemessen wäre. Die Ausgaben könnten von keiner Erheblichkeit seyn. Den König von Pohlen hätte seine Oper in wenigen Jahren mehr gekostet, als diese Unterstützung der Wissenschaften in vielen kosten würde. Und welcher Unterschied wäre da in den Folgen! Auf der einen Seite, diese nun vergeßne Oper, die Einigen Vergnügen gemacht hatte; auf der andern Seite, die Wissenschaften in Deutschland zu einer Höhe gebracht, welche von der Geschichte als Epoche würde bemerkt werden.

Einige Monate darauf, den 12. Jul. 1768, schrieb Klopstock wieder nach Wien. * * * meldete ihm hierauf in zween verschiedenen Briefen, er hätte vernommen, daß der Kayser die Dedication gut finde; das weitere würde er vom Gesandten erfahren. Diese Dedication war die Dedication von Hermans Schlacht. Den 20. Sept. 1768. schrieb Klopstock abermal nach Wien. Von da aus machte man ihm Hofnung zur Ausführung seines Entwurfes, in drey verschiedenen Briefen, den 19. Oct. 1768, den 10. December gleichen Jahres, den 24. April 1769. Der Kayser hatte Klopstocken zu dieser Zeit sein Brustbild, mit Brillanten eingefaßt, zugeschickt. So angenehm ihm auch dieses war, so wenig brachte es ihn von seinem allgemeinen Plan ab. In der Zueignung der Hermansschlacht an den Kayser versprach er der deutschen Gelehrsamkeit glänzende Unterstützung von Seite des Monarchen.

Noch müssen wir Klopstocks neuer Rechtschreibung besonders erwähnen. So ganz neu, so ganz seine eigene Erfindung ist sie auch nicht. Spuren davon findt man schon bey den Jesianern. Auf der zürcherschen Stadtbibliothek befindt sich ein sonst vergessenes Buch, unter folgender Aufschrift: La„ tinischer Runs (Ableitung) der deutschen „ Sprachkwäl: Gegraben, gesammelt, geläitet

„ fon H. Jacob Redinger. *) Getruckt in Schäf-
„ hausen bi Kasp. Suter 1656. 8vo. „ Mehr oder weniger stöst man bey diesem Verfasser auf ähnliche Rechtschreibung mit Klopstock, Dinkler, Hemmer u. a. Ihr Grundgesetz ist die größte mögliche Sparsamkeit. Diesem Gesetze zu Folge schrieb man: Damf, Ferd, Frof, wisen, für: Dampf, Pferd, Pfropf, wissen. Da man aber in jeder Provinz und in jedem Zeitalter eine andere Aussprache hat, so müßte sich auch nach Ort und Zeit zugleich mit der Aussprache die Schrift und die Rechtschreibung verändern. Und welche Verwirrung, welchen Mißverstand würde nicht dieses in dem schriftlichen Ausdrucke erzeugen? In den Grundsätzen der deutschen Orthographie sagt Adelung s. 109: „ Ich weiß, daß Herr Klopstock es
„ ist, welcher diesen Satz der größten Sparsamkeit nicht allein aufgestellt, sondern auch davon
„ die Anwendung gemacht hat. Allein ein Mann,
„ welchem ein grosser Theil der Nation viele
„ Sprachkenntniß zutraut, der sich selbst als einen
„ tiefen Sprachkenner angekündigt hat, konnte
„ unmöglich Etwas im Ernste behaupten, was
„ auch den gemeinsten und ungelehrtesten Menschen-
„ verstand zurückstossen muß. Ich bin daher voll-
„ kom-

*) Diesen Redinger kennt man aus meiner Vorlesung über die Schwärmerey, Th. I. s. 79.

„ kommen überzeugt, daß er diesen Satz bloß in
„ einer kleinen boshaften Laune dahin geworfen
„ hat, den Schwarm unverständiger Nachahmer
„ zum Besten zu haben, und die Welt zu über-
„ führen, daß keine Ungereimtheit so groß ist,
„ welche nicht ihre Anhänger bekommen sollte,
„ zumal wenn sie dem Scheine nach von einem be-
„ rühmten Namen unterstützt wird. Klopstock fand
„ Thoren genug, welche seinen Hohn verkannten,
„ sich vor der vernüftigen Welt lächerlich machten
„ und ungelesen blieben. „

So weit Adelung. Und wie dachte hierüber schon lang vorher Baco ? At Orthographia vulgaris, sagt er de Augm. Scient. Band VI c. 1., etiam controversiam & quæstionem nobis peperit: utrum eodem verba scribere oporteat, quo pronuntiantur modo, an potius ex more consueto? Át illa scriptio, quæ formata videri possit (ut scilicet scriptio pronuntiationi consona sit,) est ex Genere inutilium Subtilitatum. Nam & ipsa pronuntiatio quotidie gliscit, nec constans est; & derivationes verborum præsertim ex linguis extraneis, prorsus obscurantur: denique cum ex more recepto scripta, morem pronuntiandi nullo modo impediant, sed liberum relinquant; quorsum attinet ista novatio ?

Und gleichwol lieferte mit einer so sonderbarn Orthographie Klopstock noch im J. 1780. bey

Eckhardt zu Altona eine neue Ausgabe seiner Meßiade!

Vorzüglich dieses Heldengedicht und ein Theil der Hymnen und Oden sind es, die Klopstocks Namen auf die späteste Nachwelt verbreiten. Wir sagen nichts von andern Oden, unter welchen die so geheissenen Bardengesänge unserm Zeitalter so ganz fremd, und überdieß theils überspannt, theils in der Wortfügung zu dunkel und gekünstelt sind. Gleiche Fehler scheinen auch Rotschilds Gräber (vom J. 1766.) und Hermanns Schlacht, ein Bardiet für die Schaubühne (Hamburg 1769.) zuhaben. Seine geistliche Lieder (Zürich 1769.) athmen hin und wieder tiefe Andachtsgefühle, indeß sind auch sie nicht völlig frey von gekünstelter Begeisterung. Seine Trauerspiele, z. B. der Tod Adams, (Kopenh. und Leipzig 1757, 1758, 1767.) Salomo, (Magdeb. 1764.) David (Hamb. 1772.) haben grosse Schönheiten im Detail, im Ganzen aber sind sie wenig theatralisch.

Verschiedene prosaische Aufsätze von ihm befinden sich in den Merkwürdigkeiten der Litteratur und in dem nordischen Aufseher.

Gotthold Ephraim Leßing. *)

Er wurde im J. 1729. gebohren. Sein Vater war Prediger zu Kamenz in der Lausitz. Drey seiner Brüder hatten sich als Schriftsteller gezeigt. Joh. Gottlieb, Konrector zu Chemnitz, schrieb biblische Paraphrasen; Karl Gotthelf, Münzdirector zu Breslau, Schauspiele, und noch ein anderer schrieb eine Wochenschrift. Den ersten Unterricht erhielt unser Leßing von einem Anverwandten, dem Pastor zu Putzkau. Hierauf studirte er in Leipzig und Wittenbrg die Gottesgelehrtheit. Nachher wurde er Hofmeister bey Herrn Winkler in Leipzig. Auf Mylius Zureden begab er sich nach Berlin. Hier schrieb er vom J. 1752 - 1756. die politischen Blätter. Mit Ramler, Mendelsohn, Nicolai trat er in die vertrauteste Freundschaft. Während des schlesischen Krieges war er die meiste Zeit Secretair bey dem preußischen General Trauenzien. Im J. 1767. berief ihn die Theatergesellschaft mit ansehnlichem Gehalte nach Hamburg, anfänglich zur

*) S. Schmids Nekrolog, Schütz über Leßings Genie und Schriften, Wielands Mercur 1781, Mendelssohns Morgenstunden Th. I, Analecten von Leßing, u. m. a.

Verfertigung neuer Schauspiele, und, als er's verbat, zu kritischer Belehrung so wol der Schauspieler als Zuschauer. Schon in dem folgenden Jahre scheiterte die Unternemmung. Hierauf that Leßing in Gesellschaft des Prinzen Leopold von Braunschweig eine Reise nach Italien. Unterwegs genoß er an dem kayserlichen Hofe zu Wien die günstigste Aufnahm. Nach der Zurückkunft wurde er Wolfenbüttelischer Bibliothekar. Nun verheyratete er sich mit der Wittwe eines Hamburger Kaufmanns. Es war eine würdige Frau, die auf ihn sehr viel vermochte. Nach ihrem Tode hätte er Reiskens Wittwe heyrathen sollen, allein er konnte sich zu keiner neuen Verbindung entschliessen. Im J. 1776. suchte man ihn nach Mannheim zuziehn: Hindernisse in Ansehung der Religion vereitelten die Sache, jedoch erhielt er Beytrit zu der dortigen Akademie. Von dieser Zeit an lebte er ganz unabhängig in philosophischer Freyheit. Nachdem er schon lange eine Abnahme der Gesundheit gespürt hatte, starb er den 15. Febr. 1781. zu Wolfenbuttel an der Brustwassersucht und einem daher erfolgten Steckfluß. Ausdrücklich wird in Mendelsons Morgenstunden, Th. I. s. 271. sein frühzeitiger Tod auf Rechnung seiner Verfolger geschoben.

„ Es kömmt mir vor, schreibt Mendelsohn, als „ wenn Leßing die Absicht gehabt hätte, in seinem „ Nathan eine Art von Anti-Candide zuschreiben.

„ Der französische Dichter sammelte alle Kräfte sei-
„ nes Witzes, spornte die unerschöpfliche Laune
„ seines satyrischen Geistes, mit einem Worte,
„ strengte alle ausserordentlichen Talente, die ihm
„ die Vorsehung gegeben, an, um auf diese Vor-
„ sehung selbst eine Satyre zuverfertigen. Der
„ Deutsche that eben dieses, um sie zu rechtfertigen,
„ und um sie den Augen der Sterblichen in ihrer
„ reinsten Verklärung zu zeigen. Und eben dieses
„ herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung, eben
„ diese selige Bemühung, die Wege Gottes vor
„ den Menschen zurechtfertigen, wie theuer ist sie
„ nicht unserm unsterblichen Freunde geworden!
„ Ach, sie hat ihm seine lezten Tage verbittert,
„ wo nicht gar am Ende sein kostbares Leben ab-
„ gekürzt. — Leßing, der aller seiner gelehrten
„ Arbeiten ungeachtet, immer noch der angenehm-
„ ste Gesellschafter, der fröhlichste Tischfreund ge-
„ wesen, verlohr nunmehr seine jovialische Laune
„ völlig, und ward zu einer schläfrigen, gefühllo-
„ sen Maschine. „

In den Zusätzen s. 35. fährt Mendelsohn so fort:

„ Seit einigen Jahren hatten weder ich noch unser
„ beyderseitiger Freund Nicolai, Schreiben von Les-
„ singen erhalten, und er war uns einige Antworten
„ schuldig. Dieses befremdete mich nun zwar nicht;
„ denn er war, wie seinen Freunden bekannt ist, nie
„ der rüstigste Briefschreiber, auch eben im Beant-

„ worten nicht pünktlich, wenn es bloß um Freund-
„ schaftsversicherung, ohne weitern Inhalt, zuthun
„ war. Indessen öffnete ich doch desto begieriger das
„ Briefgen, das mir ein Unbekannter überreichte.
„ Nun hatte sich Leßing, so lange ich ihn kannte,
„ in so verschiedenen äussern Lagen und Umständen
„ ich ihn kannte, nie über Undank seiner Zeitge-
„ nossen beschwehrt; nie beklagt, daß ihm nicht Ge-
„ rechtigkeit wiederführe, daß seine Verdienste nicht
„ belohnet würden, und dergleichen Beschwerden, die
„ so mancher mit weit geringerm Rechte von sich hö-
„ ren läßt. Die Worte Ich und Mein war ich ge-
„ wohnt, aus seinem Munde so selten, als möglich
„ zu vernehmen. Auch waren seine Briefe allzeit
„ lebhaft, gedankenreich und von gediegenem In-
„ halte. — Alle Arten von Laune war ich an ihm
„ gewohnt; nur niemals Niedergeschlagenheit oder
„ Mismuth. Er war allezeit der tröstende, nie der
„ trostsuchende Freund. Und nun — ich kann die
„ widrige Empfindung nicht beschreiben, die ich hat-
„ te, als mir folgende Zeilen einen ganz andern
„ Mann zu erkennen gaben, einen gebeugten, abge-
„ härmten, endlich unterliegenden Kämpfer; einen
„ gleichsam müde gejagten, verschmachtenden Hirsch,
„ der endlich hinsinkt, und sein edles Geweih muth-
„ los in den Staub legt:

„ Liebster Freund, (so schreibt Leßing unterm
„ 19. Decembr. 1780,) Der Ueberbringer will von

„ Ihnen nichts, als daß Sie ihm den kürzesten und
„ sichersten Weg nach dem europäischen Lande vor-
„ schlagen, wo es weder Juden noch Christen giebt.
„ Ich verliere ihn ungern; aber so bald er glücklich
„ da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt.
„ An dem Briefchen, das mir Dr. Flies da-
„ mals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutsche
„ ich noch. Das saftigste Wort ist hier das edelste.
„ Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein
„ Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich
„ nicht ganz mismüthig werden soll. Ich glaube
„ nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen,
„ der nach Lobe heißhungerig ist. Aber die Kälte,
„ mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt,
„ daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn
„ nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht
„ alles gefalle, was ich seit einiger Zeit geschrieben,
„ das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar
„ nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts ge-
„ schrieben. Höchstens hat sie die Zurückerinnerung
„ an unsere bessern Tage noch etwa bey der und
„ jener Stelle täuschen können. Auch ich war da-
„ mals ein gesundes schlankes Bäumchen; und bin
„ izt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber
„ Freund! Diese Scene ist aus! Gern möchte ich
„ Sie freylich noch einmal sprechen! „

Herr Jacobi zu Düsseldorf hatte in seiner Schrift über den Spinozismus unsern Leßing zum Spino-

zisten gemacht. Mendelsohn, der sonst persönliche Controversen so sorgfältig auszuweichen gewohnt war, glaubte sich in seinem Gewissen zur Vertheidigung des verewigten Freundes verpflichtet. Gegen Jacobi schrieb er in den lezten Tagen des Lebens ein eigenes Werkgen, unter der Aufschrift: „Moses Mendelssohn an die Freunde Leßings. Ein „Anhang zu Herrn Jacobi Briefwechsel über die „Lehre Spinoza.„ Mendelsohn starb, während daß seine Schrift unter der Presse war, und, nach desselben Auftrag, besorgte Herr Prof. Engel die Ausgabe, die im J. 1786. zu Berlin bey Voß herauskam. Anstatt sich hierauf zurückzuziehn, setzte Jacobi unglücklicher Weise die Streitigkeit fort. Wir ziehn den Vorhang über die Scene. Lieber führen wir noch eine Anecdote an, welche Campe im zweyten Theile seiner Reisebeschreibungen für die Jugend s. 41 aufbewahrt hat. „Derjenige, schreibt er, „den ich zu meiner Bedienung während meines „Aufenthaltes in Braunschweig erhielt, hatte von „mir nach der hiesigen Polizeytaxe die Bezahlung „empfangen. Er gieng. Am folgenden Morgen „früh, da ich mich zu meiner Abreise anschickte, „sah ich ihn wieder kommen. Herr, sagte er, Sie „werden wol unser Geld noch nicht recht kennen. „Ich sollte nur anderhalb Thaler bekommen, und „Sie haben mir einen halben Gulden mehr gege„ben. Hier ist er wieder! Ich gaffte den Mann mit

„ grossen Augen an, und fragte ihn erst izt, wie
„ er hiesse? Und er antwortete: Mackwitz. Indem
„ ich diesen Namen hörte, fiel mir ein witziges
„ Wortspiel ein, welches Leßing auf einen Lohn-
„ bedienten dieses Namens machte, dessen er sich,
„ so oft er in Braunschweig war, zubedienen pflegte
„ Hurtig fragte ich ihn: Ob er etwa den seligen
„ Leßing gekannt habe? — Ob ich ihn gekannt
„ habe? — antwortete er mit Wärme. — O es
„ war immer mein guter lieber Herr. Eine Thräne
„ glänzte dem ehrlichen Alten, indem er dieses sag-
„ te, im Auge; und nun fieng er an mit einem
„ Strohme von Beredsamkeit zuerzählen, wie gut
„ der selige Herr gewesen wäre, wie er alles wegge-
„ geben hätte, so oft er von Nothleidenden wäre an-
„ gesprochen worden; wie er, Mackwitz, ihm oft
„ Vorstellungen darüber gemacht habe, welche aber
„ nichts gefruchtet hätten; wie er einmal einem ab-
„ gedankten armen Fähndrich eine Tüte mit fünf
„ Thalern geschenkt hätte, und wie dieser gottlose
„ Mensch nach Leßings Tode so undankbar gewesen
„ wäre, auf öffentlichem Caffeehause ihn einen Ke-
„ zer zuschelten, dessen Seele zum T** gefahren
„ wäre. — Er erzählte mir hierauf von Leßings
„ Krankheit und Tode, wobey er nicht blos zugegen
„ gewesen, sondern auch, da er ihm im Arme starb,
„ vor Schrecken und Betrübniß in Ohnmacht ge-
„ fallen war. Der liebe Herr, fügte er hinzu, habe

„ noch allerhand Kostbarkeiten, wie z. B. goldene
„ Hemdeknöpfe und dergleichen an sich gehabt, und
„ man hätte ihm gesagt, dazu habe er das nächste
„ Recht, er dürfe nur nehmen. Allein ich hätte
„ es nicht annehmen können, sezte er hinzu, und
„ wenn es noch zehnmal so viel werth gewesen
„ wäre. Ich hätte es doch niemals ansehen kön-
„ nen, ohne daß das Herz mir geblutet hätte.
„ Er für sein Theil, sagte er, wüßte ganz gewiß,
„ daß die verzweifelten Briefe mit gedrukten Sa-
„ chen, die der liebe Herr von bösen Leuten —
„ die Sage gehe, daß es Geistliche waren, welches
„ doch nicht zuglauben stühnde — gekriegt, und
„ worüber er sich jedesmahl entsezlich geärgert hätte,
„ Schuld an seinem Tode wären. „ — Doch wir lassen Leßingen und seinen Namen ruhen, und verfolgen nunmehr von der ersten Blüthe bis zur völligen Reife die Entwikelung dieses herrlichen Genies.

Schon im J. 1750. fieng Leßing in Gesellschaft einiger Mitarbeiter die Byträge zur Historie und Aufnahme des Theaters an; er trennte sich aber von seiner Gesellschaft, nachdem das vierte Stük erschienen war, und darüber hörte die Fortsezung auf. *) Achtung für seine Leser, und Gerechtigkeit gegen die italiänische Nation, von der einer seiner Mitarbeiter aus Unwissenheit ein sehr verächt-

*) Vorrede zum I. St. der theatral. Biblioth.

liches Urtheil gefällt hatte, brachten ihn zu diesem Entschlusse. Er fieng darauf seine theatralische Bibliothek an, die er ganz allein bis zum vierten Stüke fortsezte.

Mit seltener Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache verband er gleich grosse Fertigkeit in der französischen, englischen, spanischen, italiänischen, und einigen nordischen Sprachen. Er hatte die mehresten Dichter und Prosaisten in diesen Sprachen nicht nur gelesen, sondern studirt. Schon im J. 1752. gab er eine Uebersezung des Buchs über die Prüfung der Köpfe, aus dem Spanischen des Hüarte heraus.

Die alten Sprachen verstand er so gründlich als der Philolog von Profeßion; dabey hatte er selbst vor berühmten Litteratorn wichtigen Vorzug. Hätten ihn nicht Zerstreuungen oder Launen immer von Einem aufs Andere gezogen, wir würden von ihm eine vortrefliche Ausgabe von Aristoteles Poetik und von den Fabeln des Phädrus erhalten haben. Er wußte, daß, wenn auch dasjenige, was blosse Gelehrsamkeit fordert, schon ziemlich aufgeklärt worden, hingegen, was sich nur durch Geschmak und Empfindung dollmetschen läßt, immer noch für neuere Ausleger eine reiche Nachlese zurük bleibt. Seine Hochachtung für die klassischen Scribenten des Alterthums übersteigt allen Ausdruk: sie war aber nicht gähnender Beyfall des Nachbetters, son-

dern gerechte Schäzung des Kenners. Was er in seiner Dramaturgie über des Aristoteles Poetik gesagt hat, giebt grössern Aufschluß über die Gedanken des Vaters der Kunstrichter, als alles, was die Robortelli und Vattori, die Dacier und Batteux darüber commentiert haben. Was er in eben diesem Buche über die Geschichte der alten Komödie, über das Trauerspiel der Alten, über die Prologen des Euripides, und im Laokoon über Homers Manier und über den Philoktet des Sophokles gesagt hat, sind hingeworfene Goldkörner, die aber einen Schaz der tiefsten Kenntnisse verrathen. Hätte er sich hauptsächlich mit der Verbalkritik beschäftigen wollen, so würde er neben den größten Philologen unserer Zeit eine ehrenvolle Stelle behaupten. Einzelne Urtheile über Lesarten, die er in seiner Beurtheilung der Langischen Uebersezung des Horaz, in den Abhandlungen über Fabel und Epigramm, im Laokoon und andern Schriften geäussert hat, zeigen genugsam sein Geschik zu kritischen Entdeckungen. Auch die Beyträge zur Geschichte und Litteratur, die er als Bibliothekar zu Wolfenbüttel anfieng, enthalten Beweise von seinem unermüdeten Forschungsgeiste, von seinem treffenden Blicke, von der Geschiklichkeit, die verborgensten Funken des Wahren zu entdecken, zusammeln, zuvereinbaren, und aus denselben das hellste Licht zuerzeugen. Indem er ins Grosse arbeitete, ließ er nicht die gering-

ste Kleinigkeit unbenuzt vorbeygehn. Gegen den Vorwurf der Micrologie verthaydigt er sich in folgender Stelle: „ Vieles für klein und unerheblich „ erklären, heißt öfter, die Schwäche seines Gesich„ tes bekennen, als den Werth der Dinge schäzen; „ ja nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, „ der unartig genug ist, einen andern einen Mi„ crologen zunennen, selbst der erbärmlichste Micro„ log ist, aber freylich nur in seinem Fache. Auf„ ser diesem ist ihm alles klein; nicht weil er es „ wirklich als klein sieht, sondern weil er es gar „ nicht sieht, weil es gänzlich ausser dem Sehe„ winkel seiner Augen liegt. Seine Augen mögen „ so scharf seyn als sie wollen; es fehlt ihnen zu „ guten Augen doch noch eine grosse Eigenschaft. „ Sie stehn ihm eben so unbeweglich im Kopfe, „ als dieser Kopf ihm auf dem Rumpf steht. Da„ her kann er nichts sehn, als wovor er gerade „ mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von „ den flüchtigen Seitenbliken, welche zur Ueber„ schauung eines grossen Ganzen so nothwendig „ sind, weiß er nichts. Es gehören Maschinen „ dazu, den schwehrfälligen Mann nach einer an„ dern Gegend zuwenden, und wenn man ihn end„ lich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wie„ der aus dem Gedächtnisse. „

Bey seinen Uebersezungen wußte Leßing die pünktlichste Treue mit der edelsten Freyheit zuverbinden.

Der sorgfältigsten Kopie gab er ganz den Anschein der Originalität. Seine Sprache schmiegte sich, wie ein geschmeidiges Wachs, in alle Eigenheiten der andern Sprachen. Ihm entwischte nicht der kleinste Werth einer Partikel, einer Ellipse, einer Inversion. Aufs genauste kannte er die Gränzen zwischen Kürze und Dunkelheit, zwischen Nachdruk und Schwehrfälligkeit, zwischen Treu und Steifigkeit. Wie tief er hierüber nachgedacht habe, beweist er durch seine Uebersezungen so wol als durch seine Kritiken.

Wenn er übersezte, so verrieth er immer durch die Wahl der Originalschriften seinen Patriotismus für die deutsche Litteratur. Die Werke, die er wählte, sollten den Nationalgeschmak läutern. *) Darum übersezte er unter andern die Schauspiele des Diderot, nebst dessen treflichen Abhandlungen über die dramatische Kunst. Er besas eine ungemeine Wissenschaft unserer Sprache. Er hatte ihre ersten Quellen gekostet; er hatte von ihrem Strome getrunken, wie er sich in den Zeiten der Minnesinger ergoß; er übersah ihren fernern Lauf

*) Leßing arbeitete an einer deutschen Uebersezung des Sophocles. Sechs Bogen sind davon gedrukt unter dem Titel: Gotth. Ephr. Leßings Sophocles. Erstes Buch. Von dem Leben des Dichters. Berlin 1760. bey Voß.

von einer Periode zur andern; von Luther bis auf Opiz, von Opiz bis auf Wolf, und so fort bis zum Zeitraum, dessen größte Zierde er selbst war. Die Sprache hatte er mit allem Tiefsinn des Grammatikers studirt, und mit diesem Studium alle Belesenheit des Litteratoren verbunden. Gleichwol sieht man in seiner Schreibart nichts von der Aengstlichkeit des erstern, auch nichts von der Sucht zum Sonderbaren oder Bunten, wovon so gerne der leztere angestekt wird. Veraltete Wörter frischte er nur dann wieder auf, wenn sie irgend eine neue Nüance zeichneten. Neue Wörter wagte er selten, aber glüklich. Allzu gut kannte er den fruchtbaren Boden unserer Sprache, um die Zahl der eigenen Gewächse, durch wiedernatürliches Absenken und Pfropfen, ohne Noth vermehren zuwollen. Freyheiten wider die Wortfügung erlaubte er sich eben so selten, vermied sie aber nicht, wenn sie der Schreibart Schwung und Leben ertheilten. In seinem Vortrage herrscht Fülle mit Sparsamkeit; haarscharfe Bestimmtheit mit zwangloser Leichtigkeit; ächte Deutschheit findt man nirgends so reichlich; nirgends mehr Goldkörner aus dem alten Sprachschaz, nirgends einen so natürlichen Gesprächton; durchgängig das helleste Licht, ohne einiges Blendwerk. Leßings dramatischer Dialog, (besonders in seinen drey lezten Stüken, Minna von Barnhelm, Emilie Galotti, und Nathan dem

Weisen,) hält zwischen der Bücherſprache und der ganz gemeinen Sprache des Umgangs das glüklichſte Mittel. Vor Leßingen herrſchte die Bücherſprache noch viel zu ſehr ſelbſt in den wenigen, beſſern Schauſpielen. Nach Leßingen hingegen geriethen einige Kraftmänner und poſtiche Shakesſpears auf das entgegengeſezte Extrem; auf die Schaubühne brachteu ſie die Sprache der Bierſchenken und des Fiſchmarkts.

Leßing, der die vollſtändigſte Litteraturgeſchichte aller Gattungen der Dichtkunſt beſas, kannte beſonders auch die ältern Dichter der deutſchen Nation. In Geſellſchaft mit Ramler entriß er im J. 1759. den Logau aus der unverdienten Vergeſſenheit. Zwölf Jahre nachher machte er ſich noch ein Verdienſt daraus, das Andenken eines andern, veralteten Poeten, des Andreas Scultetus, erneuern zukönnen.

So wie er überhaupt jeden Gegenſtand in dem angemeſſenſten Gewande darſtellete, ſo war beſonders auch ſein Dialog ganz karakteriſtiſch, und zwar nicht nur der Dramatiſche; ſein Geſpräch für Freymäurer, Ernſt und Falk, beweist ſein Geſchik zum philoſophiſchen Geſpräche. Es hat alle die Einfalt, alle die Süſſigkeit, allen den Tiefſinn, alle die glükliche Miſchung von Scherz und Ernſt, die wir an den platoniſchen Dialogen bewundern. Auch bey ſeinem didactiſchen Vortrage hat er eine

ganz

ganz eigenthümliche Manier, die den Leser, ohne ihn zuermüden, unaufhörlich anzieht. Bald stellt er die Schwierigkeiten seiner Untersuchung so gegen einander, daß daraus eine dem Knoten des Drama ähnliche Verwiklung entsteht; bald verfolgt er, wie im Laokoon, seinen Weg als ein Spaziergänger, der uns unvermerkt durch scheinbare Nebenwege und Krümmungen zum Ziele bringt, wenn wir uns noch weit davon entfernt glaubten; bald hat sein Unterricht, wie in der Dramaturgie, die schnelle Abwechslung, die freymüthige Sprache, das Feuer und die Lebhaftigkeit einer vertraulichen Unterredung. Man wird nicht müde den Mann zuhören, der uns bald von Empfindungen zu Begriffen, bald wieder zurük von der Zergliederung zur Anschauung leitet; der scharfsinnig ist, ohne spizfindig zuwerden; der bald durch meisterliche Verthaidigung kühner Paradoxen, bald durch neue Anwendung bekannter Gemeinpläze Erstaunen erwekt.

So gewöhnlich sonst Controversschriften nach Verlauf einiger Zeit alles Interesse verliehren, so sehr weiß Leßing den seinigen ein fortdaurendes Interesse zugeben. In den berlinischen Litteraturbriefen kennt man seine Aufsäze in den ersten sieben Theilen, ohne auf seine Signaturen Fll. und G. Rükficht zunemmen, an dem glänzenden und doch nicht blendenden Colorit seiner Schreibart, an der Gemessenheit seines Lobs und an der immer treffen-

den Dreistigkeit seines Tadels. Bey dem mittelmäßigsten Schriftsteller übersah er nicht das Gute; bey dem größten Dichter entwischte ihm nicht der geringste Fleck. *) Wenn er es wagte an Klopstoks Liedern heterogene Empfindungen zutadeln; wenn er behauptete, daß sich dieser erhabene Dichter in der Meßiade bisweilen durch einen gewissen Geist der Orthodoxie von dem Interesse der Dichtkunst habe ableiten lassen, so verehrete er ihn nichts desto weniger als eines der göttlichsten Genies; er verthaidigte ihn gegen falsche Kritiken; er machte aufmerksam auf die Verbesserungen, die Klopstok selbst in seiner Meßiade gemacht hatte, Verbesserungen, in denen man, (wie er sich ausdrükt,) die feinsten Regeln der Kunst studiren kann; er ertheilte seiner Prosa, seiner Abhandlung über das griechische Sylbenmas ein eben so feines als wahres Lob. Gleichwol griff ihn Basedow mit der jugendlichen Hize eines schwärmerischen Anbetters wegen einer seiner Kritiken über Klopstok an. Er beantwortete diesen Angriff, wie ers verdiente. **) Lehrreich ist besonders folgende Stelle, die von jungen Liebhabern der schönen Wissenschaften nicht genug kann beherziget werden: „ Weil ich Herrn Klopstok für „ ein grosses Genie erkenne, muß er deswegen

*) Litt. Br. III. St.
**) Litt. Br. III. St.

„ überall bey mir Recht haben? Mit nichten. Ge-
„ rade vielmehr das Gegentheil: Weil ich ihn für
„ ein grosses Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf
„ meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd
„ auf eben dem Steige mit seinem Reiter den Hals
„ brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel
„ ohne zu Straucheln geht. „

Man wird sich erinnern, mit welchem Enthusiasmus Leßing unsers Wielands Agathon anpries: *) mit gleicher Unpartheylichkeit bestrafte er zehn Jahre vorher desselben Angriff gegen Uzen, tadelte seine damalige Sprachmengerey, beschränkte seine noch wilden Ausbrüche der Phantasie. **) So ließ er auch einem Gellert, Haller, Kleist, Weisse, Dusch u. a. im Lob und Tadel Gerechtigkeit widerfahren. Die vertrauteste Freundschaft hielt ihn von der Strenge der Kritik nicht ab; auch kannte er seine Freunde viel zu gut, als daß er sie dadurch zukränken hätte besorgen dürfen. „ Ich bin überzeugt,
„ sagt er, daß das Auge des Künstlers grossentheils
„ viel scharfsichtiger ist, als das scharfsichtigste sei-
„ ner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die
„ ihm diese machen, wird er sich von neunzehn
„ erinnern, sie während der Arbeit sich selbst gemacht,
„ und sie auch schon sich selbst beantwortet zuhaben.

*) S. Dramaturgie LXIX. St.
**) Litt. Br. 7. 8. 14.

„ Gleichwol wird er nicht ungehalten seyn, sie auch
„ von andern machen zuhören; denn er hat es gern,
„ daß man über sein Werk urtheilt, schal oder
„ gründlich, links oder rechts, gutartig oder hä-
„ misch, alles gilt ihm gleich; und auch das schal-
„ ste, linkste, hämischste Urtheil ist ihm lieber als
„ kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die
„ eine oder andere Art in seinen Nuzen zuverwen-
„ den wissen; aber was fängt er mit dieser an?
„ Verachten möchte er die guten, ehrlichen Leute
„ nicht gern, die ihn für so etwas Ausserordentli-
„ ches halten; und doch müß er die Achseln über
„ sie zuken. Er ist nicht eitel; aber er ist gemei-
„ niglich stolz; und aus Stolz möchte er zehn-
„ mal lieber einen unverdienten Tadel, als ein
„ unverdientes Lob auf sich sizen lassen. „ Von
so edeln Grundsäzen geleitet, bewies er noch weit grössere Strenge gegen seine eignen Werke, als gegen die Werke seiner Nebenbuhler und Freunde. Waren nicht seine ersten dramatischen Versuche mit grossem Beyfall aufgenommen worden? Und gleichwol konnte der schärfste Tadler nicht mehr an denselben aussezen, als Leßing selbst. Ohne mindeste Nachsicht verwarf er seine ersten versificirten Fabeln; sichtete er seine Sinngedichte und Lieder; verschloß hundert Entwürfe in sein Pulte.

Treffender, eindringender, männlicher sprach wol

nie Demosthenes gegen Aeschines, oder Cicero gegen Piso oder Antonius, als Leßing gegen einige seiner Gegner schrieb. Und wie wenig Bitterkeit und Rechthaberey herrscht nicht in seiner Kritik? In der Beurtheilung Richards III. sind unpartheyische Strenge und Achtung für Verdienst und Freundschaft aufs genauste verbunden. Wenn er in dem Aufsaz über Leibnitz von den ewigen Strafen, eine Behauptung des scharfsinnigen Eberhard bestreitet, so thut ers in dem ehrenvollsten Ausdruk. Mit edler Offenherzigkeit giebt er sich in den antiquarischen Briefen Unrecht gegen Heyne, und er bekennt, gegen einen solchen Gegner mit Ehren Unrecht haben zukönnen. In keiner seiner Streitigkeiten ist er aus der Tonleiter gewichen, die er dem Kunstrichter angab, „ schmeichelnd gegen den Anfänger; „ mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewun„ dernd gegen den Meister; abschrekend und positiv „ gegen den Stümper; höhnisch gegen den Praler, „ und so bitter als möglich gegen den Cabalema„ cher zuseyn. „ Danach muß man den Ton seiner antiquarischen Briefe und seines Anti-Göze beurtheilen. So beissend in den erstern sein Tadel, so lachend seine Ironie, so treffend und bitter sein Spott war, hielt er sich doch immer innerhalb der Gränzen der wahren Urbanität, ohne zu Cabalen, Verdrehungen, Folgerungen und ähnlichen Kunstgriffen Zuflucht zunemmen. Nur in dem Anti-Göze

entwischten ihm einige allzu bittere Tiraden. Vielleicht daß er sie dem Tone des Gegners angemessen geglaubt hat, vielleicht auch daß das polemische Fieber ansteckend seyn mag.

Als Kritiker erwarb sich Leßing zwey wichtige Verdienste um die deutsche Litteratur; das Eine, daß er das Ansehn der gottschedischen Schule stürzen half; das Andere, daß er Klotzens Journalistencomplot zu Grund richtete.

Eine ausserordentliche Probe so wol seines Scharfsinnes als seiner Erfindsamkeit gab er in dem Laokoon, worin er die Gränzen der Dichtkunst und Malerey sehr philosophisch bestimmet. Man höre, was für ein Schicksal er selbst diesem Buch prophezeyt:

» Nicht darum, sagt er, meinte ich, könne mein
» Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben,
» weil ganz ausserordentliche Kenntnisse, ein ganz be-
» sonderer Scharfsinn dazu erfordert würde; wahr-
» lich nicht darum. Ich müßte ein grosser Geck seyn,
» wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die
» unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagen-
» den Dingen besizen als ich, der Männer, die un-
» endlich mehr Scharfsinn haben, als ich, gibt es
» überall die Menge. Aber deren, die beydes, Kennt-
» nisse und Scharfsinn, auch nur in einem leidli-
» chen Grade in sich vereinigen, gibt es so viele
» schon nicht. Unter diesen wenigern gibt es noch
» wenigere, welche diesen Scharfsinn, den sie ha-

„ ben, auf dergleichen Kenntniße, die ihnen auch
„ nicht fehlen, anwenden zu können oder zu dür-
„ fen glauben. Die mehresten von ihnen halten
„ Scharfsinn, auf solche Kenntnisse angewandt, für
„ eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die selbst dem
„ Vergnügen, das sie aus diesen Kenntnissen ziehn,
„ nachtheilig werden müsse. Nur hier und da wagt
„ es einer dann und wann, dieses sein Vergnügen
„ aufs Spiel zu setzen, um in der Beschauung, Mu-
„ sterung, Läuterung desselben Vergnügen zu fin-
„ den. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur
„ meine Leser seyn werden, so können nur die ge-
„ übtesten derselben meine Richter seyn. Aber Tau-
„ send gegen Eins, daß sich unter diesen kein Dich-
„ ter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie
„ meine Absicht seyn können, unmittelbar für den
„ Dichter oder Mahler zu schreiben. Ich schreibe
„ über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich
„ aber nicht sie entbehren. Um mich in einem Gleich-
„ nisse auszudrücken: Ich wickle das Gespinnste
„ der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwür-
„ mer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide
„ für mich und meines gleichen Beutel zu machen;
„ Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen
„ ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so
„ lange sammle, bis ich sie in gute, wichtige Gold-
„ stücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und
„ diese zu dem Kapitale selbstgedachter Wahrheiten

„ schlagen kann. „ Was für eine treffliche Regel giebt nicht Leßing im Laokoon den Lesern der alten Dichter, indem er sie warnt, nicht, wie Spence in dem Polymetis thut, jedes schöne poetische Gemälde in den Alten als Kopey irgend eines Kunstwerks anzusehn! Eine Warnung, besonders damals nothwendig, in der Zeit des wiederauflebenden Studiums der Antiken! Wie durchdacht und gründlich sind seine Erläuterungen über Homers dichterische Mahlerey! Entweder nur Handlungen schildert Homer, oder, wenn er auch sonst körperliche Gegenstände darstellt, so giebt er doch von ihnen kein todtes Bild, das die Lage der Theile neben einander anschaulich machen soll, sondern vielmehr ein fortschreitendes Gemälde, das uns die Figuren in ihrer Bewegung nach und nach zeigt. Wenn der Dichter sich nicht scheut, seine Götter und Helden bey Verwundungen laut schreyn zu lassen, so wird von dem Künstler hingegen (nach dem Grundgesetze des höchsten Schönen) der Ausdruck des Schmerzens in Gemälden und Bildsäulen weislich gemildert. Nach eben diesem Grundsatze, wie der Mahler und Bildhauer, arbeitet auch der dramatische Dichter, in wiefern er sein Werk für die lebendige Mahlerey des Schauspielers bestimmt. Indeß könnte man einwenden, daß ja gleichwol des Sophockles Philocktet vor Schmerzen winsle und wäine: Sophockles, antwortet Lessing, verstärkte und erweiterte die Idee des körperli-

chen Schmerzens, indem er eine Wunde, und nicht eine Krankheit wählte, eine Wunde, die noch dazu ein göttliches Strafgericht war. Um das Mitleid stärker zu rühren, verband Sophockles mit den körperlichen Schmerzen noch andre Uebel, völlige Beraubung der menschlichen Gesellschaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens. Unter allen Martern behält Philocktet doch immer seine moralische Grösse. Kurz, wenn man Leßingen selbst aufschlägt, so wird man bald sehn, daß Sophockles die obige Regel zum Theil beobachtet, zum Theil aber nur darum hintangesetzt habe, um einem noch höhern Gesetze zu folgen. *)

So wie Leßing den Begriff des Schönen überhaupt und im Allgemeinen studirte, so studirte er auch das eigenthümliche Schöne in jeder besondern Gattung, von der Fabel und dem Epigram bis zum erhabensten Schauspiel.

Bey jedem ächten Sinngedicht fordert er zween wesentliche Theile, den einen, der unsere Erwartung erregt, den andern, in welchem ein unvorhergesehe-

*) Wenn heftige Zückungen des Schmerzens bey dem Schauspieler weniger beleydigen, als bey der Bildsäule, so kömmts wol unter anderm auch daher, weil bey dem erstern die wiedrige Gebehrde nur vorübergehend, bey der leztern hingegen unveränderlich ist.

ner Aufschluß diese Erwartung befriedigt. Den Hauptunterschied zwischen äsopischer Fabel und Sinngedicht setzt er darinn, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte auf einander folgen, in der Fabel in Eins zusammenfallen, und daher nur in der Abstraction Theile sind. Die Natur der äsopischen Fabel setzt Leßing nicht, (wie La Motte und Breitinger,) in eine Lehre, die in die Allegorie einer Handlung eingekleidt wird: er setzt sie vielmehr in einen allgemeinen, moralischen Satz, der auf einen einzelnen Fall so zurückgeführt wird, daß man in diesem einzelnen Fall jenen moralischen Satz ganz anschauend erkennet. Vielleicht daß diese Erklärung justo latior seyn mag, und zugleich mit der Fabel auch die Embleme umfaßt. Beyläufig setzt Leßing den Begriff der poetischen Handlung aus einander. Handlung ist ihm eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Die Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke. Er spottet über die Kunstrichter, die nirgends Handlung sehn, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raums fordern. „Diese Kunst-
„richter, sagt er, finden in keinem Trauerspiele
„Handlung, als wo der Liebhaber zu Füssen fällt,
„die Prinzeßin ohnmächtig wird, die Helden sich
„balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs
„springt, der Wolf zerreißt, und der Frosch die

„ Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen
„ nie beyfallen wollen, daß auch jeder innere Kampf
„ von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen
„ Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine
„ Handlung sey, vielleicht weil sie viel zu mechanisch
„ denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer
„ Thätigkeit dabey bewußt wären. „ — Offenher-
zig gesteh ich, daß, wenn dieser Spott begründt ist,
er auch mich trift. Da die Poesie in sinnlicher, an-
schaulicher Darstellung besteht, so darf sie, unsers
Erachtens, die innern Handlungen der Seele nicht
wol anders als verkörpert zur Schau stellen. Dar-
stellung innerer Bewegungen und Empfindungen
macht das lyrische Fach aus; zum erzählenden oder
epischen Fache wird, wie es scheint, äussere, sicht-
bare Handlung erfordert. Zu mehrerer Entwick-
lung dieser Ideen ist hier freylich der Ort nicht.

Die ersten Fabeln, die Leßing selbst machte, wa-
ren in Versen: in der Folge verwarf er viele davon,
lösete diejenigen, die er beybehielt, in Prosa auf,
und vermehrte sie mit andern, die gleichfalls nicht
versificirt sind. Er gestand es selbst, daß er über die
Versification nie ganz Meister gewesen. Indem er
der Versification eines Gellerts, der Lustigkeit eines
Lafontaine, der komischen Laune eines Lichtwer ent-
sagt, versteht er es doch, ihnen auf andre Art den
Rang abzulaufen; er ist erfindungsreicher, als der
Erste, weniger geschwäzig als der Zweyte, correcter

in Plan und Ausdruck als der Dritte. Jede seiner Fabeln ist ein Pfeil, der vom schmucklosen aber kräftigen Bogen abgedrückt, zum Ziele fliegt und trift. Die eine und andere ist vielleicht weniger Fabel als Sinnbild. Diese Dichtungsart bereicherte er mit einer neuen Erfindung, einem äsopischen Heldengedicht, oder System von äsopischen Fabeln, in welchem zwar nur ein einziger moralischer Satz zum Grunde liegt, jedoch so, daß er in seine einzelnen Begriffe aufgelöst wird, deren jeder in einer besondern Fabel sich aufklärt, obgleich alle diese besondern Fabeln zusammen nur eine einzige Hauptfabel ausmachen.

Die Theorie des Schauspiels, und insbesondere der Tragödie entwickelte Leßing vornehmlich in seiner Dramaturgie. Diese ganze Dramaturgie war gleichwol blos ein Werk seiner Laune, aber freylich der Laune eines Kopfes, der auch in flüchtigen Blättern mehr gründliche Philosophie und gesunde Kritik zu geben vermochte, als man in vielen mit sehr ernsthaften Anstalten unternommenen Werken nicht antrift. Die feinen Kritiken, die er über verschiedene berühmte Stücke der französischen Bühne einstreut, verdienten ins Französische übersetzt zu werden. Mit eben so viel jovialischer Laune als treffendem Urtheil entwickelt er die grossen Fehler des immer bewundernswürdigen Voltaire; er beweist, daß dem grossen Corneille eher der Beyna-

me des Ungeheuern, des Gigantischen, als des Grossen gebührte; daß die gepriesene Regelmäßigkeit der französischen Bühne sehr oft nichts anders als eine Beobachtung gewisser, äusserer Formalitäten sey, worüber sie zuweilen das Wesentliche verabsäumt. Dagegen macht er auf die besten Werke der Engländer, und vornehmlich auf Shakesspear aufmerksam. Sein Unterricht, wie unsere Dichter dieses ausserordentliche Genie studiren und nutzen, wie sie zwischen dem englischen und französischen Schauspiel den Mittelweg einschlagen sollen, tragen zur Bildung des Nationalgeschmackes viel bey.

Beynahe unbegreiflich scheint es, wie in Leßingen die verschiedensten Talente, wie in gleicher Person der Kunstrichter und der Dichter, der komische und der tragische Dichter vereinbart gewesen. Man höre, wie bescheiden er sich selbst würdigt. „Ich bin, „ sagt er, weder Schauspieler noch Dichter. Man er„ weiset mir manchmal die Ehre, mich für den leztern „ zuerkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. „ Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich ge„ wagt habe, sollte man so freygebig nicht folgern. „ Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, „ und Farben verquistet, ist ein Mahler. Die äl„ testen von jenen Versuchen sind in den Jahren „ hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtig„ keit so gern für Genie hält. Was in den neuern „ erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt,

„ daß ich es einzig und allein der Kritik zuverdan-
„ ken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht
„ in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbei-
„ tet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen,
„ so reinen Stralen aufschießt; ich muß alles durch
„ Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen.
„ Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn,
„ wenn ich nicht einigermassen gelernt hätte, frem-
„ de Schäze bescheiden zu borgen, an fremdem
„ Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser
„ der Kunst mein Auge zu schärfen. Ich bin da-
„ her immer beschämt oder verdrießlich geworden,
„ wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder
„ hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich
„ schmeichelte mir, etwas von ihr zuerhalten, was
„ dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lah-
„ mer, den eine Schmähschrift auf die Krücke un-
„ möglich erbauen kann.„

Leßings Lustspiele unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß sie meistens eine sehr ernsthafte Absicht verrathen. Er war kein Verächter des Grotesekomischen, gleichwol war er selbst mehr für die feinere Gattung des Komischen gestimmt. Den Schatz ausgenommen, welches Stück eine freye Nachahmung des Plautinischen Trinummus ist, kommen in keinem seiner Lustspielen Züge vor, die ein allgemeines, lautes Gelächter erweckten. Sie gränzen alle mehr an die rührende als an die lachen-

de Gattung. Seine Juden hatten die wichtige Absicht, den schnöden Haß gegen diese Unglücklichen zu strafen. Sein junger Gelehrter züchtigt die lächerliche Eitelkeit unreifer Vielwisser. Sein Freygeist beschämt den fanatischen Eifer mancher Deisten gegen den Stand der Geistlichen. Seine Minna von Barnhelm, das schönste seiner Lustspielen, ist ein Gemälde, worinn weibliche, edle Zärtlichkeit mit eben so edler, männlicher Liebe in den interessantesten Contrast gesetzt sind. Sein Misogyn bekömmt in Schüzens Vorlesung die unterste Stelle.

Unter seinen Trauerspielen, dem Philotas, der Miß Sara Sampson, der Emilia Galotti und Nathan dem Weisen, zeichnen sich die beyden leztern vorzüglich aus. Ein characteristisches Verdienst der leßingischen Schauspiele, besonders der leztern, ist die Harmonie aller einzelnen Theile und der durchaus angemessene, wenn auch hie und da etwas verschönerte Ausdruck der Personen. Sein Nathan ist ein philosophisches Drama, welches den Unterscheid zwischen ächtem. Religionsgeist und religiosen Partheygeist im hellesten Lichte darstellt. Die edeln Gesinnungen, die er in diesem Stück äussert, beweisen genugsam, wie unbillig man ihm aus der Herausgabe der Fragmente eines ungenannten Deisten ein Verbrechen gemacht hat.

Diese Fragmente waren schon lange in Manuscript hie und da herumgegangen, hatten Schaden

gestiftet, und konnten, da sie auf diese Art keine Widerlegung fürchten durften, in ihrer Dunkelheit immer schädlicher werden. Darum zog sie Leßing ans Licht, und dieß nannte er, dem Feuer Luft machen, damit es gelöscht werden könne. Ungeachtet er sich über seine Absicht sehr deutlich erklärte, so konnte er doch dem Toben einiger Zeloten nicht entgehn, die in ihrer Hitze den Verfasser mit dem Herausgeber verwechselten. Einige andre bestritten gleich Anfangs gewisse Sätze, die selbst von den frömmesten und gelehrtesten Theologen anerkennt werden. Da diese Sätze Leßing zu den seinigen gemacht hatte, so verfocht er sie in der Duplick und in den Blättern, die er unter dem Namen Anti-Götze herausgab, mit aller Stärke der Dialecktick und Beredsamkeit, aber auch mit mehr Bitterkeit, als er würde gezeigt haben, wenn ihm auf seinem Wege nur ruhige Wahrheitsforscher begegnet wären. Die Fragmente des Ungenannten sind von verschiedenen, berühmten Gottesgelehrten gründlich widerlegt worden. Leßing hat das Verdienst, diese heilsame Krisis veranlaßt zu haben. So urtheilt selbst ein Jerusalem in seinen vortreflichen Betrachtungen über die Religion.

Von sehr feinem und vielumfassenden Geiste zeugt vorzüglich auch Leßings Erziehung des Menschengeschlechtes.

Einer der sonderbarsten Züge in seinem Caracter

ist

ist es, daß er die ausserordentliche Belesenheit nicht etwa nur in Schauspielen, Romanen, Fabeln und andern Gedichten aller Nationen und aller Zeitalter besaß, sondern auch in den Quellen und Hilfsmitteln alter und neuer Geschichte, in den Schriften der Antiquarier und Litterairgeschichtschreiber, endlich so gar in Kirchenvätern, Bibelauslegern und Theologen. Deutschland erstaunte, als er sich zum Bibliothekar zu Wolfenbüttel durch seinen Berengarius Turonensis gleichsam legitimirte. Noch so mannigfach und heterogen mögen die Arbeiten seyn, man ist beynahe jeder gewachsen, wenn man alles mit philosophischen Geiste zubehandeln gewohnt ist.

Von Leßing erschien nach seinem Hinscheid ein gedoppelter, ästhetischer so wol als theologischer Nachlaß, nur Fragmente, nichts Ausgearbeitetes. Besonders wichtig ist der theologische Nachlaß, den sein Bruder im J. 1784. zu Berlin bey Voß herausgab. In verschiedenen Aufsätzen zeigt der Verfasser, wie man (bey aller Ehrfurcht für das Christenthum) die Entstehung und Ausbreitung desselben aus ganz natürlichen Veranlassungen herleiten könne. 1°. Neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet. 2°. Theses aus der Kirchengeschichte. 3°. G. E. Leßings Bibliolatrie. 4°. Von den Traditoren. An Herrn Docktor Walch. 5°. Die Religion Christi. 6°. Historische Einleitung in die Offenbarung Johannis. 7°. G. E. Leßings so

genannte Briefe an verschiedene Gottesgelehrte, die an seinen theologischen Steitigkeiten auf eine oder die andere Weise theil zunemmen beliebt haben. 8°. Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft. 9°. Ueber die von der Kirche angenommene Meynung, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde. Gegen Herrn Hauptpastor Götze zu Hamburg. 10°. Gegen eine Stelle aus Leß von der Wahrheit der christlichen Religion. 11°. Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion. 12°. Das Christenthum der Vernunft. 13°. Ueber eine Prophezeyung des Cardanus, die christliche Religion betreffend. 14°. Vom Arianismus. 15°. Hilkias. 16°. Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion. 17°. Gedanken über die Herrenhuter. 18°. Tertullian de Præscriptionibus.

Daß der Verfasser der Rechtgläubigkeit wegen bey manchem Zeloten verdächtig geworden, begreift man: allein wer sollte es glauben, daß man einem so vortreflichen Stylisten so gar die Reinigkeit der Sprache habe absprechen dürfen? Und doch geschah's unter anderm von B. L. Tralles in den zufälligen altdeutschen und christlichen Betrachtungen über Lessings Nathan!

Leßings Bildniß prangt an den Hamburger und Prager Bühnen. Auf mehrern deutschen Theatern ward das Gedächtniß seines Todes öffentlich ge-

feiert. *) Abramson prägte zu seinem Andenken eine Schaumünze, auf der man eine Urne mit verloschner Lampe, die Wahrheit mit umgestürzter Fackel, die Natur verhüllt, und die Umschrift sieht: Veritas amicum luget, æmulum natura. Ein schönes Denkmal auf ihn sieht man in dem Freyherrl. Grotischen Park zu Brese, im Lüneburgschen. Die Beschreibung davon findt sich in Hirschfelds Taschenbuch für Gartenfreunde, im zweyten Jahrgang. Sein Grab zu Braunschweig kann izt schon fast niemand mehr nachweisen.

Salomon Geßner.

Derselbe ward im J. 1730. in Zürich gebohren. Unter der Aufsicht eines ungeschikten Lehrers wär ohne Zweifel sein Genie zu Grunde gegangen, wenn nicht das Genie seiner Natur nach alle Schwierigkeiten besiegte. Noch so erbaulich mochte ein poetisches Werk seyn, wenn ihn der Lehrmeister bey Lesung desselben ertappte, so hatte es der Knabe mit

*) S. Gothaer Theaterkalender 1782. s. 78.

Ohrfeigen zu büssen. Lieber thut das junge Genie gar nichts, als daß es gegen seinen innern Hang würkt. Daher jener Anschein von Trägheit und Sorglosigkeit! So bald hingegen durch irgend einen Zufall der Geist sich entzündet und auf die angemessenste Nahrung geführt wird, alsdann erwacht er aus Todesschlummer zu geschäftigem Leben. „ Sie „ wissen, schreibt Geßner an Füßli, daß mein Be„ ruf niemals seyn konnte, Künstler zu werden; „ daher war ich in meiner Jugend ganz ohne An„ leitung. Beschmierte ich gleich in meinen jungen „ Jahren die Menge Papier, so wars doch nur „ ein elendes Spiel, ohne Absicht und ohne An„ führung; so mußte ich nothwendig zurüke blei„ ben; und es war eine natürliche Folge, daß „ meine Neigung sich um vieles verlor. Die besten „ Jahre giengen so dahin, ohne daß ichs versuchte, „ ob ich in der Kunst wohin gelangen könnte. In„ deß thaten die Schönheiten der Natur und die „ guten Nachahmungen derselben von jeder Art „ immer die gröste Würkung auf mich; aber in „ Absicht auf Kunst wars nur ein dunkles Gefühl, „ das mit keiner Kenntniß verbunden war; und „ daher entstand, daß ich meine Empfindungen und „ die Eindrüke, welche die Schönheiten der Natur „ auf mich gemacht hatten, lieber auf eine andere „ Art auszudrüken suchte, derer Ausdruk weniger „ mechanische Uebung, aber die gleichen Talente,

„ eben das Gefühl für das Schöne, eben die auf=
„ merksame Bemerkung der Natur fordert. „

Die Jugend unsers Geßners fiel in jene poetische Epoche, da in dem südlichen Teutschland Haller und Bodmer, in dem nördlichern Kleist und Klopstok durch unsterbliches Vorbild so manchen edlern Jüngling zur Dichtkunst leiteten. Sowol der freye Sinn und die Sitteneinfalt der Schweizer, als auch die würklich romantischen Naturscenen um Zürich her stimmten glücklich zum Gesange der Musen. Auch sammelten gerne Deutschlands Dichter an den Ufern der Limmat, in den Haynen und auf den Hügeln bey Zürich poetische Blumen, wie denn von Zeit zu Zeit diese Stadt der Aufenthalt der Klopstoke, der Kleiste, der Wielande u. a. gewesen. Daher ein poetischer Wetteifer, welcher an jenes güldene Zeitalter der zürcherischen Minnesinger, Hadloub, Maneß u. a. errinnert! — Einen ganz eignen Blumenweg öfnete sich durch poetische Wildniß die geßnerische Muse. Wenn wir Kleisten als vortreflichen Landschaftsmahler, Mahler der leblosen Natur, — wie sehr müssen wir nicht in Salomon Geßner das Genie bewundern, welches lachende Fluren, blumigte Ufer, die ganze arcadische Schöpfung mit den liebeswürdigsten Figuren beseelet! Welche Feinheit und Rührung in den kleinsten Nüancen seiner schäferischen Sittengemählde! Wie im Strahl der Morgenröthe die Natur dem Himmel zulacht,

so lächelt sie unter Geßners reichem, belebenden Pinsel. Kein Wunder, daß seine ländliche Muse, indem sie aus dem eisernen Zeitalter in das güldene Alter der Natur und Freyheit, der Unschuld und Minne versezt, die Lieblingsmuse jeder schönen Seele, nicht bloß in Deutschland, sondern auch bey allen gesitteten Völkern geworden! Wenn wir in Geßners Schäfergedichten die interessantesten Geschichtgen, die gefälligsten Charactere, die rührendesten Situationen studiren, kein Zug zu viel, keiner zu wenig, jeder durch den andern erwärmt und verschönert, müssen wir nicht gestehn, daß sich der Dichter, noch so vertraut mit den Moschus und Bions, mit den Theokriten und Marons, immer eine eigne Idealwelt, und eben so eine eigne, der Huldgöttinnen würdige Sprache geschaffen habe? — Nie kriecht er am Boden, und nie verliert er sich über den Wolken. Seine Muse ist wie Horazens Mädchen, simplex munditiis, von gleicher Reinheit in den Gesinnungen und in dem Gewande. Auch eine Vestalin würde nicht erröthen, sich bey den Spielen der Geßnerschen Liebesgötter überraschet zusehen. Gukt zuweilen ein drolligter Faun aus dem Gesträuche hervor, so thut ers mit einer so treuherzigen Mine, daß er selbst die jungfräulichste Schöne nicht zurükschrekt, sondern ihr in dem sichern Hinterhalte nur ein schalkhaftes Lachen über seine Verstrikung ablokt. Wagt sich,

wie z. B. in dem Nachtstüke, voll begeisternden Taumels, in der bezaubernden Dichtkunst des ersten Schiffers, in den Idyllen, der poetische Capriccio mit der etwas freyern Laune eines Sterne oder La Fontaine hervor, so hält ihn sogleich die Weisheit des Dichters in bescheidener Entfernung.

Sonst glaubt man, daß die schäferische Dichtungsart, so wie die Schäferwelt, immer nur sehr eingeschränkt und einförmig seyn: allein unter Geßners schöpferischem Blicke erweitern sie sich, und sie erscheinen in den verschiedensten Gesichtspunkten und Formen. Daphnis ist ein Schäferroman, der an Feinheit und Naivität der Character dem Romänchen des Longus nichts nachgiebt, und dieses an Mannigfaltigkeit der Situationen noch weit übertrift. Erast und Evander sind schäferische Dramen, lehrreich und rührend durch den Contrast zwischen Welt und Natur. Der erste Schiffer vereinigt mit seiner Philosophie und glänzender Feerey das innigste Herzensinteresse. Er veranlaßte eine der schönsten Opern auf dem französischen Theater. Unter Geßners Bearbeitung erwecken selbst sonst grauenvolle Scenen vielmehr sanfte Wehmuth als Entsetzen und Schauer. Hieher gehören sein Gemählde der Sündfluth und sein Tod Abels. Dieses leztere Gedicht ist eine Epopäe, welche schäferische Naivetät mit religioser Würde verbindet. Und wie vielseitig, wie abwechselnd, immer neu, und doch

immer schäferisch sind nicht die Auftritte und Characteres in seinen Idyllen?

Wenn sonst in Deutschland kein vorzüglicher Dichter aufsteht, ohne daß sich sogleich ein Schwarm Nachahmer an ihn anschmiegt, so ist Geßner derjenige, mit dem man es am wenigsten zu wetteifern gewagt hat. In mehrern Sprachen ist er, bald in Prosa bald in Versen übersetzt worden, und die Sprache des Originals wird kein Uebersetzer niemals erreichen. Schmeichelhaft ist es für Geßnern, daß selbst ein Ramler seine Gedichte in Verse überzutragen versucht hat: allein, so sehr Ramler den Zauber des Wolklanges in seiner Gewalt hat, so scheint es uns doch, daß auch in Prosa Geßner den höchsten Grad der Harmonie erreicht habe, und zwar eben der angemessensten Harmonie für seine schäferische Dichtart. Schmeichelhaft ist es für unsern deutschen Dichter, daß derjenige unter den Franzosen, der ohne Widerrede in anschaulicher Darstellung am glücklichsten ist, daß Diderot stolz darauf war, seine moralischen Erzählungen neben den Geßnerschen Idyllen auf die Nachwelt gehen zu lassen: allein so sehr wir Didorts Gabe der Zusammenstellung, so sehr wir seine Energie und philosophische Dialogistick bewundern, eben so sehr und noch mehr bewundern wir Geßners nicht weniger glückliche Auswahl der Theile zum Ganzen, die Einfalt in seiner

Weisheit, sein warmes und blühendes Colorit, und, (was seltener und schwiriger ist, als Energie,) die ganz schlackenlose Delicatesse.

Gleichwie er mit allen Sinnen, in jeder mannigfachen Scene der Schöpfung das Schöne empfindt, eben so gelingt ihm nicht bloß eine Art des Ausdrukes allein; so bezauberd spricht sein Pinsel, wie sein Gedicht mahlt.

Durch was für Veranlassung und mit welchem Erfolg bey ihm die Liebe zur Zeichnungskunst und Mahlerey wieder erwacht sey, beschreibt er in seinem Brief an Füßlin folgender massen: *)

„ Da ich Gelegenheit bekam meines seligen Herrn
„ Schwehervaters fürtrefliche Sammlung täglich zu
„ sehn, erwachte meine Leidenschaft für die Kunst
„ von neuem, und ich faßte im dreyssigsten Jahr
„ meines Alters den Entschluß, zu versuchen, ob
„ ich noch zu einem Grad gelangen könnte, der
„ mir bey Kennern und Künstlern Ehre machen
„ würde. — Meine Neigung, fährt Geßner fort,
„ gieng vorzüglich auf die Landschaft, und ich
„ fieng mit Eifer an zu zeichnen; aber mir begeg-
„ nete, was so vielen begegnet. Das Beste und
„ der Hauptzweck ist doch immer die Natur; so

*) S. Joh. Caspar Füßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Band III. in der Vorrede.

„ dacht ich, und zeichnete nach der Natur; aber
„ was für Schwierigkeiten, da ich mich noch nicht
„ genug nach den besten Mustern in der verschie-
„ denen Art des Ausdrucks der Gegenstände geübt
„ hatte! Ich wollte der Natur allzu genau fol-
„ gen, und sah mich in Kleinigkeiten des Details
„ verwickelt, die den Effect des Ganzen störten,
„ und fast immer fehlte mir die Manier, die den
„ Gegenständen der Natur ihren wahren Charac-
„ ter beybehält, ohne sclavisch und ängstlich zu
„ seyn. Meine Gründe waren mit verwickelten
„ Kleinigkeiten überhäuft, die Bäume ängstlich
„ und nicht in herrschende Hauptparthien geordnet,
„ alles durch zu ängstliche Arbeit zu sehr unter-
„ brochen. Kurz, mein Auge war noch nicht geübt
„ die Natur wie ein Gemählde zu betrachten,
„ und ich wußte die Kunst noch nicht, ihr zu ge-
„ ben und zu nehmen, da wo die Kunst nicht hin-
„ reichen kann. Ich fand also, daß ich mich zu-
„ erst nach den Künstlern bilden müsse. Ist nicht
„ das, was mir begegnete, der Fehler der ältern
„ Künstler, die noch nicht genug gute Muster
„ hatten? ich meyne die ältern Niederländer und
„ Deutsche; sie hielten sich so genau an die Natur,
„ daß der kleinste Nebenumstand oft so genau ge-
„ mahlt ist, wie der hervorstechendeste, und ihre
„ Gemählde verlieren darum ihre Würkung; sie
„ sind zu ängstlich und zu überhäuft. Genien,

„ die diese Fehler einsahn, suchten dieselben zu
„ meiden, und machten sich mit den Regeln des
„ Schönen in der Disposition, der gemässigten
„ Mannigfaltigkeit, der Hauptmassen in der An-
„ ordnung und im Schatten und Licht u. s. w.
„ bekannt. Nach diesen war nun nöthig zu studi-
„ ren; um den Weg so kurz als möglich zu ma-
„ chen, wählte ich nur das Beste, das, was in
„ jeder Art am besten sich ausnahm, um zu einem
„ Muster zu dienen. Wie sehr wird die Zeit ver-
„ schleudert, wenn man bey Unterweisung junger
„ Künstler sie bey Mittelmässigem aufhält! ihr
„ Geschmak wird so für das wahre Schöne nicht
„ gebildet; das Mittelmässige bleibt ihnen erträg-
„ lich, und nährt bey ihnen den Stolz, sich groß
„ zu glauben, weil es ihnen ein leichtes war,
„ nicht weit hinter ihrem Original zu bleiben.
„ Man lasse den jungen Künstler die Köpfe nach
„ Raphael studiren, wie unerträglich werden ihm
„ die faden, süssen Gesichtergen vieler von den
„ Neuern seyn! Man lasse ihn nach dem Schlen-
„ der so vieler beliebter Künstler nach der Mode
„ zeichnen, und laß ihn dann den schönen Apoll
„ oder Antinous zeichnen, er wird aus beyden ge-
„ meine Leute oder schlechte Tänzer machen, und
„ nicht empfinden, daß er es schlecht gemacht hat.
„ Ich fand das Beste, in meinen Studien von
„ einem Haupttheile zum andern zu gehn; denn

„ wer alles zugleich fassen will, wählt sich gewiß
„ den mühsamern Weg; seine Aufmerksamkeit
„ wird allzu zerstreut seyn und immer ermüden,
„ da er bey zu vielen, verschiedenen Gegenständen
„ auf einmal zu viel Schwierigkeiten findet. Ich
„ wagte mich zuerst an die Bäume, und da wählte
„ ich mir vorzüglich den Waterloo, von dem in
„ dem obgedachten Cabinet eine fast vollständige
„ Sammlung ist. Je mehr ich ihn studirte, je
„ mehr fand ich wahre Natur in seiner Landschaft.
„ Ich übte mich in seiner Manier so lange, bis
„ ich in eigenen Entwürfen mit Leichtigkeit mich
„ ausdrückte. Ich versäumte indeß nicht, nach
„ andern zu arbeiten, deren Manier nicht des
„ Waterloo, aber nichts desto weniger glückliche
„ Nachahmung der Natur war; ich übte mich
„ darum auch nach Swanefeld und Berghem,
„ und wo ich einen Baum, einen Stamm, ein
„ Gesträuch fand, das vorzüglich meine Aufmerk-
„ samkeit reizte, das copirte ich in mehr und we-
„ niger flüchtigen Entwürfen. Durch diese ge-
„ mischte Uebung erhielt ich Leichtigkeit im Aus-
„ druk und mehr Eigenthümliches in meiner Ma-
„ nier, als ich hatte, da ich an den Waterloo
„ mich allein hielt. Ich gieng weiter von Thei-
„ len zu Theilen; für Felsen wählte ich die gros-
„ sen Massen des Berghem und St. Rosa; die
„ Zeichnungen, die Felix Meyer, Ermels und

„ Hackert nach der Natur und in ihrem wahren
„ Character gemacht haben; für Verschiesse und
„ Gründe wählte ich die grasreichen Gegenden,
„ und die sanften, dämmernden Entfernungen des
„ Lorrain, die sanft hinter einander wegfliessen-
„ den Hügel des Wouvermans, die in gemässig-
„ tem Lichte, mit sanftem Gras, oft nur zu
„ sehr wie mit Sammet bedekt sind; dann den
„ Waterloo, dessen Gründe ganz Natur sind;
„ ganz so, wie er sie in seinen Gegenden fand,
„ und darum ist er auch hierinn schwehr nach-
„ zuahmen. Für sandigte oder Felsengründe, die
„ hier und da mit Gesträuch Gras und Kräutern
„ bewachsen, wählte ich mir den Berghem.

„ Wie sehr fand ichs leichter, wenn ich jzt wie-
„ der nach der Natur studirte! Ich wußte jzt,
„ was das Eigenthümliche der Kunst ist; wußte
„ in der Natur unendlich mehr zu beobachten,
„ als vorher, und wußte mit mehr Leichtigkeit
„ eine ausdrückende Manier zu finden, da wo
„ die Kunst nicht hinreicht. Aber wenn ich jzt
„ einen Gegenstand, den ich aus der Natur ge-
„ nommen hatte, ergänzen wollte, wenn ich das
„ beyfügen wollte, was ein mahlerisches Ganzes
„ ausmachen soll, dann war ich furchtsam und
„ verfiel oft auf erkünstelte Umstände, die mit der
„ Einfalt und der Wahrheit dessen, was ich aus
„ der Natur genommen hatte, nicht harmonirten.

„ Meine Landschaften hatten nicht das Grosse,
„ das Edle, die Harmonie, — noch zu zer-
„ streutes Licht, keine rührende Hauptwürkung;
„ und also mußte ich izt aufs Ganze denken. —
„ Aus allem suchte ich izt diejenigen Künstler aus,
„ die in Absicht auf Ideen und Wahl und An-
„ ordnung ihrer Gegenstände mir vorzüglich schie-
„ nen. — — Das gröste Exempel, wie man
„ nachahmen soll, giebt Dietrich; seine Stücke
„ in diesem Geschmake sind so, daß man glauben
„ sollte, Everdingen habe sie gemacht, und sich
„ selbst übertroffen. — Swanefelds edle Gedan-
„ ken, die mit so grosser Würkung ausgeführt
„ sind, und die auf seine grossen Massen von Schat-
„ ten einfallende Reflex-Lichter, Sal. Rosa küh-
„ ne Wildheit, des Rubens Kühnheit in Wählung
„ seiner Gegenstände. Diese und mehrere studirte
„ ich in flüchtigen Entwürfen, izt im Ganzen,
„ da es mir izt meist darum zu thun war, der
„ Einbildungskraft ihren wahren Schwung zu
„ geben. Endlich studirte ich bloß und allein die
„ beyden Poussin und den Claude Lorrain. —
„ Aber das war nicht genug, mir ihre Denkart
„ und ihre Ideen gänzlich bekannt zu machen. Ich
„ legte sie beyseite, und wiederholte die Hauptzüge
„ derselben aus dem Gedächtniß; aber ich ruhete
„ auch da nicht; ich machte mehr flüchtige als
„ genaue Copien von ihren Landschaften. — Es

„ wird niemand fragen: Warum das? Ich kann
„ sie ja in Kupferstichen haben. Gut, dann besiz
„ ich sie wohl, aber ich habe nichts für mein Stu-
„ dium gethan. So wird der Künstler eine im-
„ mer merkwürdige Sammlung zusammenbringen;
„ er hat so nach dem Besten studirt, und sich zu-
„ gleich in den Besiz desselben gesezt. — — So
„ lang es des Künstlers Hauptbeschäftigung ist,
„ andrer Werke so genau als möglich nachzubilden,
„ so verliert oder schwächt er darüber die Kühn-
„ heit und den Schwung der Einbildungskraft,
„ die zum Erfinden nöthig sind. Von dieser Furcht-
„ samkeit suchte ich mich sorgfältig zu erholen;
„ ich legte meine Originale weg, dachte auf eigne
„ Ideen, und gab mir die schwehrsten Aufgaben
„ auf. So fand ich, wie viel ich wieder gewon-
„ nen hatte; fühlte, was mir am leichtesten und
„ vorzüglich gelang; beobachtete, welche Theile
„ mir noch die meisten Schwierigkeiten machten,
„ und bekam so die Anleitung, worauf ich vor-
„ züglich wieder zu arbeiten hatte. Zugleich faßte
„ ich neuen Muth, wenn ich fand, daß Schwie-
„ rigkeiten wieder verschwunden waren, und ich
„ mich besser aus der Sache gezogen hatte, als
„ ich hofte; und zugleich gab ich so meiner Ein-
„ bildungskraft Nahrung und Kühnheit. — Bey
„ dem allem hab ich mir zur Regel gemacht,
„ immer mit dem versehen zu seyn, was zum

„ Zeichnen nöthig ist, ich mag seyn, wo ich will,
„ nicht allein auf Reisen und Spaziergängen,
„ sondern auch zu Haus und in der Stadt. Man
„ vergißt oft etwas, nur weil man zu nachlässig
„ ist, von einem Zimmer ins andre zu gehn,
„ um das Benöthigte zu holen. — Ein Gedanke,
„ im ersten Feuer gedacht, wird auch im ersten
„ Feuer am besten entworfen. —

„ — Eine Beobachtung muß ich nicht vergeſ-
„ sen, die ich aus eigener, vielfältiger Erfahrung
„ weiß, wie sehr es nämlich den Muth erfrischt
„ und wie oft es mich von neuem begeistert hat,
„ wenn ich die Geschichte der Kunst und der Künst-
„ ler lese. — — Noch einen wichtigen Rath muß
„ ich andringen: Die Dichtkunst ist die wahre
„ Schwester der Mahlerkunst. Der Künstler un-
„ terlasse nicht die besten Werke der Dichter zu
„ lesen; sie werden seine Einbildungskraft mit den
„ schönsten Bildern bereichern u. s. w. „

So weit Geßners Schreiben im Auszug. Wenn er hier die Poesie als Gehilfin der Mahlerey empfiehlt, so pflegt er sonst, auch die Mahlerey, die Musik und jede schöne Kunst als Gehilfin der Poesie zuempfehlen. Nicht ohne Bedeutung sind in der griechischen Götterlehre die Musen durch schwesterliche Bande vereinigt. Noch so verschieden mögen Stoff und Werkzeuge seyn, so ist das Schöne doch

immer

immer eben daſſelbe, immer verſinnlichte Mannigfaltigkeit in Einklang. Lebhaft empfindet, und richtig prüft es Geßner, wo und wie es ſich immer ihm darbeut, es ſey nun im Concert oder Gemählde, in einem Gebäude oder im Garten. Für einen Mann von ſo feinem und von ſo wenig ausſchlieſſenden Geſchmacke iſt die ganze Natur unerſchöpflich an Quellen des reinſten Vergnügens. Vorzüglich gilt auch von ihm, was man öfters bemerkt, daß nichts ſo ſehr den Geſchmack am Guten veredle, als der Geſchmack an dem Schönen. In jedem moraliſchen Verhältniſſe, als Menſch, als Freund, als Gatte und Vater erſcheint er in dem liebenswürdigſten Lichte. Wenn man ſonſt behauptet, daß durch den Gott Hymen ſo mancher Virtuoſe aus den Chören der Muſen weggelockt werde, ſo kann unſers Dichters Beyſpiel zur Ausnahme dienen. In ſeinem Schwiegervater, Heinrich Heidegger, Mitgliede des täglichen Rathes in Zürich, fand er einen Freund, der die Künſte ehrte und kannte, und der einen Schatz von Gemählden und Handzeichnungen beſaß. In ſeiner Gemahlin ſah er mit der edelſten Bildung den gefälligſten und belebteſten Umgang vereinigt. Sie wars, die ihn zu ſeinen Meiſterſtücken begeiſterte, und zu den glücklichſten Erfindungen führte. Was ſonſt wol ſelten ein Poet in ſeiner Gattinn vereint ſieht, ſieht er in der ſeinigen, zugleich die

feinste, untrüglichste Kunstrichterin, und die sorgsamste Freundin, die thätigste Hauswirthin, die zärtlichste Mutter. Nicht weniger glücklich ist er in seinen vortreflichen Kindern. In dem einen seiner Söhne hat er einen Künstler erzogen, der einst berühmt, wie der Vater seyn wird. In dem Schooße der Familie möchten wir Geßnern mit Racinen vergleichen. Man weiß, wie dieser Leztere mit seinen Kindern die kindische Procession spielete; wie er eine Einladung bey Hofe ausschlug, um bey Hause mit den Seinigen die Karpfe zuessen: Aehnliche Züge der herzlichen Güte und Naivität könnten wir in Menge auch von unserm Geßner erzählen. Wir unterlassen es, weil sie manchem gravitätischen Kinde auf der Kanzel und aufm Schöppenstuhl unbedeutend oder wol gar kindisch vorkommen möchten. Indeß erinnern wir die Herren, daß, wer immer, wer am unrechten Orte groß seyn will, es eigentlich nie ist; wir erinnern sie, daß selbst der grosse Scipio und Lälius *) sich gern in ländliche Ein-

*) Sæpe ex socero meo audivi, sagt Crassus, cum is diceret, socerum suum Lælium semper fere cum Scipione solitum rusticari, eosque incredibiliter repuerascere esse solitos, cum rus ex urbe, tanquam e vinculis,

samkeit flüchteten, um bey schuldlosen Kinderspielen wieder zu wahren Kindern zu werden. Nur eine ruhige und unbefleckte Seele kan sich so harmlos vergessen.

So warm und belebt, entweder beym socratischen Becher, oder bey Gegenständen der Kunst, oder sonst bey jedem nützlichen Geschäfte und Vorschlage, Geßners Gespräch ist, so gerne versinkt er in sich selbst bey leerem Cermonial und zweckelosem Besuche.

Auch mit bürgerlichen Ehren hat das Vaterland seine Verdienste belohnet. Seit dem Jahr 1767. ist er Mitglied des täglichen Rathes, und seit dem J. 1781. Oberaufseher der Hoch- und Frohnwaldungen. Unter andern Ehrenbezeugungen, die ihm in der Nähe und Ferne sowol die berühmtesten Schriftsteller und Künstler als auch die Grossen der Erde erwiesen, erwähnen wir nur jener güldenen Schaumünzen, womit ihn die

---

evolaviſſent. Non audeo dicere de talibus viris, ſed tamen ita ſolet narrare Scævola, conchas eos & umbilicos ad Cajetam & ad Laurentum legere conſueſſe & ad omnem animi remiſſionem ludumque deſcendere. Cicero de Oratore.

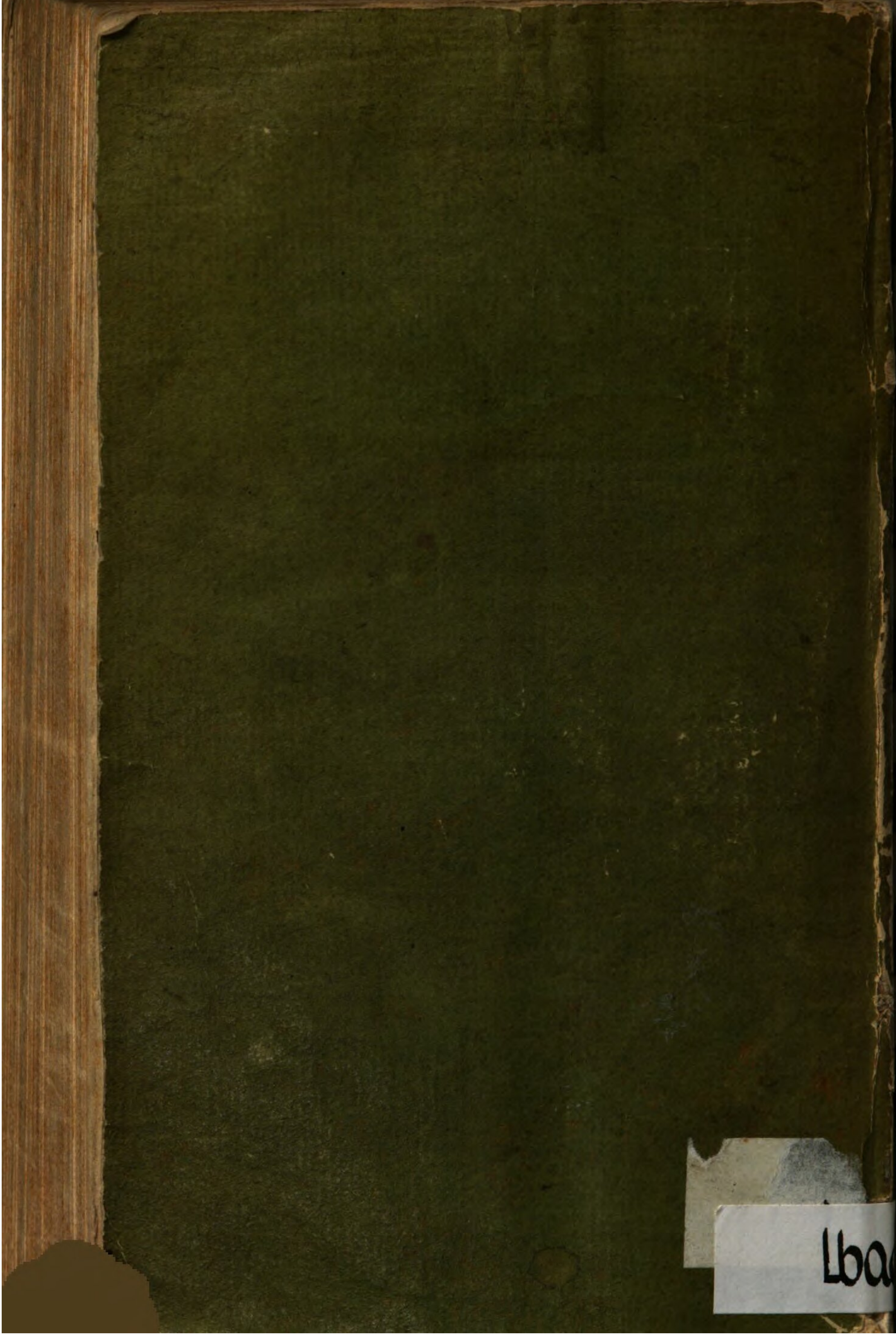
Kayserin von Rußland beschenkte. Ungeachtet der allgemeinen Huldigung, womit ihn jeder Kenner des Schönen beehrt, ist er unendlich weit von der Anmassung und Zudringlichkeit, von der geheimnisreichen Geschäftigkeit und Ränkesucht geräuschliebender Gelehrten entfernt. In seinem Character herrschen gleiche Naivetät und Einfalt, wie in den Schäfern seiner Idyllen.

Chronologisches Verzeichniß der Dichter.

I. Barden. I, Seite 1.
II. Hrabanus Maurus. I, 5.
III. Otfried. I, 13.
IV. Notker Labeo. I, 28.
V. Willeram. I, 33.
VI. Roswitha. I, 37.
VII. Heinrich Frauenlob. I, 354.
VIII. Winsbeck und Winsbeckinn. I, 376.
IX. Maneß, oder die Minnesinger. I, 46.
X. Melchior Pfinzing. I, 67.
XI. Sebastian Brand. I, 355.
XII. Hans Sachs. I, 75.
XIII. Johann Fischard. I, 93.
XIV. Burkard Waldis. I, 118.
XV. Georg Rollenhagen. I, 136.
XVI. Martin Opitz. I, 145.
XVII. Paul Flemming. I, 160.
XVIII. Hans Michael Moscherosch. I, 181.
XIX. Friederich von Logau. I, 190.
XX. Fruchtbringende Gesellschaft. I, 206.
XXI. Fried. Rud. Ludw. von Canitz. I, 225.
XXII. Johann von Besser. II, 3.
XXIII. Wernike. I, 258.
XXIV. Carl Gustav Heräus. II, 55.
XXV. Christian Friederich Hunold, Menantes genannt. II, 64.

XXVI. Barth. Heinr. Brockes. I, 287. II, 15.
XXVII. Carl Friedr. Drollinger. I, 271.
XXVIII. Joh. Christian Günther. II, 68.
XXIX. Christoph Ludw. von Still. II, 133.
XXX. Joh. Jacob Bodmer. I, 287.
XXXI. Joh. Christoph Gottsched, und dessen Gattinn. II, 42.
XXXII. Joh. Christian Cuno. II, 27.
XXXIII. Albrecht von Haller. I, 315.
XXXIV. Friedrich von Hagedorn. I, 336.
XXXV. Christoph Friedr. Liskov. II, 88.
XXXVI. Sam. Gotthold Lange, und dessen Gattinn. II, 106.
XXXVII. Gottl. Wilh. Rabener. II, 141.
XXXVIII. Joh. Immanuel Pyra. II, 135.
XXXIX. C. F. Gellert. II, 162.
XL. Christian Ewald von Kleist. II, 181.
XLI. Joh. Christoph Rost. II, 222.
XLII. Joh. Elias Schlegel. II, 231.
XLIII. Magn. Gottfr. Lichtwehr. II, 250.
XLIV. Joh. Philipp Withof. II, 270.
XLV. F. C. C. von Creutz. II, 255.
XLVI. Joh. Nicol. Götz. II, 280.
XLVII. Anna Louisa Karschin. II, 299.
XLVIII. Klopstock. II, 312.
XLIX. Gotthold Ephraim Leßing. II, 339.
L. Salomon Geßner. II, 371.

Bibliothèque Poisson



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meister, Leonhard, 1741-1811

Characteristik deutscher Dichter

Bd.: 2

St. Gallen ; Leipzig 1789

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Lbaa (b) 3-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342463-6
VD18 15511111-001